

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Familienkunde

32 (1990)

Oldenburgische Familienkunde



Herausgegeben von dem Oldenburger Landesverein für
Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V.
durch die „Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde“
von Wolfgang Büfing, Lerigaumweg 14, 2900 Oldenburg

Jahrgang 32

Heft 1

Januar 1990



Harald Schieckel

**Familiengeschichtliche und autobiographische
Aufzeichnungen des oldenburgischen Ministers
Günther Jansen (1831-1914)**

**Familie Jansen
Aus der Studentenzeit 1850-1853
Aus dem Oldenburger Beamtenleben 1855-1858**





Günther Jansen (1831-1914),
Minister in Oldenburg

*Die Silhouetten auf der Titelseite zeigen:
Gerhard Friedrich August Jansen (1791-1869), Kammerpräsident in Oldenburg,
und seine Ehefrau Emilie geb. von Berg (1805-1862). (Mit freundlicher Erlaubnis
von Herrn Dr. Günther Thaden).*

Familiengeschichtliche und autobiographische Aufzeichnungen des oldenburgischen Ministers Günther Jansen (1831-1914)

**Familie Jansen
Aus der Studentenzeit 1850-1853
Aus dem Oldenburger Beamtenleben 1855-1858**

von Harald Schieckel

Der Nachlaß des 1914 verstorbenen oldenburgischen Ministers Günther Jansen ist nach dem Tode seines Sohnes Gerhard Jansen (1872-1954) von dessen Erben an das Niedersächsische Staatsarchiv in Oldenburg und an das später in diesem Archiv deponierte Archiv der Oldenburgischen Literarischen Gesellschaft von 1779 abgeliefert worden.¹ In beiden Teilen befinden sich handschriftliche Aufzeichnungen Günther Jansens, die dieser nur zum Teil in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat. Eine ganze Anzahl dieser Aufsätze hat er dann neben bisher ungedruckten Stücken in seinen Band „Nordwestdeutsche Studien“ (1904) aufgenommen. Etliche dieser Texte gehen auf Vorträge zurück, die Jansen in der Oldenburgischen Literarischen Gesellschaft gehalten hat, der er ab 1877 als Mitglied angehörte.² Die meisten Handschriften haben einen persönlichen Bezug zum Leben des Verfassers und seiner näheren Vorfahren. Sie behandeln seine Familie, seine Studienjahre in Göttingen 1850-1853, frühe Erfahrungen als junger Beamter 1855/1858, 1860/1862, seine Erlebnisse in den Kriegen von 1866 und 1870/71 und die Umstände seines Rücktritts als Minister 1900. Auch die Schilderung der Aufenthaltsorte der großherzoglichen Familie in Eutin und auf der Schaumburg an der Lahn konnte persönliche Erinnerungen verarbeiten, da Jansen häufig dort im Gefolge des Großherzogs gewilt hat. Von diesen Aufzeichnungen sind nur seine Erlebnisse von 1870/1871 und seine Erinnerungen an seinen Kommilitonen Heinrich Geffcken vollständig im Druck erschienen. Andere Erinnerungen, insbesondere an die Jahre 1866, 1870/1871, fanden ihren Niederschlag in seiner Biographie des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter.³ Seine Erlebnisse als Vertreter der Beamten in Löningen und Damme in den Jahren 1860-1862 hat Hermann Lübbling ausführlich in einem Aufsatz ausgewertet.⁴ Zur Ergänzung und Abrundung dieser bisher veröffentlichten



Texte Jansens können die Ausführungen dienen, die sich in seinem Nachlaß über seine Familie (entstanden nach 1904)⁵, seine Studentenzeit in Göttingen 1850-1853 (entstanden 1909)⁶ und die Anfänge seiner Beamtenlaufbahn als Auditor bei den Ämtern Oldenburg und Berne 1855-1858 (entstanden um 1905/1908)⁷ befinden. Da Jansen zu diesen Ausarbeitungen Anmerkungen beigefügt hat, ist anzunehmen, daß er die Veröffentlichung geplant hatte. Da aber die Abfassung der Aufsätze nicht lange nach Erscheinen seines Aufsatzbandes „Nordwestdeutsche Studien“ erfolgte und er auch bald nach seiner Pensionierung nach Weimar verzog, hat er sich vermutlich nicht mehr ernsthaft um eine Drucklegung bemüht.

Der Reiz der hier vorgelegten Aufzeichnungen liegt nicht nur in der aus den Veröffentlichungen Jansens bekannten anschaulichen Art der Darstellung, die für seine äußeren Lebensumstände und seinen Charakter zahlreiche Einzelzüge beiträgt. Seine Ausführungen enthalten vielmehr soviel Milieuschilderungen aus dem Umkreis seines Vaters, aus seiner Studentenzeit in Göttingen mit größeren Reisen nach Süddeutschland und in die Alpen und aus den Anfängen seiner Beamtenzeit, angereichert mit zahlreichen Anekdoten, daß hier zugleich ein wertvoller Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte in der Mitte des 19. Jahrhunderts vorliegt. Dazu kommt, daß Jansen ein vielseitig gebildeter und interessierter Mann war, der sich nie mit der engeren Fachwissenschaft seines Juristenberufes begnügte. Das zeigt sich schon in seinen Studentenjahren, wo er gemeinsam mit Kommilitonen griechische Texte oder Dichtungen Heines las. Zufällig oder auch gezielt machte er Bekanntschaften, die ihn förderten, mit dem späteren Schriftsteller Julius Rodenberg, dem späteren Staatsrechtslehrer und Politiker Geffcken, dem späteren Politiker und Minister von Miquel und dem Theologen und Literaturhistoriker Vilmar. Fruchtbar wirkte es sich aus, daß er mit seinem Landsmann Carl Friedrichs befreundet war, dem späteren Archäologen. Von einigen Kommilitonen gibt er Hinweise auf die spätere Stellung in Politik und Gesellschaft, die sie in anderen Staaten eingenommen haben, meist in Preußen und Bayern. Immer kennzeichnet er auch die politischen Zustände und Stimmungen, wie er sie in den ersten Jahren nach der mißglückten Revolution von 1848/1849 in Göttingen, Kassel oder Wien erlebte. An seinen Reiseschilderungen besticht die Frische der Empfindungen, die noch im hohen Alter widerspiegeln, wie der Jüngling aus dem Flachland von der Bergwelt der Mittelgebirge und des Hochgebirges beeindruckt wurde. Köstlich ist schließlich die Darstellung des gesellschaftlichen Lebens in dem kleinen Marktflöcken und Amtsmittelpunkt Berne, während er die dortige dienstliche Tätigkeit zugleich mit dem Urteil des auf eine fünfundvierzigjährige Erfahrung im öffentlichen Dienst zurückblickenden Beamten kommentiert, der die Beamtenausbildung aus der Zeit vor der Verwaltungsreform von 1858 noch kennengelernt hat.

Von den oldenburgischen Ministern des 19. Jahrhunderts, unter denen sich manche Persönlichkeiten von Format befunden haben (Christian Diedrich



von Buttell, Johann Heinrich Jakob Schloifer, Christian Carl Philipp Zedelius), dürfte er vielleicht der am umfassendsten gebildete und interessierte gewesen sein. Das läßt sich aus den Themen und dem Inhalt seiner Aufzeichnungen und Veröffentlichungen ablesen. Um einen Eindruck von seinem Wirken als hoher Beamter zu geben, der jahrzehntelang entscheidende Funktionen in Politik und Verwaltung an verantwortlicher Stelle ausgeübt hat, soll hier ein kurzer Überblick über seine Laufbahn gegeben werden.⁸ Er hat die Grundlagen hierzu in seinen Studienjahren und mit dem Beginn seiner Beamten-tätigkeit gelegt, wurde aber auch geprägt durch die generationenlange Tradition seiner Familie. Er selbst weist in seinen Erinnerungen ausdrücklich daraufhin, daß es für ihn als Sohn, Enkel und Urenkel von Beamten ganz selbstverständlich gewesen sei, ebenfalls Jurist im Staatsdienst zu werden.

Gerhard Friedrich Günther Jansen wurde am 5. 1. 1831 in Oldenburg als Sohn des Kammerpräsidenten Gerhard Friedrich August Jansen (1791-1869) und der Henriette Friederike Louise Emilie von Berg (1805-1862) geboren, einer Tochter des Ministers Günther Heinrich Freiherr von Berg (1765-1843). Nach dem Besuch des Gymnasiums in Oldenburg studierte er von 1850-1853 in Göttingen, amtierte 1855 als Auditor am Amt Oldenburg, 1856 am Amt Berne, 1858 als Regierungssekretär. Bereits 1864 erhielt er den Auftrag, publizistisch die Angelegenheiten der schleswig-holsteinischen Thronkandidatur des Großherzogs zu vertreten, und stand seit dieser Zeit in einem engen Vertrauensverhältnis zu diesem Fürsten. 1865 vertrat er den Vorstand der Hof- und Privatkanzlei und den Vorstand der Ministerialkanzlei und wurde 1866 zum Ministerialreferenten ernannt. Im Feldzug dieses Jahres begleitete er den Großherzog zur Mainarmee. Bei den Sitzungen des Staatsministeriums wie auch bei den Ministerkonferenzen in Berlin, in denen die Frage der Verfassung des Norddeutschen Bundes beraten wurde, war er beteiligt. 1868 wurde er Regierungsrat, 1869 Hilfsarbeiter im Staatsministerium, und 1870 übernahm er die Leitung der Hof- und Privatkanzlei. Im deutsch-französischen Kriege von 1870/1871 begleitete er den Großherzog nach Frankreich und wurde mit wichtigen Missionen beauftragt. 1871 erhielt er den Rang eines Vortragenden Rates. 1872 zum Ministerialrat, 1874 zum Geheimen Ministerialrat befördert, wurde er 1876 als Geheimer Staatsrat Mitglied des Staatsministeriums, in dem er die Departements des Großherzoglichen Hauses, des Auswärtigen und des Innern übernahm. 1890 erhielt er den Vorsitz im Staatsministerium. Als im Jahre 1900 der neue Großherzog, Friedrich August, eine Erhöhung seiner Zivilliste verlangte, trat Jansen mit seinen zwei Ministerkollegen zurück und wurde bald darauf pensioniert. Er verzog dann nach Weimar, da seine Frau Marie Sophie Emilie Frommelt (1843-1928) aus Thüringen stammte, und verstarb dort am 31. 12. 1914. Von seinen Kindern ist seine Tochter Emilie (Emma), verehelichte Lewald (1866-1946), als Schriftstellerin bekannt geworden.^{8a} Der eingangs erwähnte Sohn Gerhard verstarb wie seine Schwester Marie (1869-1947) unverheiratet. Nur von der mit dem



sachsen-weimarischen Geheimen Regierungsrat Constantin von Goeckel (1857-1908) verheirateten Tochter Sophie leben noch Nachkommen des Ministers.⁹ Nachkommen eines Bruders seines Großvaters, des Kanzleirates und Bürgermeisters Albrecht Friedrich August Jansen in Jever (1758-1824), lebten noch nach 1947 in Aurich.¹⁰

Die nun folgenden Aufzeichnungen werden wortgetreu unter Angleichung an die heutige Rechtschreibung und Zeichensetzung wiedergegeben. Die Anmerkungen Jansens sind durch Buchstaben markiert, die Anmerkungen des Bearbeiters mit Zahlen.

Familie Jansen

Die alte Herrschaft Jever ist die Heimat unserer Familie. In Jever wurde am 6. Juni 1791 mein Vater Gerhard Friedrich August Jansen († als Kammerpräsident in Oldenburg am 9. April 1869) als der Sohn des Justiz- und Kammerrats Gerhard Ulrich Jansen (* 9. April 1749, † 5. November 1809) und der Margarethe Sophie Jansen, geb. von Honrichs (* 15. Juni 1756, † 20. Dezember 1802) geboren. Mein Vater entstammt einer Jeverschen Beamtenfamilie. Auch sein Großvater Ulrich Jansen (verheiratet mit Helene Sophie, geb. Mansholt) war Justiz- und Kammerrat in Jever gewesen.¹¹ Über diesen hinaus haben sich Nachrichten nicht erhalten. Doch galt in der Familie die Überlieferung, daß er aus Cleverns, einem Dorf in der Nähe von Jever, gebürtig gewesen sei. Meine Großmutter Margarethe Sophie von Honrichs war die Tochter des Etatsrats Heinrich August von Honrichs (einer über Oldenburg, Ostfriesland und Jever weitverzweigten Familie angehörig)^a und, früh verwaist, von dem Landrichter Johann Heinrich Grosse (* 14. Dezember 1729, † 20. Januar 1781) und dessen Frau Johanne Charlotte Luise, geb. Garlichs (* 2. August 1739, † 5. Februar 1806) an Kindesstatt angenommen worden, so daß diese von meinem Vater als seine Großeltern angesehen wurden.

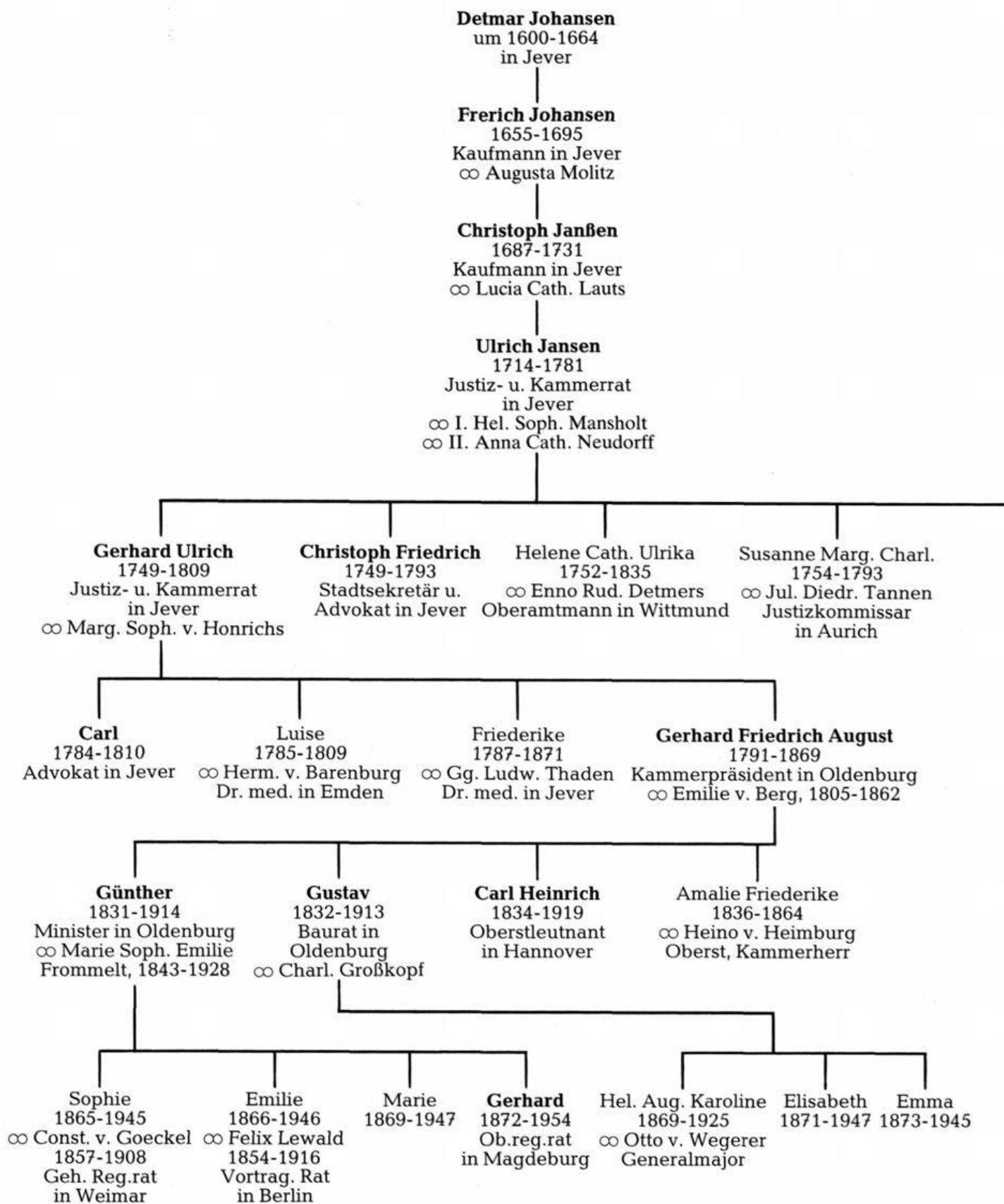
Im Hause meiner Großeltern an der Ecke der St. Annen- und der Drostestraße, jetzt der Jeverländischen Bank gehörig, herrschte behaglicher Wohlstand. Durch die Beerbung ihres Bruders, des Amsterdamer Kaufmanns Diedrich Garlichs, dessen Andenken sich in Jever durch die Stiftung der Kirchenorgel (1756) und andere Schenkungen erhalten hat, war die Großmutter meines Vaters, die Landrichterin Grosse, in den Besitz eines für jene Zeit nicht unerheblichen Vermögens gelangt, welches zum Teil in Landgütern^b im Jeverlande angelegt, zum Teil (1767) auf dem Landsitz Moorwarfen in der Nähe von Jever^c verwendet wurde, welches noch in meinen und meiner Geschwister Jugenderinnerungen eine große Rolle spielt und von meinem Vater, dem es bei der Erbteilung im Jahre 1809 zugefallen war, nachdem es neunzig Jahre im Besitz der Familie gewesen, mit Rücksicht auf die völlig veränderten Verhältnisse erst im Jahre 1857 veräußert worden ist.

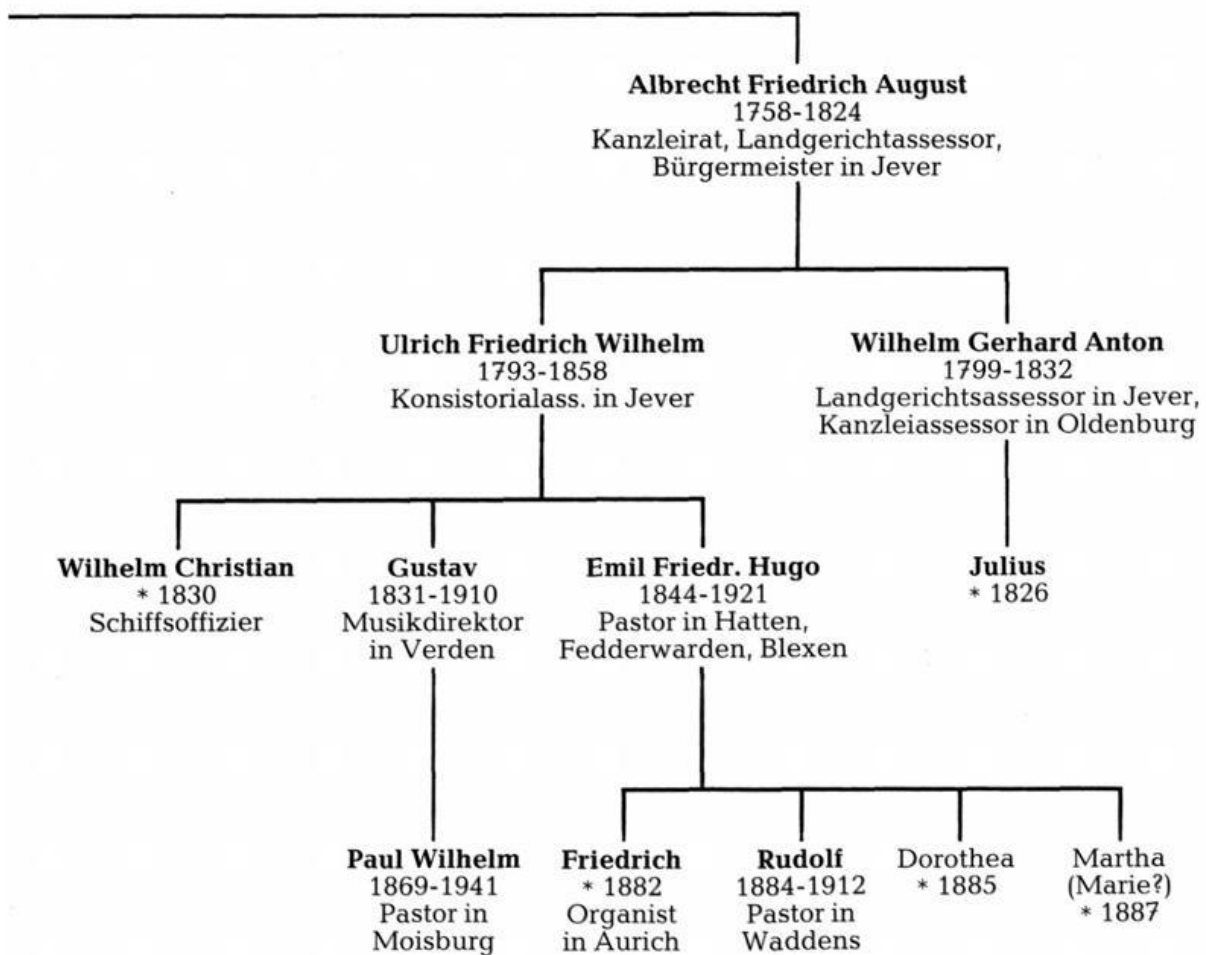
Die Herrschaft Jever war eines der eigentümlichsten Staatsgebilde des deutschen Reiches.^d In den alten Friesenzeiten dem Gebiete der sieben Seelande angehörig, welche ihre gemeinsame Vertretung im Upstalsboom bei Aurich hatten, wurde sie bis in das sechzehnte Jahrhundert von der Häuptlingsfamilie Papinga beherrscht, deren letzte Vertreterin, die sagenumwobene Fräulein Maria (1511-1575), ihr Ländchen in bedrängten Zeiten Kaiser Karl V. als Herzog von Burgund zu Lehen auftrag und letztwillig ihrem Vetter, dem Grafen Johann von Oldenburg, vermachte. Später sind die Geschicke des kleinen, durch das burgundische Lehensverhältnis dem übrigen Deutschland fremden, nicht einmal in die Kreisverfassung des Reiches einbezogenen Landes wechsellvoller als die irgendeines anderen deutschen Territoriums gewesen. Dieser Wechsel drückt sich anschaulich auch in dem Lebensgang meines Vaters aus, der, in Jever als Anhaltiner geboren, von 1793-1807 Russe, von 1807-1811 Holländer, von 1811-1813 Franzose war und alsdann Oldenburger wurde, ohne den Aufenthalt anders, als durch den Besuch der Universität gegeben, gewechselt zu haben. Das Interesse für die jeversche Heimat unserer Familie und deren ausgeprägte Eigenart erfüllte, durch die häufigen Sommeraufenthalte in Moorwarfen genährt, schon meine ältesten Kindererinnerungen. Die Reihenfolge der Häuptlinge aus dem Hause Papinga lernte ich ebenso früh meinem Gedächtnis einprägen wie diejenigen der Römischen Könige, und die Einteilung Jeverlands in Rüstringen, Östringen und Wangerland ward mir fast ebenso früh geläufig wie die fünf Weltteile.

Mein Vater hatte drei ältere Geschwister, einen Bruder Carl (jung gestorben als Anwalt in Jever, * 28. September 1784, † 6. Januar 1810) und zwei Schwestern: Friederike (verheiratet seit 1811 mit dem Dr. med. Thaden in Jever, früh verwitwet und in Jever gestorben, * 17. Januar 1787, † 1871) und Luise (kurz verheiratet mit dem Dr. med. von Barenburg in Emden, *15. August 1785, † 16. November 1809). Die Erinnerung an die alte Tante Friederike und das altjeversche Haus, welches sie an der Burgstraße bewohnte, ist mir und meinen Geschwistern mit dem Andenken an Jever und Moorwarfen eng verbunden. Aus ihrer Ehe mit dem Dr. Thaden hatte Tante Friederike drei Söhne, Gerhard, Bernhard, George, und eine Tochter Leonore. Gerhard studierte Theologie und starb jung als Hilfsprediger in Altenesch. Bernhard wurde Landwirt, erheiratete durch seine Ehe mit Meta Behrens (Müller) eine Stelle im St. Jooster Groden und nahm sich später in einem Schwermutsanfall das Leben. Ein Sohn, Georg Thaden, lebt in Oldenburg, eine Tochter Friederike, früher verheiratet mit einem Landwirt Schildt, von dem sie geschieden wurde, ebenfalls. George, Theologe, war langjähriger Pastor in Oldorf im Jeverlande und zog nach seiner Emeritierung nach Heidelberg, wo er gestorben ist.¹² Die Tochter Eleonore heiratete einen Rechtsanwalt Oncken in Varel, der sich dann als Privatgelehrter in Heidelberg niederließ.¹² Kinder: Wilhelm Oncken, der bekannte Historiker¹⁴, August Oncken, Professor der Staatswissenschaften in Bern¹⁵, Elise Oncken, lebt als Witwe eines Marinebaumeisters Schirmmacher in Kiel, Helene Oncken, geisteskrank.



Stammtafel der Familie Jansen





Nachdem mein Vater das jeversche Gymnasium (heutiges Mariengymnasium), welches unter der Leitung des Rektor Hollmann¹⁶, eines urjeverschen Originals und tüchtigen Philologen, eines wohlverdienten Ansehens genoß und damals Männer wie den späteren Geschichtsschreiber Friedrich Christoph Schlosser¹⁷, auch einen Sohn des Jeverlandes, zu seinem Lehrpersonal zählte, absolviert hatte^e, bezog er, wie das noch in meinem Besitz befindliche Schulprogramm besagt „Themidas castia scinturus“ um Ostern 1809 die Universität Heidelberg, wo Thibauts¹⁸ Lehrstuhl in jener Zeit seine Anziehungskraft übte. Von Heidelberg siedelte er schon im Herbst 1809 nach Göttingen über. Der folgende Winter brachte ihm alsdann in rascher Folge eine Reihe schmerzlicher, tiefeinschneidender Verluste durch den Tod seines Vaters († 5. November 1809), seiner ältesten Schwester († 16. November 1809) und seines Bruders († 6. Januar 1810), deren Druck auf dem weiteren Verlauf seiner Studienzeit lastete. Von Göttingen führten ihn erst in den letzten Tagen des September 1811 seine Wege zum Besuch der allein ihm verbliebenen Schwester Friederike und deren Familie nach Jever zurück, und von dort bezog er, da er als nunmehriger französischer Untertan zum Besuch einer französischen Universität verpflichtet war, nach kurzem Aufenthalt mit zwei befreundeten Landsleuten (seinem Vetter, dem späteren Konsistorialassessor Ulrich Wilhelm Friedrich Jansen¹⁹ in Jever, Vater des Verdener Musikdirektors²⁰, und eines ostfriesischen Verwandten, des späteren Justizkommissars Tannen²¹ in Aurich) die Universität Brüssel, wo er am 31. Oktober 1811 eintraf und nach angestrenzter Arbeit am 31. August 1812 den Grad eines licencié en droit, dem deutschen Doktorgrad entsprechend, erwarb, durch welchen die Befähigung zur Bekleidung von Staatsämtern im französischen Kaiserreich erlangt wurde. In Anlaß des fünfzigjährigen Dienstjubiläums meines Vaters, 27. September 1864, wurde von der Universität Brüssel der Doktorgrad erneuert und ein Diplom darüber ausgehändigt. Veranlaßt war diese Aufmerksamkeit durch den Landsmann und Schulbekannten meines Vaters Dr. Rieken²², welcher als vormaliger Leibarzt des Königs Leopold I. von Belgien seinen Wohnsitz in Brüssel hatte. Die Reise nach Brüssel wurde von Jever aus durch Holland gemacht, wo mein Vater in Amsterdam den Kaiser Napoleon sah. Während seines zehnmonatlichen Aufenthaltes in Brüssel wohnte er Rue de Corrière Section 7 no. 679 in der Gegend der Place Cantersteen, eine Stätte, die ich bei meinen wiederholten Anwesenheiten in der belgischen Hauptstadt aufzusuchen nie unterlassen habe, bis ich sie bei meinem letzten Besuch im Mai 1899 in Folge von Demolierungen und Neubauten nicht mehr vorfand. Die Brüsseler Studienzeit wurde im September 1812 mit einer Reise nach Paris und einem vierwöchentlichen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt abgeschlossen, wo mein Vater im Tuileriengarten den König von Rom²³ spielen sah und die aus Rußland eintreffenden Siegesnachrichten mit gepreßtem Herzen miterlebte. Nach der Rückkehr in die Heimat im Oktober ward er in Jever als Advokat bei dem dortigen Tribunal erster Instanz zugelassen und als solcher am 24. November 1812 beeidigt.



Napoleons Niederlage in Rußland bereitete Deutschlands Befreiung vor und erregte auch in den Departements der Ems- und Wesermündungen die Gemüter. Als bei der Feier des Napoleonstages, des 15. August 1813, in Jever ein den Kaiser verherrlichendes Transparent gewaltsam zertrümmert wurde, geriet mit anderen jungen Leuten auch mein Vater in den Verdacht einer Beteiligung an dieser franzosenfeindlichen Kundgebung. War auch dieser Verdacht grundlos, so hielt er es doch für vorsichtig, sich weiteren Nachforschungen zu entziehen, und blieb eine Zeitlang in dem altbekannten Göttingen verborgen, bis ihm Czernitscheffs²⁴ und seiner Kosaken Einzug in Kassel, dem er von Göttingen aus als Zuschauer zu Pferde beiwohnte, gestatteten, sein Asyl zu verlassen und ungefährdet nach Jever zurückzukehren.

Die Herrschaft Jever war nunmehr auf Grund einer Zession des Kaisers von Rußland mit dem wiederhergestellten Herzogtum Oldenburg vereinigt, und die Organisation der oldenburgischen Behörden trat dort mit dem 1. Oktober 1814 ins Leben. Die Anstellung meines Vaters im oldenburgischen Staatsdienst erfolgte von diesem Tage an (höchstes Reskript vom 27. September 1814) als Amtsauditor beim Amte Tettens (Amtmann Jürgens²⁵, ein besonders tüchtiger Beamter, später Regierungsrat in Oldenburg), von wo er nach mehr als anderthalbjähriger Beschäftigung zum 1. Juni 1816 in gleicher Eigenschaft an das Amt Jever (Amtmann von Unger)²⁶ versetzt wurde. Am 21. November 1816 erhielt er seine Ernennung zum ersten Kammersekretär in Oldenburg und trat damit in die erste Beziehung zu einer Behörde, der er länger als zweiundfünfzig Jahre als Sekretär, als Mitglied und seit 1840 als Chef bis zu seinem Tode angehören sollte.

An einem der letzten Novembertage des Jahres 1816 traf mein Vater, wie er uns manchmal erzählt hat, auf der alten Poststraße über Bockhorn, Spohle, Conneforde und Wiefelstede zu Pferde in Oldenburg ein, für ihn und seine Familie ein bedeutungsvoller Abschnitt, indem sich von nun an seine Heimat und der Mittelpunkt seiner Lebensverhältnisse dauernd von Jever nach dem ihm in Folge der politischen Trennung bis dahin so gut wie fremden Oldenburg verlegte. In Oldenburg wohnte mein Vater vor seiner Verheiratung im Hause des Tapetenhändlers Buchholz²⁷ am inneren Damm, später im Hause des Weinhändlers Bollmann²⁸ an der Huntestraße.

Aus der Studentenzeit 1850-1853

Am 12. April des Jahres 1850 verließ ich nach wohlbestandenem Abiturium Oldenburg und siedelte auf die Universität Göttingen über, um dort die Rechte zu studieren. Daß ich als Sohn einer alten Beamtenfamilie in den Geleisen meines Vaters, meiner Großväter und meines Urgroßvaters^f die Zu-



kunft meines Lebensberufes in der Jurisprudenz und in der Laufbahn des Staatsdienstes zu suchen haben werde, war von jeher als selbstverständlich angenommen, nicht allein im Familienkreise, sondern auch von mir selbst, und es ist darüber, soviel ich mich erinnere, niemals ein Wort verloren worden. Einer im Überschwang der Schülerbegeisterung für das klassische Altertum einmal von mir hingeworfenen Äußerung, daß ich mir das Studium der Philologie besonders anziehend und lohnend denke, ward eine praktische Tragweite wohl weder von den Meinigen noch von mir selbst beigelegt. Die Wahl der ehrwürdigen Georgia Augusta war gegeben, weil Heidelberg, wohin sonst das Augenmerk studierender Landsleute für die ersten Semester sich zu richten pflegte - auch mein Vater hatte zuerst in Heidelberg und dann erst in Göttingen studiert - in den Frühjahrstagen des Jahres 1850 noch unter dem Druck der Nachwirkungen des Badischen Aufstandes stand und deshalb nicht für einen geeigneten Aufenthaltsort für einen jungen norddeutschen Studenten gehalten wurde. Mit meinem Freunde und Altersgenossen Theodor Lier²⁹, der gleich mir sich in Göttingen dem Studium der Jurisprudenz widmen wollte, fuhr ich mit der Nachmittagspost von Oldenburg nach Bremen. In der Postkutsche saß mit uns eine mir bekannte alte Dame mit ihrer Pflgetochter⁹ und nahm während der vierstündigen Fahrt an unseren Zukunftsplänen freundlichen und nachsichtigen Anteil. Die Pflgetochter hat mich an diese gemeinsame Fahrt, die für mich und meinen Freund in der Tat die Fahrt ins Leben bedeutete, manchmal erinnert, als wir beide alte Leute waren. In Bremen übernachteten wir, unserer frisch gewonnenen Selbständigkeit uns stolz erfreuend, in dem damals noch neuen Hillmanns Hotel und fuhren am folgenden Tage auf der nicht gar lange vorher eröffneten Eisenbahn nach Hannover, wo wir die Zeit unseres Aufenthaltes benutzten, um in der zweiten Kammer den Minister Stüve³⁰ und einige Hauptführer der hannoverschen Opposition reden zu hören, und aßen dann in dem jetzt längst verschwundenen Hotel zur Stadt Hamburg an der Roten Reihe, welches damals für das Absteigequartier der Göttinger Studentenschaft in Hannover galt, zu Mittag. Die Post von Hannover nach Göttingen fuhr in der Nacht und brauchte bis zur Erreichung ihres Zieles volle zwölf Stunden. Auf der Höhe von Elze tauchten die Berge des Leinetales auf. Es war dieser Eindruck für mich ein Lebensereignis, da ich als Sprößling des norddeutschen Flachlandes noch niemals wirkliche Berge gesehen hatte; eine Feststellung, durch welche ich übrigens den heimatlichen Dammer Bergen, den drei Bergen am Zwischenahner See, den Osenbergen und dem damals in den Umgebungen Oldenburgs noch eine Rolle spielenden Beverbäcker Berge nicht zu nahe treten will. Im Gastzimmer des Wirtshauses zur Sonne in Northeim entwickelte sich vor meinen Augen das erste Bild akademischen Lebens in der Gestalt einer großen Anzahl farbengeschmückter Studenten, die dort, aus den Ferien nach Göttingen zurückkehrend, von allen Seiten zusammenströmten. Der ehrwürdigen Ruine des Hardenberg, der „Plesse romantischen Trümmern“ schenkten wir im Vorüberfahren aus dem vollgepfropften Postwagen gebührende ehrfurchtvolle Aufmerksamkeit.



In Göttingen hatte mir ein Oldenburger Freund, der inzwischen nach Heidelberg übergesiedelt war^h, eine bis dahin von ihm benutzte Wohnung an der Weender Straße im Hause des Oberpedellen Huch gegenüber der Jakobikirche gemietet. In diesem Hause habe ich während meiner sechs Göttinger Semester gern und behaglich gewohnt, in den beiden ersten Semestern im ersten, im dritten und vierten im zweiten Stock nach der Straße hinaus, im fünften und sechsten Semester im zweiten Stock nach dem Hofe, wo der „Bummel“ auf der Weender Gasse meine Blicke weniger von der Arbeit abzog. Die Wohnungen waren in dem damaligen Göttingen, welches nur sieben- bis achthundert Studenten zählte, nicht teuer. Ich hatte für das ganze Jahr sechs, fünf und zuletzt nur 4 Louisdor (ein Louisdor etwa 17,50 M) zu zahlen. In dem Hause waren, wenn ich nicht irre, acht Studentenwohnungen, und die Hauswirte um das Wohl ihrer akademischen Hintersassen freundlich besorgt.

Die juristische Fakultät in Göttingen glänzte in den Fünfziger Jahren nicht durch Namen von weithin reichendem Klange wie eines Vangerow³¹ oder Savigny³², aber es fehlte nicht an akademischen Lehrern von wissenschaftlichem Ansehen und gediegener Gelehrsamkeit. Institutionen und Pandekten hörte ich bei Franke³³, Deutsches Privatrecht bei Thöl³⁴, Zivilprozeß bei Briegleb³⁵, dessen ausgeprägt bayerisches Wesen - er war Rechtsanwalt in Schwabach gewesen - mit der königlich hannoversch-großbritannischen Normalfigur eines Göttinger Professors seltsam kontrastierte. Daneben sind aus jener Zeit die Namen Ribbentrop³⁶ und Hartmann³⁷ (Zivilrechtspraktikum) zu nennen. Deutsches Staatsrecht hörte ich mit besonderem Interesse bei Zachariae³⁸, der noch im Nimbus der Paulskirche sich sonnen durfte und gerne sonnte, Strafrecht, Kirchenrecht und Rechtsphilosophie bei Herrmann³⁹, dem nachmaligen Präsidenten des preußischen Oberkirchenrates. Da es nicht in meinem Plane lag, mich ganz in die Mysterien der Jurisprudenz zu vergraben, hörte ich im ersten Semester auch Deutsche Geschichte des Mittelalters bei Georg Waitz⁴⁰, der auch eine Vergangenheit der Frankfurter Parlamentszeit repräsentierte und damals das nur aus den Parteigegensätzen jener Zeit zu verstehende böse Wort „Der Bayer ist eine Übergangsstufe vom Oesterreicher zum Menschen“ geprägt haben sollte, was ihm gelegentlich Auskrempe- lungen (?) von Seiten bayrischer Studenten zuzog, wenn er in seinen Geschichtsvorlesungen auf Bayern - ich habe dies beim Herzog Thassilo miterlebt - zu reden kam. Mein Lehrer in den nationalökonomischen Fächern war der Holsteiner Georg Hanssen⁴¹, an den ich von Oldenburg aus empfohlen war, da er als Lehrer des Erbgroßherzogs Nikolaus Friedrich Peter⁴² dortige Beziehungen hatte. Da diese Beziehungen auch vom Großherzog demnächst aufrechterhalten und gefördert wurden, hat sich mir im späteren Leben wiederholt Gelegenheit geboten, dem hochangesehenen Gelehrten wieder zu begegnen, wenn auch früher vorübergehend gehegte Pläne, ihn dauernd an Oldenburg zu fesseln, sich nicht verwirklicht hatten. Daß ich während meiner ersten Göttinger Zeit auch den Überlieferungen des Gymnasiums treu blieb



und in der Pflege meiner Interessen das klassische Altertum nicht vernachlässigte, hatte ich vornehmlich der Anregung meines Freundes Carl Friedrichs, des später bekannt gewordenen, aus Delmenhorst gebürtigen und leider zu früh verstorbenen Archäologen¹, zu verdanken, mit dem ich Griechisch, vornehmlich Aeschylos und Aristoteles, trieb, bis er von Göttingen nach Erlangen übersiedelte. Auch hospitierte ich gelegentlich in philologischen Vorlesungen bei Carl Friedrich Hermann⁴³, Schneidewein⁴⁴, von Leutsch.⁴⁵ Von wissenschaftlichen Kapazitäten ersten Ranges lebten in Göttingen damals noch der Astronom Gauß⁴⁶ - zu bestimmten Stunden des Tages eine stehende Erscheinung im literarischen Museum (Lesemuseum), in das ich gern meine Mußstunden verlegte - und der Anatom Langenbeck.⁴⁷ Von den Göttinger Sieben weilten wieder in Göttingen im Lichte ihrer politischen Vergangenheit der Theologe Ewald⁴⁸ und der Physiker Weber.⁴⁹ Die akademischen Vorlesungen wurden zu meiner Zeit noch in den mehr als bescheidenen Räumen des alten Kollegiengebäudes gegenüber der Johanniskirche gehalten, und von irgendwelchem Prunk war dabei wie in dem damaligen Göttinger Leben überhaupt nicht die Rede. Aus dem Frankfurter Parlament war der einzige österreichische Abgeordnete Rößler⁵⁰ von Wien, welcher in den deutschen Verfassungsfragen von seinen Stammesgenossen sich getrennt hatte und wegen seiner preußenfreundlichen Haltung in der Paulskirche nicht nach Österreich zurückkehren konnte, als außerordentlicher Professor der Rechte nach Göttingen verschlagen. Ich hörte bei ihm ein Kolleg über den Sachsenspiegel.

Wer als Neuling auf eine Universität kommt, hat sich natürlich in erster Linie mit seiner Stellungnahme zu dem eigentlichen Studentenleben abzufinden, welches ihm nach dem Zwange des Pennalismus vor allem die goldene Freiheit verheißt. In den trüben Fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war, wie nicht zu verwundern, durch die allgemeine Lage der politischen Verhältnisse auch das akademische Leben unerfreulich beeinflusst. Der Freiheits- und Einheitstraum des Jahres 1848 war in Nichts zerronnen. Die nationalen Hoffnungen, welche an die Februartage und die Märztage sich geknüpft hatten, waren grausam geknickt⁵¹, der alte Bundestag kehrte in das Palais an der Eschenheimer Gasse zurück, und auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens setzte eine wüste und, wie es schien, hoffnungslose Reaktion ein. Das war ein Umschwung, der seine Schatten auch auf das Studentenleben werfen und mit der notgedrungenen Ausschaltung idealer Ziele aus dem Kreise der Interessen des Tages einer gewissen Verkümmern preisgeben mußte. Unter dieser Signatur fand ich Göttingen vor. Gewiß empfand man wohl diesen Zustand als eine vorübergehende krankhafte Erscheinung, aber niemand konnte sagen, wann und wie er enden werde, und so waltete in der politischen Stimmung und allem, was mit ihr zusammenhing, einstweilen dumpfe Resignation und Gedankenlosigkeit. Man ging ins Kolleg und trank Bier oder trank auch Bier, ohne ins Kolleg zu gehen, je nach der Individualität. Natürlich gab es auch erfreuliche Ausnahmen, aber es waren eben Ausnahmen.



Auch gute und tüchtige Naturen fügten sich dem Zwange. Und welch ein infernalisches Gebräu war das sogenannte Administrationsbier, auf welches der Göttinger Biertrinker damals noch angewiesen war! Als ich einem Bekannten gegenüber, der sonst ein nüchterner und verständiger Mensch war, einmal über die schlechte Bekömmlichkeit dieses Bieres klagte, erhielt ich zur Antwort: „Es dauert immer einige Zeit, bis man sich durchgesoffen hat. Nachher wird es besser“. Einer meiner Freunde hatte einem Bierwirt - vielleicht durch des hübschen Töchterleins schöne Augen bestochen - eine größere Summe Geldes (mehrere Louisdors) geliehen. Da Rückzahlung nicht erfolgte, mußte diese Schuld in Administrationsbier „abgekneipt“ werden, und in den dafür ausersehenen Heerbann ward auch ich eingereiht, desertierte aber bald. Wer an der Tafelrunde der Kneipe ein höheres Interesse mitbrachte, fand sich meist rasch enttäuscht und mußte sich gefallen lassen, als eine Art Sonderling angesehen zu werden. Nur eine Frage beherrschte die Geister, die Gemüter, die Gedanken, die Gespräche, das war die leidige Duellfrage, der eine ungemessene Wichtigkeit beigelegt ward und nach deren Beurteilung sich die studentischen Kreise scharf untereinander schieden. Den von altersher bestehenden Corps standen die seit dem Jahre 1848 emporgekommenen, damals noch zahlreichen und einflußreichen sogenannten Progreßverbindungen schroff und feindlich gegenüber. Wenn man nicht ganz auf seiner „Bude“ sich einkaspeln wollte, mußte man wohl oder übel nach der einen oder der anderen Richtung sich entscheiden. Durch einen älteren Oldenburger Landsmann^k wurde ich mit der Verbindung Teutonia bekannt, die sich im Jahre 1848 vom Corps Hannovera losgelöst hatte und eine freiere Auffassung der Duellfrage vertrat, ohne freilich ihren vermittelnden Standpunkt auf die Dauer durchführen zu können.^{51a} Während des größten Teiles meines Göttinger Aufenthaltes stand sie in einer gewissen Blüte, und ich habe mich, solange ich ihr angehörte, wohl in ihr gefühlt, da sie mir von studentischer Geselligkeit bot, was ich suchte, und mir zahlreiche angenehme und förderliche Beziehungen vermittelte. Die Teutonia rekrutierte sich weit überwiegend aus Angehörigen des Königreiches Hannover und innerhalb desselben wieder vorzugsweise aus den beiden Gymnasien in Hildesheim, dem protestantischen (Andreanum) und dem katholischen (Josephinum). Der konfessionelle Gegensatz machte sich kaum fühlbar, die verschiedenen Fakultäten waren in angemessenem Verhältnis vertreten, etwas dominierend vielleicht die Juristen. Doch gliederten sich auch Angehörige anderer deutscher Staaten als Mitglieder oder gesellschaftlich der Teutonia an, namentlich Braunschweig, Lippe-Detmold, Waldeck, auch Thüringen und Hessen waren durch zusagende Elemente vertreten, und die Zugehörigkeit zu dieser Verbindung hat manches freundschaftliche Verhältnis für mich begründet, welches auch über die Universitätszeit hinaus sich erhalten hat. Einen wahren Freund gewann ich an dem mir besonders sympathischen Friedrich Wiederholt⁵² aus Bockenem bei Hildesheim, mit dem ich in täglichem Umgang mich oft und gern zu gemeinsamer juristischer Arbeit vereinigte und dem ich auch später noch einige Male wiederbegegnet bin, als er richterlicher Beam-



ter in Osterode war. In dieser Stellung hatte er sich großes Ansehen erworben, obgleich ihm ein schweres Augenleiden - er verlor das Gesicht mit Eintritt der Dunkelheit - die Bewegung unter Menschen sehr erschwerte. In engere Beziehungen trat ich auch zu zwei bayrischen Studiengenossen, Erlanger Uttenreuther, Wilhelm Weigel⁵³ aus Nürnberg und Hermann Haas⁵⁴ aus Regensburg, welche Anschluß an die Teutonia gefunden hatten und - umgängliche und gebildete Leute, kirchlich gesinnt und philosophisch geschult - unsern kirchlichen und philosophischen Problemen gegenüber ziemlich zurückhaltenden Kreis gelegentlich mit anderen Ideen in Berührung brachten und manche abweichende Verhältnisse süddeutscher Universitäten richtiger würdigen lehrte. Beide sind später zu hohen öffentlichen Ämtern in Bayern gelangt (Oberlandesgerichtsräte in Nürnberg). Haas überraschte mich einige Jahre später durch seinen Besuch in meiner oldenburgischen Heimat, als ich Auditor in Berne im Stedingerlande war, und ich konnte ihm diesen Besuch nach zwei weiteren Jahrzehnten in Ansbach erwidern, wo er damals in behaglicher Häuslichkeit als Landgerichtsrat tätig war. Von meinen Verbindungsgenossen in der Teutonia, deren „Kneipbild“ noch heute in meinem Arbeitszimmer hängt, bin ich im späteren Leben, nachdem die Verhältnisse in Deutschland sich gründlich gewandelt hatten, dem schneidigen und ritterlichen Pfafferott⁵⁵, Amtsrichter in Liebenburg am Harz, als Zentrumsabgeordneten für einen westfälischen Wahlkreis und eifrigem Mitgliede der Justizkommission, Innocenz von Strombeck⁵⁶ aus Braunschweig als Abgeordneten für den Wahlkreis Worbis - Heiligenstadt und einem der führenden Mitglieder der Zentrumspartei, Beckh aus Nürnberg - in unsrer Verbindung der Strafbayer⁵⁷ genannt - als fortschrittlichem Abgeordneten für Coburg im Reichstage wieder begegnet, während ich meinen Heimatstaat Oldenburg im Bundesrat zu vertreten hatte.

Mit den studierenden Oldenburger Landsleuten, welche in Göttingen ziemlich zahlreich vertreten waren, ward gute Landsmannschaft gehalten, und am Geburtstage des Großherzogs vereinigte man sich ohne Unterschied der Farbe und Richtung meistens im Dorfe Geismar zu einer gemeinsamen Feier. Mein Freund Lier hatte sich der Progreßverbindung Neu-Hannovera, den sogenannten grünen Hannoveranern, angeschlossen und befand sich in dem Verbands sehr wohl. Dieser zahlreichen und angesehenen Verbindung gehörten damals Marcard⁵⁸, später als hervorragende Arbeitskraft in der hannoverschen Verwaltung und im preußischen Landwirtschaftsministerium bekannt, der spätere Kunsthistoriker von Lützow⁵⁹, der spätere hochverdiente Oberbürgermeister von Göttingen, Merkel⁶⁰, demnächst auch Heinrich von Treitschke⁶¹ an. Durch meine Beziehungen zu Lier und anderen Landsleuten, welche Mitglieder der Neu-Hannovera waren, verkehrte ich gelegentlich auch in diesem Kreise. Was mir an freundschaftlichen Verbindungen während meiner Studentenzeit zuteil ward, vollzog sich übrigens zum Teil außerhalb des Rahmens des Verbindungswesens, so in erster Linie meine nahen Beziehungen zu Heinrich Geffcken⁶² aus Hamburg, über die ich an anderer

ger Leben eine größere Rolle nicht gespielt. Die Stätten, an welche Familien-erinnerungen sich knüpften - das Haus meines Urgroßvaters an der Weender Straße, in welchem auch meine Mutter als junges Mädchen glückliche Tage verlebt hatte, die Wohnung meiner Großeltern während der Jahre, in denen mein Großvater, der spätere oldenburgische Minister, in seinem vielbewegten Leben als Professor der Rechte in Göttingen tätig gewesen warⁿ - wurden gewissenhaft festgestellt und aufgesucht.

Auf den an die eintönige Moor- und Heidelandschaft gewöhnten Sohn der norddeutschen Tiefebene mußten natürlich die reizvollen Umgebungen Göttingens, mochten sie auch mit denjenigen Heidelbergs und anderer bevorzugter Städte sich nicht vergleichen können, einen bestrickenden Zauber ausüben, dem er im Vollgenuß seiner jungen Freiheit unbeschränkt sich hingeben durfte. Immer von neuem erfreute ich mich auf meinen täglichen Wanderungen um den Wall an den reizenden Ausblicken über die alte Stadt hinaus auf die Höhen des Hainbergs, den Gleichen, des Meißner. Nachmittags und abends zog es mich und meine Freunde auf den damals noch neuen „Rohns“ auf dem Abhange des Hainbergs, auf die Bierdörfer Weende, Grohnde oder Geismar, auf die Stegemühle oder die Maschmühle. Auf der Stegemühle machte ich eines Nachmittags in zufälliger Begegnung die erste persönliche Bekanntschaft meines Veters Gustav Jansen⁶⁹ aus Jever, der damals als junger Musiklehrer in Göttingen lebte und sich später als dankbarer Schüler Robert Schumanns einen Namen in der Schumann-Literatur gemacht hatte. In den Laubengängen des Dannhauerschen Gartens in Weende habe ich in späteren Semestern manche Stunde über den Problemen der Pandekten und anderen Rechtsmaterien gebrütet. Als weitere Ziele winkten vormittags oder nachmittags die Rosenmühle, die Plesse, Nörten mit dem Hardenberg, Reinhausen mit den Gleichen, die Bruck^{69a} mit ihrer herrlichen Aussicht über das Eichsfeld hinüber auf die Bergkette des Harzes, von welcher das Schloß in Herzberg dem Wanderer entgegenleuchtete, für Tagestouren der Hanstein mit der Teufelskanzel über der Werra, Münden, Witzenhausen. Dabei ward es in jugendlichem Übermut mit der Rücksicht auf den Kollegienbesuch natürlich nicht immer genau genommen.

Schon um Himmelfahrt konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich einigen Freunden auf einem Ausfluge nach Kassel anzuschließen, das wir zu Fuß über die wald- und aussichtsreichen Höhen des Reinhardtswaldes erreichten, bei unserem Einzuge noch von den für die alte kurfürstliche Residenz besonders charakteristischen Trümmern der Katlenburg begrüßt. Zu jener Zeit war Vilmars „Deutsche Literaturgeschichte“ in den Händen der gebildeten Welt. Bei einem Morgenspaziergange des folgenden Tages durch den herrlichen Augarten geriet ich mit meinen Freunden in Meinungsverschiedenheiten darüber, wie eine von Vilmar⁷⁰ gezogene Parallele zwischen dem Parzifal und dem Faust zu verstehen sei, und da wir uns darüber nicht einigen konnten, schlug ich vor, den in Kassel wohnhaften Professor selbst zu



befragen, wie er die Parallele verstanden wissen wolle. Und so geschah es. Bei diesem Besuch, der uns die Bekanntschaft des berühmten Literaturhistorikers vermittelte, empfingen wir nicht nur die gewünschte Belehrung, sondern trafen noch mit einem anderen namhaften Kasseler, Oberappellationsrat Elvers⁷¹, früher Rechtslehrer in Rostock, zusammen, der sich ebenfalls freundlich für unser Anliegen interessierte. In Elvers anregendem Familienkreis fand ich noch in demselben Sommer - kurz vor dem Zusammenbruch des kurhessischen Staatswesens und dem Einrücken der österreichisch-preußisch-bayrischen Exekutionstruppen in Kassel - durch eine zufällige Verbindung Eingang und durfte dort einen anziehenden Abend verleben. Elvers schöne und anmutige Tochter war mit dem Optiker Professor Listing⁷² in Göttingen verheiratet. Von seinen beiden Söhnen war der älteste⁷³ damals Privatdozent in Göttingen, hatte als solcher ein dickes Buch über das Recht der Servituten geschrieben, trat später als Konsistorialrat in Gräflisch Stolbergische Dienste und ward in Wernigerode der Verfasser einer trefflichen Biographie des bekannten Philanthropen Victor Aimé Huber.⁷⁴ Bei der Lektüre dieses Buches durfte ich viele Jahre später meiner kurzen Studentenbeziehungen zum Elvers'schen Hause mich dankbar erinnern. Einem jungen Offizier, den ich an jenem Abend im Elvers'schen Hause kennen gelernt hatte, Leutnant von Cornberg, fiel wenige Monate später nach dem Staatsstreich des Kurfürsten, wie ich teilnehmend in den Zeitungen las, die mißliche Aufgabe zu, mit einem Husarenkommando den Ständesaal in Kassel von den widerstrebenden Abgeordneten mit Gewalt zu räumen, wobei er einen besonders korpulenten Herrn, der von seinem Stuhle sich nicht trennen wollte, mit demselben durch Husaren in die Höhe heben und ins Freie setzen ließ.

Um Pfingsten ward mit einer größeren Anzahl von Freunden^o eine längere Reise durch Thüringen unternommen, das Fest in großem Studentenkreise auf dem Markt in Eisenach und auf der Wartburg gefeiert, der Inselsberg bestiegen, eine Anzahl von Orten berührt, welche, damals nur von Fußwanderungen gestreift, jetzt weltbekannte Sommerfrischen sind, und endlich über Schwarzburg und Rudolstadt Jena erreicht, wo der Pflege studentischer Beziehungen einige Tage gewidmet wurden.^{74a} Von Jena kam ich als Fußwanderer auf der Landstraße zum ersten Male in meine heutige Heimat Weimar, ohne Ahnung, welche Rolle dieselbe in meinem späteren Leben für mich und die Meinigen spielen sollte, und stieg in dem noch jetzt unverändert bestehenden Gasthof zum Adler an der Marktstraße ab, wo ich einen Freund (Stöcker) erwarten wollte, der in Jena für eine dringend notwendig gewordene Auffrischung unserer Reisekasse zu sorgen übernommen hatte. Die Ankunft des Freundes verspätete sich zu meiner nicht geringen Sorge um einige Tage, doch trat er im letzten Augenblick ein, als ich eben mich entschließen wollte, dem Wirt des Adler ein Bekenntnis meiner einstweiligen Zahlungsunfähigkeit abzulegen, und so konnten wir leichten Herzens und von allen mannigfachen Eindrücken dieser schönen Wanderwochen hochbefriedigt die Rück-



reise nach Göttingen antreten. Daß bei den vielfachen Abziehungen dieses ersten Semesters die Institutionen des römischen Rechtes und was damit zusammenhängt, mir eine ziemlich fremde Materie geblieben waren, wird begreiflich, wohl auch verzeihlich erscheinen. Mit leichterem Herzen und leichterem Gedankengut durfte man damals aus den kleineren deutschen Staaten in die weite Welt ziehen, als heutzutage, wo ernste Lebensfragen viel früher in den Kreis der Erwägungen und Entschließungen des jungen Mannes treten als damals.

Als ich um Ostern 1850 die Universität bezog, war bestimmt worden, daß ich innerhalb meiner dreijährigen Studienzzeit nicht nach Hause zurückkommen, sondern die akademischen Ferien zu Reisen oder zu häuslicher Arbeit auf der Universität verwenden solle. Für die Durchführung dieses Grundsatzes, der heutzutage dem Einen oder Andern etwas hart erscheinen mag, bin ich meinem Vater stets von Herzen dankbar gewesen, denn wenn die Erziehung zu selbständiger Lebensführung neben dem eigentlichen Studium eine Hauptaufgabe der Universitätszeit ist, so liegt auf der Hand, daß dieselbe durch nichts mehr beeinträchtigt werden kann als durch die alle halben Jahre oder noch öfter sich wiederholende Heimkehr zu den heimatlichen „Fleischtöpfen“ und den häuslichen Gewohnheiten des Elternhauses. Bei den heutigen hochentwickelten Verkehrsbedingungen würde es unnatürlich sein, an der Durchführung einer solchen an sich einleuchtenden Regel streng festzuhalten. Damals erforderte eine Reise von Göttingen nach Oldenburg einen Zeitaufwand von 24 Stunden, darunter 16 Stunden Postwagenfahrt, während heute Oldenburg von Göttingen aus in einer sechs- bis siebenstündigen Fahrt erreicht wird. Meine hannoverschen Freunde pflegten dann auch schon damals fast ausnahmslos während der Ferien in das Elternhaus zurückzukehren. Für mich handelte es sich nun gegen den Schluß meines ersten Semesters um die Aufstellung eines Reiseprogramms für die großen Ferien, was mir ein sehr verlockender Gedanke war, und ein älterer Freund und Landsmann, der auf diesem Gebiete praktische Erfahrungen besaß (Steinfeld)^{74b}, unterzog sich zu meiner Befriedigung der Bearbeitung eines gemeinsamen Reiseplanes, welcher in seinem Kern die Tiroler und Salzburger Alpen umfassen sollte. Als dritter Genosse fand sich zur Teilnahme an der Reise der in den Kreisen der Teutonia verkehrende Friedrich Cäsar⁷⁵ aus Detmold, zwischen welchem und mir die Gemeinschaft dieser Reisewochen ein Freundschaftsverhältnis begründete, welches weit über die Studentenzeit hinaus bis zu Cäsars Tode - er starb mehr als achtzigjährig im vorigen Winter (15. Januar 1909) - gepflegt wurde.

Mit einem sogenannten Selbstdirigenten, d. h. einem Einspanner, welcher nach Göttinger Brauch von einem von uns kutschiert und von einem uns eine Strecke begleitenden Freunde in den heimatlichen Stall zurückbefördert wurde, fuhren wir frühmorgens an einem Tage der zweiten Augustwoche frohen Mutes nach Kassel. In Marburg ward eine Station von einigen Stunden gemacht. Die Eisenbahn von Kassel nach Frankfurt war noch nicht vollendet,

und zwischen Gießen und Friedberg mußten größere Strecken in einem Omnibus zurückgelegt werden. Nur im Fluge berührt wurden Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe, Stuttgart. Die wenigen auf Heidelberg entfallenden Stunden wurden neben dem selbstverständlichen Besuch des Schlosses zum Aufsuchen bekannter dort studierender Landsleute verwendet, von mir auch zu einem Besuch bei der mir verwandten Familie Oncken⁷⁶, den Eltern des später bekannt gewordenen Historikers Wilhelm Oncken, der damals noch ein Kind war. Der Vater Oncken, in seinen Anfängen Rechtsanwalt in Varel, lebte in Heidelberg unter der Firma eines Privatgelehrten und war mit einer rechten Cousine von mir^p verheiratet. „Wenn unsre Eltern weiter nichts für uns getan hätten, als uns von Varel nach Heidelberg zu verpflanzen, so müßten wir ihnen ewig dankbar sein“, pflegte Wilhelm Oncken zu sagen. Am Bodensee machten wir Halt. In Bregenz sollte unsre in dem Reiseplan sorgfältig vorbereitete Fußwanderung beginnen. Nach dem Überschreiten der österreichischen Grenze trat uns sofort der Ernst der Zeiten in einem sprechenden Bilde entgegen: In Bregenz und den umliegenden Ortschaften lagen interniert verschiedene ungarische Regimenter, Bestandteile der Armee, welche bei Vilagos unter Görgey⁷⁷ kapituliert hatte. Die finsternen und melancholischen Physiognomien der ungarischen Soldaten kontrastierten sattsam mit den lebensfrohen Gesichtern der heimischen Kaiserjäger. Bei unsrer Wanderung durch die grünen Mattenlandschaften des Bregenzer Waldes ließen wir uns indessen die schwebenden Schicksalsfragen der Völker nicht allzu nahe gehen. In dem bescheidenen kleinen Badeorte Andelsbuch fanden wir unser erstes Nachtquartier und ließen uns im Kreise der wenig zahlreichen Badegesellschaft im Freien an Tafeln von einfachen Holzbrettern nieder, an denen wir beim Abendessen durch einen Aufwärter in Hemdsärmeln bedient wurden. Während Freund Cäsar und ich einer hübschen jungen Dame aus dem benachbarten Dornbirn, welche den anmutigen Vornamen Sidonie führte und von einer Mutter in Vorarlberger Volkstracht beschirmt wurde, in harmloser Weise den Hof machten, unterhielt unser Reiseleiter einige in älteren Semestern befindliche Konstanzer Damen von den Reizen von Oscar von Redwitz⁷⁸ kurz vorher erschienener Dichtung „Amaranth“, welche sich rasch eine Gemeinde erobert hatte, die aber bis in den Bregenzer Wald schwerlich schon vorgedrungen war. Auf den Spuren Angelika Kauffmanns⁷⁹ ergingen wir uns am folgenden Tage in dem nahe bei Andelsbuch am Fuße der Mittagsspitze gelegenen Schwarzenberg, in dessen Dorfwirtshause die berühmte Freundin Goethes und Herders ihre Kindheit verlebt hatte. Die Besteigung der Mittagsspitze, eines der höchsten Berggipfel der Vorarlberger Alpen, mit Übernachtung in einer Sennhütte, in welcher uns das Schnarchen der Kühe und das eintönige Gebetsgemurmel der Sennerfamilie auf unsrer Streu kaum Ruhe finden ließ, war ein anstrengendes und vielleicht etwas gewagtes Unternehmen, belohnte sich aber reich durch die herrliche Rundschau auf den mit seinen Städten, Schlössern und Ortschaften zu unsren Füßen ausgebreiteten Bodensee, auf die um den Hohen Säntis gelagerte Gebirgswelt der Graubündener und Appenzeller Alpen und auf das weite schwäbische

Hügelland, aus welchem in der Ferne die Umrisse des Hohenstaufen sich heraushoben. Auf wechselnden Gebirgs- und Mattenpfaden, mitunter am Rande steil abfallender Abgründe hin, erreichten wir nach einem trefflichen Nachtquartier in der wilden Bergeinsamkeit des Schröcken die Höhe des Arlberg und stiegen von dort in das Inntal hinab, in dem Tirols reizende Hauptstadt Innsbruck uns winkte. Im Inntal wechselten freundliche Ortschaften mit spitzen Kirchtürmen mit großartigen Berglandschaften. Auch manch freundlicher Einblick in Land und Leute vermittelte uns, wie manch unterhaltende Bekanntschaft, streckenweise die Stellwagenfahrt zwischen Innsbruck und Landeck. Eine hübsche junge Innsbruckerin mit dem Vornamen Therese reiste nach Padua, um einen dort Medizin studierenden Bruder zu besuchen. Hedwig von Mörl versprach uns schönste Polenta, wenn wir sie in Salurn im Etschtal in ihrem elterlichen Hause besuchen würden. Von Landeck aus ging es durch den Finstermünzpaß über den Hochkamm der Alpen von Nauders und Mals und von hier bergab dem „schönen Welschland“ entgegen, dessen Nähe sich in der veränderten Vegetation, in dem Auftreten der Weingärten, der Feigen- und Mandelbäume, der Maulbeerbäume und Oliven von Schritt zu Schritt mehr verkündigte, bis uns das Tal von Meran mit seinem vollen südlichen Reiz umfing. Es war das erste Mal, daß ich diesen reizvollen Abstieg von den Schneeregionen der Alpen in die Wunderwelt des Südens genießen durfte, und so ward diese Wanderung von mir als ein Abschnitt empfunden, der sich tief meiner Erinnerung einprägte. Aus den Fenstern des Schlosses Tirol bei Meran sahen wir in der Ferne den Bergzug des Mendel, hinter welchem bald das gelobte Land Italien sich ausdehnt, verlockend winken, widerstanden aber der Versuchung und blieben unsrem Programm getreu, indem wir von Bozen aus unsre Schritte wieder in nördlicher Richtung durch das Grödener Tal und das Enneberger Tal nach dem Pustertal und von dort nach Berchtesgaden und Salzburg wanderten. In St. Wolfgang im Salzkammergut trennten Freund Cäsar und ich uns von unsrem Reisegefährten, der Verwandte in Triest besuchen wollte, während sich bei uns der Plan eines Besuches der Kaiserstadt Wien als eines würdigen Abschlusses unsrer Wanderwochen festgesetzt hatte, und setzten allein die Reise über Gmunden nach Linz fort. Im Wartezimmer der von Gmunden nach Linz führenden Pferdebahn hatte ich meine Reisetasche an einem Gestell aufgehängt, vor welchem dann eine Gruppe eleganter Herrn und Damen Platz nahm, so daß ich beim Aufbruch einen der Herrn wegen meiner Tasche bemühen mußte, welche er mir höflich überreichte. Beim Verlassen des Wartezimmers flüsterte mir der Wirt den Namen des Herrn zu - es sollte der Graf von Chambord⁸⁰ gewesen sein, Henri cinq, Roi de France et de Navarre - immerhin eine wenn auch sehr flüchtige doch eigenartige Begegnung, welche ich gern in meine Erinnerungen einregistrierte. Von Linz nach Wien machten wir die herrliche Nibelungenfahrt auf der Donau und fühlten uns nicht wenig gehoben, als endlich in der Ferne der Turm der Stephanskirche auftauchte und uns die Annäherung an die Kaiserstadt verkündete. Wien befand sich kurz nach der Niederwerfung der Revolution damals noch in einem Ausnahmezustande, und



daß der Fremdenverkehr einer scharfen Überwachung unterlag, erkannten wir sofort daraus, daß wir nicht nur unsre Pässe auf der Polizei abgeben mußten, sondern auch nur die Erlaubnis zu einem fünftägigen Aufenthalt erhielten. An dieser mißtrauischen Behandlung trug entschieden meine harmlose Kopfbedeckung eine gewisse Mitschuld, ein grauer Filzhut, der durch wiederholte Wäsche in Tiroler Gebirgsbächen etwas mißfarbig geworden war. Ich suchte die Farbenveränderung überzeugend zu erklären, aber der Beamte beharrte darauf, „das Hüttele ist rot“, und zog daraus, wie es schien, die entsprechenden Schlußfolgerungen auf die politischen Gesinnungen des Trägers. Die uns vergönnten fünf Tage nutzten wir nach Kräften aus, um Wien und seine Umgebungen kennen zu lernen. In der Leopoldstadt hatten wir ein uns zusagendes Unterkommen in einem neuen Hotel an der Taborstraße gefunden. Als dann der Ablauf der uns gesetzten Zeit herannahte, nahmen wir unsre Pässe wieder in Empfang und entdeckten dann an einer Anschlagssäule, daß am folgenden Tage Meyerbeers neue Oper „Der Prophet“ in der Großen Oper vor dem Kärtner Tore in Szene gehen sollte. Dieser Versuchung widerstanden wir, namentlich mein musikalischer Reisegefährte, nicht und beschlossen, noch den sechsten Tag zu bleiben in der Annahme, daß das in dem großen Wien wohl nicht werde beachtet werden. Im Opernhause wollte es ein freundlicher Zufall, daß uns unsre Plätze hinter denjenigen des Göttinger Professors von Siebold⁸¹ und seiner beiden Töchter angewiesen wurden, die zu den gefeiertsten Schönheiten Göttingens gehörten, und uns aus der glänzenden Musikwelt der österreichischen Hauptstadt anheimelnd auf die Weender Straße und auf den Göttinger Wall versetzten. Als wir nach dem Schluß der Vorstellung dem Ausgange zustrebten, klopfte mich im Gedränge jemand auf die Schulter, und als ich mich umwandte, sah sich in das freundliche Gesicht eines alten Herrn, der höflich seinen Zylinder lüftete und mir zuflüsterte: „Morgen müßens aber reisen“. Dieses kleine Erlebnis erhöhte nicht nur meine Hochachtung vor der Wiener Polizei, sondern beflügelte auch unsre Schritte für den folgenden Tag, der uns schon in früher Morgenstunde in dem Bahnzuge nach Prag fand. Der Genuß der Herrlichkeiten der böhmischen Hauptstadt ward uns einigermaßen dadurch verkümmert, daß die Cholera in Prag stark grassierte, was aber die Entfaltung lustigen Lebens und Treibens bei den abendlichen Konzerten auf den Moldauinseln nicht hinderte. In Dresden, wo Freund Cäsar den Führer machte, blieben wir noch einen oder zwei Tage zusammen und ich begab mich alsdann nach Tharandt zum Besuch eines Onkels⁸², welcher Direktor der dortigen Forstakademie war. Am 25. September, einem herrlichen frischen Herbsttage, traf ich von Kassel aus zu Fuß in Göttingen wieder ein und begann mich für das kommende Wintersemester zu rüsten. Wie sehr die siebenwöchentliche Reise mit ihren mannigfachen Eindrücken und Erlebnissen meinen Gesichtskreis erweitert und bereichert hatte, empfand ich mit Befriedigung und Behagen.

Noch eine zweite größere Reise machte ich von Göttingen aus in den großen Ferien des folgenden Jahres. Diesmal war das Ziel in erster Linie München.



Nach einer von Aschaffenburg aus unternommenen Fußwanderung durch den Spessart begab ich mich nach Erlangen, um dort mit Freund Friedrichs zusammenzutreffen, der seine Teilnahme für die weitere Reise zugesagt hatte. In Erlangen blieb ich einige Tage. Ich ward dort von Friedrichs in die studentischen Kreise, in denen er verkehrte, diejenigen der Uttenreuthia, der auch meine Göttinger Freunde Haas und Weigel angehört hatten, eingeführt und fand dort eine angenehme Geselligkeit und ein frisches geistiges Leben, welches durch ein gewisses Vorwiegen der theologischen Interessen in keiner Weise beeinträchtigt wurde. Friedrichs, obwohl nicht Theologe, schien in diesem Kreise sein Gleichgewicht gefunden zu haben und stand damals unter dem Zauber der Persönlichkeit eines jungen Professors von Schaden⁸³, welcher, wenn ich nicht irre, philosophische und kunstgeschichtliche Kollegien las. Indessen schien das Urteil über diesen Gelehrten kein ganz einstimmiges zu sein. Als von einer Seite einmal die Bemerkung fiel: „Bei dem nimmt die Wissenschaft Schaden“, antwortete Friedrichs schlagfertig: „Im Gegenteil, durch Schaden wird man klug“. Professor von Schaden, der eine schöne, männliche Erscheinung war und seinem Bildnis das griechische Wort *sōma sēma*⁸⁴ beigefügt hatte, ist, wenn ich nicht irre, jung gestorben. Auf der Reise nach München verbrachten wir einen genußreichen Tag im alten Nürnberg, von den Eindrücken der Kirchen, Straßen und Paläste nachmittags ausruhend bei den Klängen der Musik im bunten Treiben der Rosenau. Bekannte Erlanger Studenten hatten sich uns auf der Fahrt nach München angeschlossen, und in München vermehrte sich der Kreis um dortige Bekannte. Wir wohnten im Oberzollinger, dem damaligen Absteigequartier der Studentenwelt, und pflegten uns mittags im Frühlingsgarten, abends im Englischen Kaffeehaus zu fröhlichem und angeregtem Beisammensein zu vereinigen. Alle diese Örtlichkeiten existieren im heutigen München nicht mehr. Der Oberzollinger ist Warenhaus geworden, der Frühlingsgarten ist der Umgestaltung des Englischen Gartens, das Englische Kaffeehaus den Neubauten in der Gegend der heutigen Lenbachstraße zum Opfer gefallen. In den Museen und Sammlungen, vor allem in der Glyptothek, war Friedrichs, der sich später durch ein Buch über die Niobidengruppe in die wissenschaftliche Welt einführte, ein trefflicher Führer. Von München aus gingen wir dann in die Berge, zunächst an den Starnberger See, der damals noch nicht wie heute eine Villenvorstadt von München und nur nach mehrstündiger Wagenfahrt auf der alten Römerstraße zu erreichen war, dann zu Fuß durch das Tal der schäumenden Loisach nach Partenkirchen und von hier über Seefeld und Mittenwald durch den Scharnitzpaß nach Tirol. Im Inntal kam ich bei Zirl und der Martinswand wieder auf die aus dem vorigen Jahre bekannten Pfade und machte im schönen Innsbruck mit Hochgenuß den Führer. In Landeck, das mir ebenfalls aus dem vorigen Jahre geläufig war, machte ich die für meine weitere Göttinger Zeit bedeutsame Bekanntschaft Heinrich Geffckens. Ich habe darüber und über einiges andere mit dieser Reise zusammenhängende in meinen gedruckten Erinnerungen an Geffcken Mitteilung gemacht.⁹ Am Bodensee trennten sich unsre Wege, da Friedrichs in der Schweiz noch einen



Oldenburger Schulfreund aufsuchen wollte, der Pfarrer in Trogen im Appenzeller Lande war.^r Ich reiste durch Württemberg über Heilbronn zurück nach Heidelberg, wo ich bei den Verwandten freundliche Aufnahme fand, und besuchte zum Schluß noch meine lippischen Freunde in Detmold. Auf der Reise von Heidelberg nach Detmold sah ich zum ersten Male den Rhein und machte die herrliche Rheinfahrt vorbei „an jenen Bögen, draus hervor der Silberarm der Mosel wallt und an der Lurley schwarzem Fels, von dem das Echo dreifach hallt“.

Als ich um Ostern 1850 Oldenburg verließ, bestand keineswegs die Absicht, daß ich meine ganze dreijährige Studienzeit in Göttingen zubringen sollte. Die Entscheidung über den Besuch von Heidelberg oder einer anderen süddeutschen Universität ward offengehalten, für die letzten Semester ward an Berlin gedacht. Doch lebte ich mich in Göttingen von Semester zu Semester mehr ein und so schob sich die Frage eines Wechsels der Universität mehr und mehr in den Hintergrund, zumal mir ein solcher auch für meine Finanzverhältnisse nicht ganz bequem gewesen sein würde. Mein Vater ließ mir freie Hand, und meinen Briefen gelang es unschwer, meine Eltern zu überzeugen, daß ich in Göttingen auch im Interesse meines Studienplanes am besten aufgehoben sei. Ich blieb also meine vollen drei Jahre dort und habe dies im Großen und Ganzen niemals zu bereuen gehabt.

Meine größeren Reisen von Göttingen aus blieben auf diejenigen in den Herbstferien 1850 und 1851 beschränkt, über welche ich berichtet habe. In meinem letzten Studienjahr 1852 glaubte ich die größeren Ferien um Ostern und im Herbst für meine Arbeiten nötig zu haben und konnte auch keine weitgreifenden Reisepläne machen, weil ich kein Geld hatte und meinen Vater um Extrabewilligungen nicht angehen mochte. Nur eine kurze Reise nach dem geliebten Thüringen in der Gesellschaft Geffckens unterbrach im Sommer den Göttinger Aufenthalt. Die größeren Ferien wurden in Göttingen pflichtmäßig zu fleißiger Arbeit benutzt. Zerstreuung gab es in diesen Zeiten wenig, da meine Freunde in den Ferien meistens zu Hause waren. Auf einsamen Wanderungen durch Berg und Tal rekapitulierte ich gern meine für die näher heranrückende Staatsprüfung aufgespeicherten Kenntnisse.

Durch den Gang der Zeitereignisse ward in diesen Jahren das Göttinger Leben wenig berührt. Als im Sommer 1850 Preußen sich gegen Österreich ermannen zu wollen schien, erregte es Aufsehen, als eines Tages zahlreiche preußische Studenten die Georgia Augusta verließen, um der an sie ergangenen Mobilmachungsordre Folge zu leisten. In Hannover und den kleineren deutschen Staaten kannte man ja die allgemeine Wehrpflicht nicht und war geneigt, sie als ein unbequemes Attribut der preußischen Staatsangehörigkeit zu betrachten. Die Niederlage der preußischen Politik in Olmütz war in den spezifisch hannoverschen Kreisen eher mit einer gewissen Schadenfreude verfolgt als wie eine nationale Schmach empfunden. Durch den

Marsch der österreichischen Truppen zur Pazifizierung Schleswig-Holsteins war Göttingen insofern in Mitleidenschaft gezogen, als die dafür bestimmten Regimenter unter der Führung des Generalfeldzeugmeisters Legeditsch⁸⁵ in stattlicher Reihenfolge, an der Spitze die Schwarzenberg-Dragoner mit ihren weißen Mänteln und blitzenden Helmen, durch die Stadt zogen. Wir hatten uns nicht versagt, uns am Grohnder Tor aufzustellen und beim Erscheinen des österreichischen Generals „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ anzustimmen, fühlten uns aber schmerzlich enttäuscht, als der General von dieser patriotischen Aktion nicht die mindeste Notiz nahm. Die Ereignisse in dem benachbarten Kurhessen traten uns auch dadurch nahe, daß auf der Flucht aus Kassel der Kurfürst⁸⁶ mit seinem Minister Hassenpflug⁸⁷ den Weg über Göttingen nahm. Im Hotel zur Krone sollte man einen Weinreisenden übel behandelt haben in der Meinung, daß es Hassenpflug sei: „Ein Kurfürst von Hessen flieht nie“, schrieb damals unser Gönner Vilmar in seinem Blatt, mußte aber in der Hessischen Morgenzeitung den umgehenden Nachweis der Daten über sich ergehen lassen, an welchen jeder bis dahin regierende Kurfürst von Hessen aus seiner Residenz Kassel hatte fliehen müssen. Ein Ereignis für Göttingen war ein Besuch, welchen der alte König Ernst August⁸⁸ in seinem letzten Lebensjahre der Stadt und der Universität abstattete, die bis dahin wegen bei früheren Gelegenheiten betätigter oppositioneller Gesinnung sich in offenkundiger Ungnade befunden hatten. Der König ward von der Bürgerschaft wie von der Studentenschaft mit loyaler Ehrerbietung empfangen. Der greise Welfenfürst war, wie er von den Fenstern des Gasthofs zur Krone aus den ihm dargebrachten Fackelzug und die entsprechenden Ansprachen entgegennahm, eine imponierende und nicht unsympathische Erscheinung. Als er einige Monate später starb, glaubte ihm die Times den Nachruf widmen zu dürfen: „Er war ein schlechter englischer Pair, aber immerhin noch gut genug für einen deutschen König“. Die ersten Kundgebungen seines Nachfolgers Georgs V.⁸⁹ nach seinem Regierungsantritt riefen wie überall im Lande so auch in Göttingen große Beunruhigung hervor. Im Vorbeigehen hörte ich auf der Weender Straße, wie einem stadtbekanntem Göttinger Original, dem einst dem Bunsenschen Kreise⁹⁰ angehörigen Assessor Dr. Reck⁹¹, ein Bekannter die Frage zurief: „Was sagen Sie denn zu den Nachrichten aus Hannover?“ und darauf in unverfälschtem Göttinger Dialekt die Antwort erhielt: „Das kann ich Ihnen auf der reinlichen Weender Gasse gar nicht sagen. Kommen Sie mit auf den Schweinemarkt, da will ich es Ihnen anvertrauen“. Im übrigen fehlte es im öffentlichen Leben Hannovers in diesen Jahren nicht an reger Bewegung, welche durch die neue Organisation der Gerichts- und Verwaltungsbehörden und durch die Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens, insbesondere der Schwurgerichte, veranlaßt war. In mancher Beziehung galt diese neue hannoversche Gesetzgebung, die in ihrem Ausgangspunkt noch an den Namen Stüve anknüpfte, in Deutschland für vorbildlich und mustergültig. Den Verhandlungen des einstweilen im Saale der „Schönhütte“ an der Weender Straße untergebrachten Schwurgerichts, welche von den Präsidenten von Bobers⁹² und



Rehberg⁹³ vorzüglich geleitet wurden, wendete ich als angehender Jurist ein lebhaftes Interesse zu und verbrachte in dem überfüllten Saal manche Stunde. In der Reihe der Verteidiger tat sich als glänzender Redner vor allem der junge Johannes Miquel⁹⁴ hervor, welcher von einem längeren, sozialen Studien gewidmeten Aufenthalt in Paris vor kurzem zurückgekehrt und in Göttingen als Rechtsanwalt zugelassen war. Er galt schon damals für einen Mann von hervorragender Intelligenz, aber auch für einen roten Radikalen von brennendem Ehrgeiz. Man erzählte von ihm, daß er abends, von seinem Stammtisch in der Stadt Hamburg heimkehrend, seine Füße in kaltes Wasser stelle, um sich für die Fortsetzung seiner in Paris begonnenen volkswirtschaftlichen Studien wach zu erhalten. In den Räumen der Stadt Hamburg, wo sich zu jener Zeit auch das Kneiplokal der Teutonia befand, bot sich mir manchmal Gelegenheit, den Geist und Leben sprühenden Mann im Verkehr mit gleichgesinnten Freunden zu beobachten. Ich habe Miquel erst viele Jahre später zuerst wiedergesehen, als er Oberbürgermeister von Osnabrück war und schon längst auf dem Piedestal einer Rolle im politischen Leben stand, und durfte ihn damals an jene Göttinger Zeiten erinnern.

Am 19. Dezember 1852 war die silberne Hochzeit meiner Eltern. An dem Ablauf meines akademischen Trienniums fehlten nur noch wenige Monate, und es war bestimmt, daß ich in Anlaß dieses Familienfestes in die Heimat kommen sollte. Mit meinen Eltern war ich inzwischen einmal in Braunschweig zusammengetroffen, als sie um Ostern 1851 meinen Bruder Gustav⁹⁵ dorthin auf das Carolinum brachten, mit meinem Vater auch einmal in Hannover, wohin ihn die Verhandlungen in Zoll- und Steuerangelegenheiten⁹⁶ geführt hatten. Im Morgengrauen des 18. Dezember traf ich mich mit meinem aus Braunschweig kommenden Bruder im Hotel Stadt Hamburg in Hannover, und wir fuhren zusammen nach Bremen, wo wir die Eltern und Geschwister in Hillmanns Hotel antrafen. Dort ward am 19. der festliche Tag im engsten Familienkreise begangen. Am folgenden Tage genossen wir auf der Durchreise in Delmenhorst die Gastfreundschaft einer verwandten und befreundeten Familie.⁵ Es waren eigentümliche Empfindungen, mit denen ich nach so langer Abwesenheit die altvertrauten Straßen Oldenburgs wieder durchwanderte und bekannte Erscheinungen begrüßte. Für Oldenburg fiel gerade in diese Tage ein wichtiger Abschnitt der Entwicklung der Stadt. Die über die Straßen gespannten Ketten, von deren Mitte spärliche Öllaternen dürftiges Licht spendeten, verschwanden, und fortan strahlte die Gasbeleuchtung hell über Straßen und Plätze.^{96a} In den ersten Januartagen kehrte ich nach Göttingen zurück, um dort mein letztes Semester zu beenden.

Nur zwei bis drei Monate dauerte noch mein dortiger Aufenthalt. An einem der letzten Februartage reichte mir im Literarischen Museum ein Bekannter ein Zeitungsblatt über den Tisch, welches aus Oldenburg die Nachricht vom Tode des Großherzogs Paul Friedrich August brachte.⁹⁷ Die Nachricht war bei dem erschütterten Gesundheitszustande des alten Herrn keine unerwartete.

Welche Bedeutung dieser Regierungswechsel im Laufe der Zeit für mich und meine Zukunft gewinnen sollte, konnte ich damals nicht ermessen. Gegen Mitte März schied ich von Göttingen, für welches der Lauf der letzten Jahre ein starkes Heimatgefühl in mir entwickelt hatte, bezog in Oldenburg eine hübsche Wohnung am Stau mit freundlichem Ausblick auf das lebhaftes Treiben auf dem Huntefluß und leitete alsbald die erforderlichen Schritte wegen meiner Meldung zur ersten Staatsprüfung (Tentamen) ein.⁹⁸ Gleichzeitig mit mir kehrte nach beendetem Rechtsstudium auch Freund Lier^l in die Heimat zurück, mit dem ich drei Jahre früher mit geschwellten Segeln die Fahrt ins Leben angetreten hatte.

Aus dem Oldenburger Beamtenleben vor fünfzig Jahren 1855-1858

Fragmente und Plaudereien

1. Berne⁹⁹

Am 27. Januar 1855 erfolgte durch meine Ernennung zum Amtsauditor meine Anstellung im oldenburgischen Staatsdienst, welchem ich in allmählich aufsteigender Linie mehr als fünfundvierzig Jahre lang angehören sollte. Nach meiner Ernennung ward ich einstweilen beim Stadtmagistrat in Oldenburg, bei welchem ich bis dahin als Accessist tätig gewesen war, belassen und siedelte in der ersten Hälfte des März als dritter Beamter - neben dem Amtmann Mentz¹⁰⁰ und dem Amtsassessor Boedecker¹⁰¹ - an das Amt Oldenburg über, bei welchem ich vorzugsweise die damals noch zum Geschäftskreise der Ämter gehörigen Bagatell-Justizsachen und die Polizeisachen zu bearbeiten hatte. Doch wurden mir daneben vom Amtmann auch manche Verwaltungssachen zur Bearbeitung übertragen, und die dadurch veranlaßten hübschen Fahrten durch die freundlichen Gemeinden Wardenburg und Hatten stehen mir noch in angenehmster Erinnerung. Auch pflegt ja der junge Beamte in einer höheren Einschätzung der Bedeutung seiner Stellung und seiner Machtbefugnisse zu schwelgen, als ihm im späteren Leben bei gereifterem Urteil meistens vergönnt ist. In dieser Stellung beim Amte Oldenburg verblieb ich reichlich anderthalb Jahre. Gegen Ablauf dieser Zeit ließ mich der Regierungspräsident^u zu sich bescheiden und eröffnete mir, daß die Absicht bestehe, mich dem neu zu bildenden Amte Kniphausen, bei welchem der bisherige gräflich bentincksche Beamte, Kanzleirat Bunnies¹⁰², als oldenburgischer Amtmann verbleiben werde, als Hilfsbeamten zuzuordnen, da Wert darauf gelegt werde, dem im bentinckschen Dienst ergrauten alten Herrn einen mit oldenburgischen Verhältnissen einigermaßen vertrauten jungen Gehilfen beizugeben, der ihn zugleich in seinen Eigenheiten zu nehmen verstehen werde. Die freundliche Form dieser Eröffnung berührte mich angenehm, und ich legte mir nun in meinen Gedanken mein künftiges Leben auf der an eigenartigen geschichtlichen Erinnerungen reichen, sagenumwobenen Burg Kniphausen zurecht, deren zwiebförmigen Turm ich auf meinen Fahrten und Wanderungen durch das Jeverland bisweilen aus der Ferne er-



blickt hatte. Allein es war anders beschlossen. Nach einiger Zeit ließ mich der Regierungspräsident wiederum zu sich rufen und teilte mir mit, es habe sich ergeben, daß der in Kniphausen neu zu bildenden oldenburgischen Behörde sofort nach ihrer Einrichtung eine einigermaßen „delikate“ Aufgabe zufallen werde, mit welcher man das gräflich bentincksche Loyalitätsgefühl des alten Kanzleirats nicht belasten dürfe. Es handle sich darum, drei frondierende Damen der gräflich bentinckschen Familie (Gräfin William Bentinck¹⁰³ mit zwei Töchtern), welche während der Übergangszeit auf der Burg Kniphausen sich eingerichtet hatten, mit guter Manier oder, wenn es nicht anders möglich, mit Gewalt aus der Burg zu entfernen. Es sei nun der Zweifel entstanden, ob für eine Aufgabe solcher Art ein so junger Mann wie ich wohl die geeignete Persönlichkeit sei, und habe deshalb beschlossen, für Kniphausen einen „älteren Amtsassessor“ ins Auge zu fassen, während ich an das Amt Berne versetzt werden sollte. Obgleich ich in meinem Innern mir sagte, daß für die Lösung der fraglichen Aufgabe vielleicht auch ich die erforderliche und wünschenswerte Mischung von Rücksicht in der Form und Durchgreifen in der Sache würde aufbringen können, konnte mir doch die Eröffnung des Präsidenten nicht anders als willkommen sein, da der Auditorenposten beim Amte Berne für besonders angenehm galt. Mein Ersatzmann beim Amte Kniphausen, der „ältere Amtsassessor“ Clemens Meyer¹⁰⁴, entledigte sich, wie ich später erfuhr, der ihm übertragenen „delikatsten“ Aufgabe zu voller Zufriedenheit der Oberbehörde, geriet aber mit dem alten Kanzleirat bald in Hader, da dieser ihm zwar, wozu er nach dem oldenburgischen Reglement verpflichtet war, Wohnung mit Bedienung auf der Burg Kniphausen einräumte, sich aber weigerte, diese Leistungen auf die Lieferung von Handtüchern zu erstrecken. Über diese interessante Streitfrage erwachsen bei der Regierung vielleicht umfänglichere Akten als über die Austreibung der drei bentinckschen Damen aus ihrem selbstgewählten Paradiese, welches dieselben - gewiß auf die Dauer zu ihrer eigenen Zufriedenheit - mit dem Wohnsitz in Wiesbaden vertauschten. Für mich war also nun die Losung Berne.

Meine Übersiedlung von Oldenburg nach Berne fand am letzten September des Jahres 1856 statt. So wenig wie eine Eisenbahnverbindung bestand damals eine Chausseeverbindung zwischen der Hauptstadt des Landes und dem Stedingerlande.¹⁰⁵ Auch eine Fahrpostverbindung gab es nicht. Auf einem leichten offenen Gefährt, auf welchem auch meine Habseligkeiten Unterkunft gefunden hatten, rollte ich aus dem Heiligengeistore hinaus vertrauensvoll meiner neuen Bestimmung entgegen. Im Dorfe Moorhausen begann auf eine lange Wegstrecke hinaus die sogenannte „hölzerne Straße“, ein in der Richtung der Landstraße durch unergründlichen Moorboden geführter Knüppeldamm, heutigen Nervensystemen gewiß eine unerhörte Zumutung. In dem an der Landstraße belegenen Wirtshause von Moordorf ward Halt gemacht, und ich betrat zum ersten Male die niedrige, aber nicht unbehagliche Gaststube, die mir in den nächsten anderthalb Jahren auf meinen Wanderungen zwischen Berne und Oldenburg gar manchmal nach anstren-



gendem, häufig durch Schnee und Schmutz erschwertem Fußmarsch, ein ersehntes Obdach gewähren sollte. Der originelle Wirt, Wilhelm Kröger, welcher in Hemdsärmeln und mit grauer Zipfelmütze anzutreten pflegte, war eine in Moorriem und Stedingen bekannte Persönlichkeit, von welcher allerlei scherzhafte Züge gerne erzählt wurden. Eines Tages war eine fröhliche Gesellschaft bei ihm vorgefahren und hatte ihm mitgeteilt, daß sie den Erlös einer Wette bei ihm zu vertrinken beabsichtigten, vorausgesetzt, daß er Zahlung erst nach Entscheidung der Wette verlange. Gerne damit einverstanden, fuhr der Wirt eine stattliche Anzahl von Flaschen guten Rotweines aus seinem wohlversehenen Keller an, hielt es aber nicht für indiskret, beim Aufbruch der Gäste sich nach dem Gegenstande der Wette zu erkundigen, worauf er die Auskunft erhielt, die Wette drehe sich darum, ob der Berner Kirchturm - der in der weiten Niederung gewissermaßen die Stelle einer Landmarke vertrat -, wenn er umfalle, nach rechts oder links fallen werde. Hinter dem Kirchdorf Altenhutorf zweigte von der Moorriemer Landstraße die Altenhutorfer Helmer, ein für Fuhrwerk und Fußgänger oft schlecht und unbequem zu passierender Marschweg - heute seit langem eine tadellose Kunststraße - ab in der Richtung auf Huntebrück, wo es übrigens des Namens ungeachtet eine Brücke nicht gab, sondern der Fluß auf einem Prahm überschritten werden mußte, was eine ziemlich umständliche Prozedur war. Am jenseitigen Ufer der Hunte, wo mein Fuß zuerst den Boden des Amtsbezirkes betrat, in dem ich fortan tätig werden sollte, konnte die Fahrt an den stattlichen Bauernhöfen des Dorfes Schlüte vorbei nur freundliche Eindrücke erwecken, und ich fuhr nach drei- bis vierstündiger Durchrüttelung auf meinem Gefährt mit Behagen beim Amthause in Berne vor, wo ich vom Amtmann und der Amtmannin auf das freundlichste empfangen und in dem Auditorenzimmer installiert wurde, welches eine Treppe hoch nach vorn hinaus mit Aussicht auf den lindenumgebenen Breithof, den Marktplatz von Berne, gelegen war. Hier habe ich während meines anderthalbjährigen Aufenthalts mich stets wohl und behaglich gefühlt.

Das Amt Berne - heute schon lange mit dem nördlich der Hunte gelegenen Elsfleth zu einem größeren Verwaltungsbezirk vereinigt - bestand aus den vier Gemeinden des Stedingerlandes Berne, Warfleth, Bardewisch und Altenesch und der zum Wüstenlande gehörigen Gemeinde Neuenhutorf, war als Schauplatz des Stedinger Kreuzzuges im dreizehnten Jahrhundert vom Nimbus einer bedeutenden Geschichte umgeben und im Osten vom Weserstrom, im Norden von der Hunte, im Süden von dem hohen Rücken der Delmenhorster Geest begrenzt. In dieser Figuration war das Stedingerland nicht ohne landschaftlichen Reiz. Längs der Ollen, welche - ein in früheren Jahrhunderten abgedämmter Weserarm - von den Dreisielen an der Hunte bis Altenesch an der Ochtum das Land durchzieht, reihte sich ein stattliches Dorf mit von durchgängiger Wohlhabenheit zeugenden Bauernhöfen, ein Bild friedlichen und behaglichen ländlichen Daseins, an das andere. Auch die den Weserdeich entlang führende Straße war dicht besiedelt, und hier machte sich ne-



ben der Landwirtschaft treibenden auch die Schifffahrt treibende Bevölkerung, in der Nähe der Schiffsbauplätze auch die Werftarbeiterbevölkerung erkennbar. Von der Höhe des Deiches ragte die Warflether Kirche weit in den Weserstrom hinein. Mit den Eingesessenen des Amtsbezirks war in den Geschäften leicht und angenehm zu verkehren. Den Landleuten des Stedingerlandes rühmte man nach, daß sie die guten Eigenschaften der im Norden benachbarten Bauern friesischen und der im Süden benachbarten Bauern niedersächsischen Stammes in sich vereinigten, ohne mit deren vielleicht weniger erfreulichen Eigenschaften behaftet zu sein.

Der Amtmann Steche I¹⁰⁶, früher Amtmann in Hooksiel, später Regierungsrat in Birkenfeld, welchem die Aufgabe meiner Einführung in die Geschäfte des Amtes Berne zufiel, war das Muster eines tüchtigen und korrekten Beamten, und ich lernte bald in ihm auch einen vorzüglichen Lehrmeister verehren, der sich aber als solcher niemals gab und es mit vollendetem Takt verstand, seinen jüngeren Hilfsarbeitern dasjenige Maß an Selbständigkeit zu gewähren, welches die Freude an der Arbeit verbürgt. Die damalige, seit dem Jahre 1814 bestehende Einrichtung, nach welcher der dem Amtmann beigegebene Amtsauditor unter dessen Anleitung die Justiz- und Polizeisachen zu bearbeiten hatte und daneben vom Amtmann in die Geschäfte der Verwaltung einzuführen war, hatte vom Standpunkt der Ausbildung der jüngeren Beamten ihre großen Vorzüge, und ebenso konnte die patriarchalische Angliederung der jungen Beamten an die Familie des Amtmanns, welche durch die Wohnungsgemeinschaft und Sitte gegeben war, deren gesellschaftlicher Ausbildung und Gewöhnung in der Regel nur zum Vorteil gereichen. Daß diese Einrichtung der Neugestaltung der Behörden im Jahre 1858 zum Opfer fallen mußten, war nicht zu vermeiden. Wer aber, wie ich, an den mit denselben verbundenen Vorzügen noch einige Jahre hat teilnehmen dürfen, wird sich dieser Zeiten gewiß stets gern und dankbar erinnern haben. Im Geschäftskreise des Amtes Berne spielte die Verwaltung der zahlreichen im Amtsbezirk vorhandenen Wasserbaugenossenschaften eine hervorragende Rolle, zumal mit dem Amte auch die Vorstandschaft des über die Amtsgrenzen weit hinausgreifenden ersten Deichbandes verbunden war, und es war mir von besonderem Interesse, mich in diesen mir noch fremden Geschäftszweig gründlich hineinzuarbeiten, wobei auch die gemeinsame Arbeit mit den beteiligten technischen Beamten sich mir als anregend und fördernd erwies.

Der Amtssitz Berne war ein freundlicher Ort von etwa sechshundert Einwohnern. Der hohe Turm der ansehnlichen Kirche beherrschte weit hinaus das Land. Die Berner Gesellschaft ward durch die sogenannten Honoratioren gebildet, wofür gelegentlich auch der abkürzende Ausdruck Honoren gebraucht wurde. Die Honoratioren fanden ihren regelmäßigen Vereinigungspunkt im Lesekränzchen, und die Zugehörigkeit zum Lesekränzchen bezeugte zugleich auch die Honoratioreneigenschaft. Außer den Beamten gehörten mit ihren Familien dem Kreise der Honoratioren an die drei Geistli-



chen (der Superintendent¹⁰⁷, der Katechet¹⁰⁸, der Hilfsprediger)¹⁰⁹, der Arzt¹¹⁰, der Amtseinnehmer¹¹¹, der Apotheker¹¹², außerdem aus der nächsten Umgebung von Berne der Kaufmann von Buttel¹¹³ in Dreisielen, ein angesehenener Mann von höherer Bildung und Bruder eines der höchsten richterlichen Beamten¹¹⁴ in Oldenburg. In seinem gastfreien Hause am Hunte-deich belehrte ich mich manchmal und gern über kaufmännische Dinge und damit zusammenhängende Fragen, die mir für meine amtliche Tätigkeit von Interesse waren. Das gesellschaftliche Übergewicht der höheren Beamtenfamilien war damals, obgleich das Jahr 1848 noch nicht weit zurücklag, noch völlig unangefochten. Als in Berne einmal ein Junge von einem Lehrer gefragt wurde: „Was ist das vornehmste Wesen der Schöpfung?“ zögerte er nicht, darauf zu antworten: „Die Frau Amtmannin“. Das Lesekränzchen fand alle drei oder vier Wochen statt und wechselte in den Häusern ab. Daß auch zum Besuch anwesende Fremde gelegentlich daran teilnehmen durften, galt als ein besonderer Vorzug für dieselben. Ob von den Leistungen ein Holtei¹¹⁵ oder Pallaske¹¹⁶ immer voll befriedigt gewesen sein würden, lasse ich dahingestellt. Der Lektüre pflegte eine weit in die Nacht ausgedehnte Sitzung bei gutem Rotwein und mit flotter Unterhaltung zu folgen. Die Verteilung der Rollen lag dem Gastgeber ob und gab manchmal zu komischen Eifersüchteleien Anlaß, wenn jemand eine Rolle für sich in Anspruch nahm, für welche er sich schlechterdings nicht eignete. Der Auditor war der gebotene Leser der Liebhaberrollen. Als einmal die Karlsschüler¹¹⁷ gelesen wurden, gelang es mir jedoch, dem Schiller zu entrinnen und die Rolle des Herzogs Carl zugeteilt zu erhalten, und es erfüllte mich mit nicht geringer Genugtuung, als es dann in Berne hieß, der Auditor habe den Herzog vorzüglich gelesen. Im Lesekränzchen erschöpfte sich die Berner Geselligkeit mit Damen. Für die Herrengeselligkeit gewährte der zu meiner Zeit gegründete Club, welcher an die Stelle einer Billardgesellschaft getreten war, einen behaglichen Vereinigungspunkt, an welchem auch einige angesehene Landleute aus der Umgebung von Berne sich gelegentlich beteiligten. Fand man abends das Clubzimmer leer, so wurde bei denjenigen herumgeschickt, welchen man am ersten die Neigung zu einer längeren Sitzung beim Bier zutraute, was dann freilich bisweilen zu spitzen Bemerkungen der verlassenen Gattinnen Veranlassung gab. Unter den gastfreundlichen Häusern, in welchen man außerhalb der Clubgeselligkeit verkehren durfte und stets freundliche Aufnahme fand, nahm eine hervorragende Stelle dasjenige des Apothekers Münster ein, eines wohlhabenden und lebenslustigen Mannes, der einen vorzüglichen Weinkeller führte und gerne Gäste bei sich sah, in deren Kreise es nie an guter Unterhaltung fehlte. Als im Jahre 1858 durch die Neugestaltung der Behörden das ehrwürdige Institut des Amtsauditors dem Untergange anheimgefallen war, vereinigten sich die vier letzten Auditoren¹¹⁸ des Amtes Berne - ich war der vorletzte - zu einem gemeinsamen Besuch bei dem Apotheker Münster, und es ward bei der Gedächtnisfeier mancher Flasche der Hals gebrochen.

Daß sich die Berner Gesellschaft während des größten Teiles des Jahres als

festgeschlossener Kreis zusammenhalten konnte, hatte seinen Grund auch darin, daß es zu jener Zeit bei dem Mangel aller geregelten Verbindungen viel schwerer war, von Berne fortzukommen als später und demnach auch die Versuchung zu häufigem dem Standort entfremdenden Hin- und Herflattern ausgeschlossen war. Deshalb war auch das Anschlußbedürfnis ein größeres, und die Beziehungen der Menschen untereinander knüpften sich fester. Die Vorarbeiten für den Bau einer Chaussee von Berne nach Delmenhorst fielen noch in meine letzte Berner Zeit. Bis dahin war man für den Verkehr innerhalb des Amtsbezirks, wenn die Marschwege nicht fahrbar waren, darauf angewiesen, die vorkommenden Diensttouren zu Fuß zurückzulegen, was durch die guten Sandfußwege, mit denen das Stedingerland wie mit einem Netz durchzogen war, erleichtert ward. Den Wert dieser Fußpfade wußte ich auch für die regelmäßigen Spaziergänge zu schätzen, welche einen festen Bestandteil meiner Tagesordnung bildeten. Auf ihnen waren die hübschen Dörfer in der Umgegend von Berne trockenen Fußes zu erreichen, ebenso den Weserdeich, von dessen Kamm sich alsdann die weite Aussicht über den belebten Strom und seine hohen Ufer bei Rönnebeck, Blumenthal und Vegesack eröffnete. Zumal nach dem Beginn der wärmeren Jahreszeit lockten mich die anmutigen Holzungen von Blumenthal manchmal über den Strom hinüber. Nach Vegesack führten bisweilen auch dienstliche Veranlassungen. Auch die Höhen der Delmenhorster Geest waren von Bremen aus zu Fuß leidlich bequem zu erreichen, insbesondere das im Schoß seiner Klosterruinen und seines Parks anmutig gebettete Hude, wo als Stütze und Sekretärin des Gutsherrn das tatkräftige Fräulein Charlotte von Lindeloff (Lotte Lindeloff)¹¹⁹ waltete, die der Volksmund als den „besten Geschäftsmann“ des Kreises Delmenhorst zu bezeichnen liebte, und die auch manchmal auf der Amtsstube in Berne erschien, wo sie von den noch nicht ganz fest gesattelten jüngeren Beamten wegen ihrer überlegenen Sachkenntnis einigermaßen gefürchtet wurde.

Auf meinen Wanderungen hielt ich manchmal auch in gastlichen Pfarrhäusern Einkehr, in denen Besuche abzustatten die Pflicht der Nachbarschaft gebot. Überhaupt die Besuchsfrage: Eine Liste der Pflichtbesuche, die ich in Berne und Umgegend zu machen haben würde, war bald nach meiner Ankunft in gründlicher Beratung mit Vertrauensmännern festgestellt worden. In diese Liste war auch auf dringende Befürwortung meiner Ratgeber eine ältere Dame nur aus dem Grunde aufgenommen worden, um mir ihr günstiges Urteil über meine Person zu sichern. Unter den geistlichen Herrn der Umgegend von Berne gab es einige Originale. Der unverehelichte Pastor Meiners¹²⁰ in Neuenhuntorf führte sich, wie er mir erzählte, die geistige Nahrung, deren er außerhalb seines praktischen Berufes in seiner Einsamkeit bedurfte, durch stets erneutes Studium seiner Universitätshefte zu und war allem Modernen oder von ihm für modern gehaltenen so abhold, daß er z. B. das täglich auf der Hunte vorbeifahrende Dampfboot für „Teufelswerk“ erklärte und niemals betrat. Wenn nun gar Musik auf dem Dampfschiff sei,



komme es ihm immer vor, als fahre der Teufel in Person von Elsfleth nach Oldenburg. In ein Pfarrhaus am Weserstrande war ein Theologe aus Eutin verschlagen, Pastor Kindt¹²¹ in Warfleth, ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, der aber als Eutiner für den Verkehr mit den Stedinger Bauern vielleicht reichlich fein war und für etwas zerstreut galt. Als einmal von einem kürzlich Verstorbenen die Rede war, der in dritter Ehe verheiratet gewesen, warf er anscheinend arglos die Idee in die Unterhaltung, da könnten ja nun die drei Witwen zusammenziehen.

An größeren gewerblichen Unternehmungen kamen im damaligen Stedingerlande nur die Schiffswerften an der Weser in Betracht. Die bedeutendste Werft gehörte einer Frau Oltmanns¹²², einer am ganzen Weserstrande bekannten und geachteten Persönlichkeit, welche jung verwitwet nach dem Tode ihres Mannes die Leitung des weitläufigen Geschäftsbetriebes in die eigene feste Hand genommen hatte. Sie bewohnte ein Haus am Deiche, von dessen oberem Stockwerk man weit über die Weser hinaus schaute. Natürlich stand Frau Oltmanns auf meiner Besuchsliste, und ich habe nach der langen winterlichen Einkapselung in Berne an ihrem gastlichen Tisch manche angenehme Stunde verlebt, anregend vor allem dadurch, daß sich dort durch die Berührung mit fremden Elementen verschiedener Art, vor allem aus der kaufmännischen Welt Bremens, der Horizont von selbst über die Grenzen des Alltags hinaus erweiterte. Dafür, daß auch das Ewig Weibliche diesem Kreise nicht fehlte, sorgten die stattlichen Töchter des Hauses und Bremer Gäste. Die gesellschaftlichen Veranstaltungen im Hause der Frau Oltmanns knüpften regelmäßig an den Stapellauf eines größeren Schiffes an. Wenn man sie einen solchen Stapellauf kommandieren sah, machte sie in Pose und Haltung den Eindruck eines Feldherrn, der seiner Sache gewiß ist. Als einmal beim Stapellauf des Schiffes „Möwe“ beim Herabgleiten des Schiffes vom Helgen ins Wasser dasselbe sich zur Seite neigte und ein unter den Scharen der Zuschauer stehender Landmann den unerwünschten Vorgang mit den Worten „Möwe will supen“ begleitete, erhielt er einen Blick, der, wenn Blicke töten könnten, ihn sicherlich getötet haben würde. Nach dem Stapellauf eines für ostfriesische Rechnung gebauten Schiffes hatte ich meinen Platz bei Tisch neben dem Landrat (Landschaftsrat) Schweers¹²³ aus Leer, einer notablen ostfriesischen Persönlichkeit, die sich auf neutralem Boden mir gegenüber offen darüber erging, wie lebhaft im hannoverschen Ostfriesland von den Zeiten des großen Königs her noch immer die Sympathien für Preußen seien. Daß die dabei waltenden geheimen Wünsche schon vor Ablauf eines Jahrzehnts in volle Erfüllung gegangen sein würden, konnten wir beide damals nicht ahnen. In Berne erschien Frau Oltmanns manchmal, sei es, daß sie auf dem Amte Geschäfte zu erledigen hatte, sei es, daß sie und ihre Töchter sich durch einen der Berner „Böllen“ dorthin gezogen fühlten - primitiven Veranstaltungen, die im Laufe des Winters in einem niedrigen und räucherigen Local einige Male stattfanden und trotz ihrer dürftigen äußeren Ausstattung nicht nur auf die tanzlustige Jugend eine starke Anziehungskraft ausübten. Auch

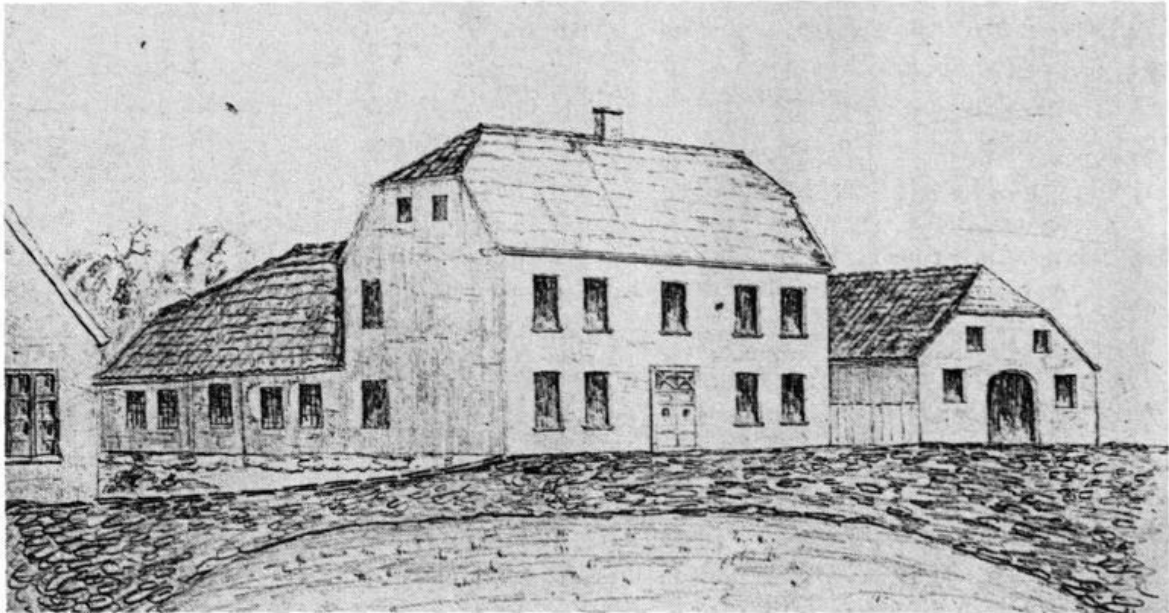
die Damen vom Gute Hude¹²⁴ scheuten unter Führung des unternehmungslustigen Fräuleins von Lindeloff nicht die lange Fahrt auf der Berne im offenen Boot bei nächtlicher Weile. Von einem solchen Balle steht mir eine scherzhafte Begegnung im Gedächtnis. Von Frau Oltmanns war bekannt, daß sie in ihrer Unterhaltung gern auf ein Erlebnis aus der Zeit der ersten deutschen Flotte¹²⁵ zurückkam, welches darin gipfelte, daß sie bei einer Dampfschiffahrt vom Schiff in die Weser gestürzt und von einem jungen Midshipman der deutschen Flotte vom Tode durch Ertrinken gerettet worden sei. Sie pflegte dabei zu zergliedern, was in der Minute zwischen dem Sturz und dem rettenden Eingreifen des Midshipman in ihrem Seelenleben vorgegangen war. Auf jenem Balle nun richtete sie an mich eine Frage über eine noch schwebende Geschäftsangelegenheit, die ich aus irgendeinem Grunde nicht beantworten konnte oder wollte, und ich suchte mich daher mit der Wendung: „Ja, Frau Oltmanns, wenn Sie schweigen könnten!“ oder einer ähnlichen aus der Schlinge zu ziehen, worauf Frau Oltmanns das Zeugnis ihres ebenfalls anwesenden Geschäftsfreundes, Herrn Waller¹²⁶, eines stattlichen Engländers von unverwüstlichem Phlegma und Besitzers einer Eisengießerei in Rönnebeck, für ihre Schweigefähigkeit anrief und von diesem ohne Besinnen in unverfälschtem englischen Dialekt die Antwort erhielt: „Schweigen können Sie wohl - wenn Sie liegen in der Weser und haben den Mund voll Wasser“. Damit war das mir gegenüber angeschlagene Unterhaltungsthema bündig erledigt. Lange nachher, nachdem meine Berner Vergangenheit schon eine geraume Reihe von Jahren hinter mir lag, bin ich Frau Oltmanns einmal wieder auf dem Domshof in Bremen begegnet. Inzwischen waren unter der Ungunst der Konjunkturen schwere Zeiten über ihr einst so blühendes Geschäft dahingegangen¹²⁷, und ich wagte es nicht, sie anzusprechen, fühlte mich aber bei dieser Begegnung lebhaft in längst dahingeschiedene Zeiten zurückversetzt.

Die Einförmigkeit meines Berner Daseins wurde alle sechs Wochen durch einen Besuch von einigen Tagen in Oldenburg unterbrochen. Zur Sommerszeit konnte man den etwas kürzeren Weg durch das Wüstenland einschlagen. Im Winter und in den Übergangszeiten fühlte man erst, wenn man die Altenhutorfer Helmer hinter sich und den der hölzernen Straße entlang führenden Fußweg unter sich hatte, Boden unter den Füßen, und ich war jedesmal froh, nach reichlich vierstündiger Wanderung in den Hafen des elterlichen Hauses einzulaufen. Der Rückweg ward meistens schon mit Morgengrauen angetreten, da ich es als Ehrensache ansah, pünktlich mit dem Beginn der Geschäftsstunden wieder an meinem Pult in der Amtsstube zu stehen. In diesen frühen Morgenstunden waren auf den Richtwegen zwischen den Bauerngehöften von Ohmstede und Bornhorst bisweilen mit umherstreifenden Hunden Fährlichkeiten zu bestehen.

Was mir neben meinen Amtsgeschäften an Zeit und Muße übrig blieb, hatte ich in erster Linie auf die Ausarbeitung meiner schriftlichen Prüfungsarbeit und auf sonstige Vorbereitungen für das Hauptexamen zu verwenden. Mit



Lesestoff versorgte mich daneben die Großherzogliche Bibliothek in Oldenburg, mit welcher wie überhaupt mit Oldenburg von Zeit zu Zeit ein als Bote fungierender kleiner Schneider den Verkehr vermittelte. Im übrigen galt es in Berne für eine Obliegenheit des Hilfspredigers, durch Abmachung mit einer größeren auswärtigen Buchhandlung dem Kreise des Lesekränzchens die neuesten Erscheinungen der belletristischen Literatur zugänglich zu machen. Bei einer vernünftigen Tageseinteilung war also Langeweile nicht zu befürchten, so klein und eng in vieler Beziehung die umgebenden Verhältnisse sein mochten.



Das Amtshaus in Berne, Zeichnung von Otto Lasius 1857 (StAO Best. 202-2 Nr. 222c).

Nachdem ich im Laufe des Sommers meine Hauptprüfung bestanden hatte¹²⁸, trat ich in der nun reichlich gewonnenen Muße an die Vorbereitungen zu einer für das nächste Jahr geplanten großen Reise nach England heran, mußte mich aber allmählich überzeugen, daß diese Vorbereitung für mich in Berne nur in beschränktem Umfange ausführbar war. So reifte in mir der Plan, mit der Zeit, wenn möglich, eine zeitweilige Rückversetzung an das Amt Oldenburg herbeizuführen. Mit meinem dortigen Kollegen, Amtsauditor Günther von Berg¹²⁹, traf ich demnach wegen eines Tausches unsrer Stellen einstweilen unter der Hand eine Verabredung, welche von dem Regierungspräsidenten freundlich gefördert wurde und im März 1858 ins Leben treten konnte. Nur ungerne trennte ich mich von Berne, wo ich in den verflossenen anderthalb Jahren viele Freundlichkeit erfahren und viel Anregung empfangen hatte. Den Weg nach Oldenburg nahm ich zu Wagen wegen der Jahreszeit im weiten Bogen über Hude. Bis dahin gab mir mein in Berne gewonne-

ner Freund, der Apotheker Münster, das Geleit, und im Wirtshause zu Hude leerten wir zum Abschied eine letzte Flasche Rotwein auf frohes Wiedersehen. Beim Amte Oldenburg dauerte meine Tätigkeit nur wenige Monate, da mein Urlaub für England schon im Juni begann. Während meines Aufenthaltes in London bekam ich die Nachricht von meiner Versetzung an die Regierung in Oldenburg. Die Episode Berne war damit endgültig abgeschlossen.

Anmerkungen von Günther Jansen

- a) Ein Stammbaum der Familie Hunrichs oder Honrichs ist von dem Justizrat Bernhard Hunrichs in Reichenbach in Schlesien aufgestellt und im Jahre 1879 mir mitgeteilt. Nach dem bis 1465 zurückreichenden Stammbaum, dessen Richtigkeit zu beurteilen ich außerstande bin, entstammt die Familie Hunrichs dem oldenburgischen Butjadingerlande und war ein Johann Hunrichs Vogt zu Eckwarden und Besitzer des Lehngutes Strückhausen, von welchem die noch bestehenden Zweige der Familie abstammen, mit Anna, natürlicher Tochter des Grafen Georg von Oldenburg vermählt. Über diese Beziehungen zum regierenden gräflichen Hause hatte sich übrigens in der Familientradition, so weit meine Kenntnis reicht, nichts erhalten. Mir sind dieselben erst durch den erwähnten Stammbaum bekannt geworden.
- b) Dazu gehörte die Landstelle Carlseck im Anhaltiner Groden, von meiner Tante in den landwirtschaftlichen Notjahren nach 1820 um einen geringen Preis veräußert. Die Friederikenmühle im nördlichen Jeverlande war noch Eigentum meiner Tante in meiner Jugend.
- c) In Jever hatten nach holländischer Weise die wohlhabenden Familien für den Sommeraufenthalt in der Nähe der Stadt ihre Landsitze (Buitenplaatse). Der Landsitz Moorwarfen war eine Lieblingsschöpfung meines Urgroßvaters, des Landrichters Grosse¹³⁰, ward von meinem Großvater mit besonderer Vorliebe gepflegt und ging nach dem Tode seines älteren Bruders in seinem ganzen Umfange in den Besitz meines Vaters über, der dort die Anpflanzungen fortführen ließ und 1816 den parkartigen Garten anlegen. In den Gartenanlagen befand sich seit 1802 das Erbbegräbnis der Familie Grosse - Jansen, welches im Jahre 1856 auf den Kirchhof in Jever übertragen wurde, und ein noch erhaltenes Denkmal meiner Urgroßeltern, an welchem das Eigentumsrecht unserer Familie noch heute zusteht. In Moorwarfen wurde von Oldenburg aus regelmäßig ein vierwöchentlicher Sommeraufenthalt, die Urlaubszeit meines Vaters und unserer Ferienzeit, genommen, von 1843-1857 ohne Unterbrechung, vorher in den Jahren 1831, 1832, 1834, 1835 und 1838. Im Jahre 1857 verkaufte mein Vater die Besetzung für den Preis von 24.000 Talern an den Auktionator Brader in Zwischenahn, der die Forsten alsdann durch Abholzung verwertet hat.
- d) Die allgemeinen Ausführungen dieser Aufzeichnungen, wie die auf S. 3 und 4 folgen, sind später von mir in dem Aufsatz „Altjeverische Geschichten“ in den Nordwestdeutschen Studien, S. 88-113, verarbeitet und haben demnach an dieser Stelle kein Interesse mehr.
- e) Ein Ereignis für den Fünfzehnjährigen war eine Reise nach Anhalt und Berlin, auf welcher er im Frühjahr 1806 den Vater begleiten durfte und auf der er auch zum ersten Male Oldenburg berührte, von wo der durch Grossesche Beziehun-



- gen verwandten Familie von Jägersfeld in Etzhorn¹³¹ ein Besuch abgestattet wurde. Das Ziel der Reise war Coswig, der Sommersitz der Fürstin - Regentin von Jever. Der Rückweg ward über Berlin genommen, wo man im Hotel zum König von Portugal abstieg. Es war wenige Monate vor dem Zusammenbruch Preußens bei Jena. Auch nach England führten meinen Großvater einmal geschäftliche Veranlassungen. Vielleicht entstammen dieser Reise die jetzt wertvollen englischen Kupferstiche, welche, aus dem großelterlichen Hause stammend, sich noch in meinem und meiner Brüder Besitz befinden.
- f) (In dieser Anmerkung wiederholt Jansen die schon in der Einleitung zu seinem Aufsatz über die Familie Jansen gebrachten Angaben über Vater, Großvater und Urgroßvater, gibt Namen und Heiratsdatum (19. 12. 1827) der Mutter Henriette Friederike Luise Emilie von Berg an und verweist auf seine Anmerkung über seinen Großvater Günther Heinrich von Berg, s. Anm. n).¹³²
- g) Frau Generalin Wardenburg, geborene Hegeler. Die Pflgetochter die nachmalige Frau Oberstleutnant Schotten in Oldenburg.¹³³
- h) August von Negelein.¹³⁴
- i) Gestorben als Professor der Archäologie an der Universität Berlin.¹³⁵
- k) Steinfeld. Der Name wird in den nachstehenden Aufzeichnungen noch öfter vorkommen. Hermann Steinfeld trat demnächst in den oldenburgischen Staatsdienst, schied aus demselben als Amtsassessor, ward Auktionsverwalter in Herrstein im Fürstentum Birkenfeld, war nach der Niederlegung des Amtes längere Zeit bei der Redaktion der Frankfurter Oberpostamtszeitung und dann bei einer Versicherungsgesellschaft beschäftigt und ließ sich endlich als Rechtsanwalt in Höchst am Main nieder, in welcher Eigenschaft er von der preußischen Regierung den Titel Justizrat erhielt. Er war mit der jüngsten Tochter des bekannten oldenburgischen Staatsrats Laurenz Hannibal Fischer verheiratet.¹³⁶
- l) Erinnerungen an Heinrich Geffcken, Nordwestdeutsche Studien, S. 244 ff. S. a. Anm. 62
- m) Professor der Medizin, Hofrat und Leibmedicus Johann Friedrich Stromeyer, * zu Göttingen als Sohn eines Superintendenten 4. Juni 1750, verheiratet 24. Oktober 1775 mit Maria Johanna Magdalene von Blum, * 28. Oktober 1756. Die bezeichneten „älteren Damen“ waren die jüngste Schwester meiner Großmutter Auguste, verheiratete Grätzel, * 30. Juni 1789, und eine Schwägerin meiner Großmutter, Witwe ihres als Hofrat und Professor der Chemie in Göttingen verstorbenen ältesten Bruders Friedrich Stromeyer, * 2. August 1776.¹³⁷
- n) Günther Heinrich von Berg, * am 27. November 1765 zu Schwaigern in Württemberg, † als oldenburgischer Minister am 9. September 1843, verheiratet am 27. August 1795 mit Amalie Stromeyer, * 10. Oktober 1777. Über meinen Großvater und das großelterliche Haus näheres in den Nordwestdeutschen Studien (Oldenburger Beziehungen des Grafen Reinhard), S. 124 ff.¹³⁸
- o) Von denselben vor allem zu nennen: Gustav Stöcker¹³⁹ aus Waldeck/Wildungen, Theologe, mit dem ich in meinem ersten Semester besonders nahe Beziehungen hatte, von dem ich später niemals wieder etwas gehört habe. Eduard Orth¹⁴⁰ aus Braunschweig, als Kreisdirektor in Braunschweig verstorben.
- p) Eleonore Thaden, einzige Tochter meiner Tante Friederike in Jever.¹⁴¹
- q) (wie Anm. l).
- r) Otto Ramsauer.¹⁴²
- s) Derjenigen des dortigen Landvogts (Direktor des Landgerichtes) Möhring, welcher, aus Jever gebürtig, ein entfernter Vetter meines Vaters war.¹⁴³
- t) Als Ministerialassessor in Oldenburg gestorben (nach langjährigem Aufenthalt in der Irrenanstalt in Wehnen). Seine hervorragende Begabung und Arbeitskraft erwarben ihm, solange er im oldenburgischen Staatsdienst, insbesondere beim Ministerium tätig sein konnte, allgemeine Anerkennung.¹⁴⁴
- u) Stellvertretender Regierungspräsident war damals der Staatsrat Boedeker¹⁴⁵. Regierungspräsident Nutzenbecher¹⁴⁶ war gestorben, der Nachfolger, Regierungspräsident Erdmann¹⁴⁷, noch nicht ernannt.

Anmerkungen des Bearbeiters

- 1) Harald Schieckel, Hauch einer kleinen Residenz (Erinnerungen von Benno Eide Siebs an Gerhard Jansen, 1872-1854, Sohn des oldenburgischen Ministers Günther Jansen), in: Oldenburger Jahrbuch 88, 1988, S. 33. Zur Biographie von Gerhard Jansen ist noch die von Siebs nicht erwähnte Tätigkeit als Amtsrichter in Kahla/Thüringen nach 1945 nachzutragen (frdl. Mitt. von Herrn Dr. Eschwin von Krosigk 1989).
- 2) Harald Schieckel, Die Mitglieder der „Oldenburgischen Literarischen Gesellschaft von 1779“ seit ihrer Gründung, in: Oldenburger Jahrbuch 78/79, 1978/1979, S. 12.
- 3) Günther Jansen, Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen aus den Jahren 1864 bis 1900, Oldenburg, Leipzig 1903. S. 45-52 enthalten wörtlich seinen Vortrag über 1866 (Nach 20 Jahren), den er 1886 gehalten hat. Vgl. auch künftig Harald Schieckel, Erinnerungen Günther Jansens an den Aufenthalt am großherzoglichen Hof in Eutin 1865, in: Oldenburger Jahrbuch 89, 1989; ders., Schloß und Herrschaft Schaumburg nach den Aufzeichnungen des oldenburgischen Ministers Günther Jansen und im Spiegel der Korrespondenz der Herzogin Amalie von Anhalt-Bernburg-Schaumburg-Hoym und des Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 16, 1990.
- 4) Hermann Lübbing, Süddoldenburgische Verhältnisse um 1850 in protestantischer Sicht, in: Oldenburger Jahrbuch 55, Tl. 1, 1955, S. 53-62.
- 5) Niedersächsisches Staatsarchiv in Oldenburg (künftig StAO) Best. 270-29 Bd. 2 (A).
- 6) Ebd. Best. 279-6 D 18.
- 7) Ebd. D 17. Für die Erlaubnis, diese beiden letzteren Texte zu veröffentlichen, habe ich der Oldenburgischen Literarischen Gesellschaft von 1779 zu danken. - Ebd. D 7 befindet sich der in Anm. 3 erwähnte Vortrag „Nach 20 Jahren“ von 1886.
- 8) StAO Staatsdienerverzeichnis AII S. 30; Harald Schieckel, Die Herkunft und Laufbahn der oldenburgischen Minister von 1848-1918, in: Weltpolitik-Europagedanke-Regionalismus. Festschrift für Heinz Gollwitzer, hg. v. Heinz Dolinger u. a., Münster 1982, S. 260.
- 8a) Sohn: Otto Lewald (* 1901, † 1941 London).
- 9) Ihre Tochter Emilie (1890-1980) war vermählt mit Karl Dedo von Krosigk (1889-1975). Deren Sohn, Dr. jur. Eschwin von Krosigk, Oberst a. D., (* 1918), lebt in Murnau, dessen Tochter Jutta (* 1956) in Bonn. Ich habe Herrn Dr. von Krosigk für mancherlei Auskünfte zu danken.
- 10) Friedrich Jansen (* 1883), Gerichtsreferendar a.D., Organist, und seine Schwestern Martha (= Marie?) (* 1887) und Dora (* 1885). Der Bruder Rudolf Jansen (1884-1912) war Pastor in Waddens. Ihr Vater war Emil Friedrich Hugo Jansen (1844-1921), Pastor in Hatten, Fedderwarden und Blexen. StAO OGF Nr. 2959 (Hermann Thieden). Zu dessen Bruder Gustav s. Anm. 69.
- 11) Harald Schieckel, Ein Beamtenverzeichnis der Herrschaft Jever aus dem Jahre 1772, in: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 11, 1969, S. 7.
- 12) Günther Thaden, Aus der Geschichte der jeveländischen Familie Thaden, in: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 28, 1986, S. 329 ff.; ders., Ahnengeschichte Thaden, Masch. schriftl. Vervielfält., 1984 (OGF). Darin: Stammreihen Jansen (T 6 c), Mansholt (T 6 f) und von Honrichs (T 6 i).
- 13) Günther Jansen besuchte die Familie Oncken mehrfach in Heidelberg, s. u., S. 209, 213.
- 14) (1838-1905).
- 15) (1844-1911).
- 16) Hermann Friedrich Hollmann (1753-1825). Jansen schildert ihn in „Altjeversche Geschichten“ (s. o., Anm. d.), S. 96 f.

- 17) (1776-1861).
- 18) Anton Friedrich Justus Thibaut (1772-1840).
- 19) (1793-1858).
- 20) Sophus Friedrich Gerhard Gustav Jansen, s. u., S. 206 und Anm. 69.
- 21) Julius Diedrich Tannen (1752-1792), vermählt mit Susanna Margarethe Charlotte Jansen, Tochter des Ulrich Jansen, des Urgroßvaters von Günther Jansen. Zur Familie Tannen s. Schieckel, Ein Beamtenverzeichnis (s. Anm. 11), S. 9.
- 22) Heinrich Christoph Rieken, vielleicht Sohn des Apothekers Johann Friedrich Rieken (1759-1852) in Wittmund, dann Jever.
- 23) Napoleon (II.) Franz Joseph Carl, Herzog von Reichstadt (1811-1832), Sohn Napoleons I.
- 24) Wohl Alexander Iwanowitsch Tschernyschew (1786-1857).
- 25) Georg Melchior Bernhard Jürgens (1783-1857).
- 26) Georg Gottlieb Unger (1765-1832).
- 27) Johann Gottlieb Buchholtz, kaufte 1814 das Haus Innerer Damm 16 (alte Nr.), 1818 das Haus Nr. 15 (alte Nr.).
- 28) Kaufte 1811 das Haus Huntestraße 7 (alte Nr.).
- 29) Hermann Christian Theodor Lier (1832-ca. 1898), s. u., S. 204, 216 und Anm. t.
- 30) Johann Karl Bertram Stüve (1798-1872).
- 31) Karl Adolf von Vangerow (1808-1870), Professor in Marburg und Heidelberg.
- 32) Friedrich Karl von Savigny (1779-1861), Professor in Marburg und Berlin.
- 33) Wilhelm Franz Gottfried Francke (1803-1873).
- 34) Johann Heinrich Thöl (1807-1884).
- 35) Hans Karl Briegleb (1805-1879).
- 36) Georg Julius Ribbentrop (1798-1874).
- 37) Otto Ernst Hartmann (1822-1877).
- 38) Heinrich Albert Zachariae (1806-1875).
- 39) Emil Herrmann (1812-1885).
- 40) (1813-1886).
- 41) (1809-1894). Friedrich Wilhelm Schaer, Georg Hanssen und Oldenburg, in: Oldenburger Jahrbuch 65, 1966, Tl. 1, S. 109 ff.; ders., Georg Hanssen, in: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon, Bd. 3, Neumünster 1974, S. 132 ff.
- 42) (1827-1900). S. a. Anm. 3.
- 43) (1804-1855).
- 44) Friedrich Wilhelm Schneidewein (1810-1856).
- 45) Ernst von Leutsch (1808-1887). Frdl. Mitt. des Stadtarchivs Göttingen.
- 46) Karl Friedrich Gauß (1777-1855).
- 47) Johann Konrad Martin Langenbeck (1776-1851).
- 48) Heinrich Ewald (1803-1875).
- 49) Wilhelm Weber (1804-1891). Zu den übrigen „Göttinger Sieben“ gehörten Wilhelm Eduard Albrecht, Friedrich Christoph Dahlmann, Georg Gottfried Gervinus und die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm.
- 50) Emil Franz Röbler (1815-1863).
- 51) Vergleiche hierzu auch Jansens Aufsatz „Das Jahr 1848 aus der Schülerperspektive“ in: Nordwestdeutsche Studien, S. 171 ff.
- 51a) Über die Anfänge der Verbindung Teutonia s. H(ans) Gidion, B(erent) Schwineköper, R(ichard) Westermann(†), Geschichte des Corps Teutonia-Hercynia zu Göttingen 1854-1962, Göttingen 1962, S. 38-53. Jansen, „ein lockiger Teutonenfuchs“, wird darin erwähnt in zwei Berichten von 1909 und 1912 des Landgerichtsrates a. D. und Professors em. Ortloff in Weimar als Teilnehmer einer Reise mit mehreren Kommilitonen nach Jena zu Pfingsten 1850 (S. 44, 46), die er auch in seinen Erinnerungen schildert (s. o. S. 207), sowie als Mitglied des von Haas gegründeten dramatischen und wissenschaftlichen Kränzchens (S. 49). Zwischen S. 52/53 ist das älteste Foto der Verbindung von 1852 wiedergegeben, auf dem auch Jansen deutlich zu erkennen ist. Hierüber s.

- (Berent) Schweineköper, Das älteste Bild der Teutonia, in: Der Göttinger Bote, Corpszeitung . . . des Corps Teutonia-Hercynia, Nr. 39, (Göttingen) 1967, S. 18 ff.; Tl. II, Nr. 40, 1970, S. 12 ff. Die Kenntnis dieser Veröffentlichungen verdanke ich der freundlichen Mitteilung von Herrn Professor Dr. Berent Schweineköper, Freiburg. Dieser hat mir außerdem noch folgende Ergänzungen übermittelt: Jansens Name steht neben 21 anderen Bundesbrüdern (darunter O. Orth, H. Pfafferott und F. Wiederholt) auf einem noch in Privatbesitz vorhandenen Pfeifenkopf, den sie A. Winnecke 1851 gewidmet haben. Das Corps besaß auch eine farbige Silhouette Jansens, die im Krieg verbrannt ist. Jansen galt nach Lax-Hildesheim als „entschiedener Progressist“ und wurde daher in dem späteren Corps nicht als alter Herr geführt. Er nahm aber anscheinend 1882 in Hannover an einem Treffen teil, das die alten Teutonen aus der Vorzeit des Corps (1848-1854) veranstaltet hatten.
- 52) Carl Friedrich Wiederholt (1832-1899), Sohn des Advokaten Dr. Johann Jacob Wiederholt in Bockenem, zuletzt Oberamtsrichter in Osterode. Schweineköper (s. Anm. 51a), Tl. II, S. 13; frdl. Mitt. des Hauptstaatsarchivs Hannover.
 - 53) († 1902), zuletzt Oberlandesgerichtsrat in Bamberg. Frdl. Mitt. des Hauptstaatsarchivs München.
 - 54) Zuletzt Senatspräsident in Bamberg. Frdl. Mitt. d. Hauptstaatsarchivs München.
 - 55) Hugo Pfafferott (1831-1886). Max Schwarz, MdR. Handbuch der Reichstage, Hannover 1965, Bd. 1, S. 422; Gidion (s. Anm. 51 a), S. 43; Schweineköper (S. Anm. 51 a), Tl. II, S. 14.
 - 56) Anastasius Innozenz Kraft von Strombeck (1830-1915). Schwarz (s. Anm. 55), S. 476 (hier als Josef Innozenz); Schweineköper (s. Anm. 51 a), Tl. II, S. 17 (hier irrtümlich als Autor v. Strombeck, geb. 1831 Wolfenbüttel).
 - 57) Hermann Albrecht Beckh (1832-1908), Abgeordneter der Deutschen Freisinnigen Partei. Schwarz (s. Anm. 55), S. 264. Strafbayern wurden die bayrischen Truppen genannt, die 1850/1852 den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen in der von ihm beantragten Bundesexekution unterstützten, nachdem er die Verfassung von 1831 beseitigt hatte. S. o., S. 207.
 - 58) Conrad Carl Georg Eduard Marcard (1826-1892), Wirkl. Geheimer Rat im preußischen Landwirtschaftsministerium, Sohn des Hofrats Dr. (Jacob) Gustav Wilhelm Marcard und der Dorothea Wüste. Dieser war ein Sohn des bekannten oldenburgischen Leibarztes Heinrich Matthias Marcard. Frdl. Mitt. des Hauptstaatsarchivs Hannover.
 - 59) Karl von Lützwow (1832-1897).
 - 60) Julius Philipp Georg Merkel (1829-1898). Frdl. Mitt. des Stadtarchivs Göttingen.
 - 61) (1834-1896), Historiker.
 - 62) (1830-1896). Das Manuskript zu Jansens Aufsatz über Geffcken ist in seinem Nachlaß ebenfalls im Archiv der Literarischen Gesellschaft erhalten (StAO Best. 279-6 D 8). Es geht auf einen Vortrag von 1888 vor der Literarischen Gesellschaft zurück, dem er 1889 einen Nachtrag anfügte. Dieser bildet in abgeänderter Form den Schluß seines Aufsatzes (S. 259 ff.). Das Originalschreiben Geffckens vom 14. 1. 1889, dessen Inhalt er knapp angibt, ist dem Manuskript beigelegt.
 - 63) (1831-1914), Schriftsteller. In seinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit“, Berlin 1899, erwähnt er Göttingen und einige dortige Professoren nur kurz (Bd. 1, S. 113). In der Auswahl „Aus seinen Tagebüchern“, Berlin 1919, sind Eintragungen Rodenbergs aus Göttingen vom Juli 1852 und Januar/Februar 1853 wiedergegeben. 1852 erwähnt er die junge Gesellschaft und die Bekanntschaften, die er fast jeden Abend machte und die ihn geistig anregten (S. 20 f., 24, 26). Er berührt auch einen Besuch bei Geffcken, den er wegen eines Beitrages für die von ihm herausgegebene „Deutsche Rundschau“ 1879 in Straßburg aufgesucht hat (S. 108). Auf Grund einer späteren Veröffentlichung

- Geffckens von 1888 in der gleichen Zeitschrift war gegen Geffcken ein Verfahren eröffnet worden (S. 155), auf das auch Jansen in seinem Aufsatz über Geffcken eingeht (s. Anm. 62). Rodenbergs „Kleine Wanderchronik“, Bd. 1, Hannover 1858, S. 56-66, enthält die Schilderung einer Fahrt von Helgoland nach Wangerooge 1852 mit Erwähnung der ohne Familiennamen bezeichneten „Hofrätin“ (= Westing). Vielleicht hatte Jansen oder ein anderer oldenburgischer Kommilitone ihm den Besuch der Insel empfohlen. In der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte Jansen auch seinen Aufsatz „Herder als Freiwerber“ (=Nordwestdeutsche Studien, S. 295 ff.).
- 64) Ludwig Karl Aegidi (1825-1901).
- 65) Magnus Cajus Friedrich Conrad von Wedderkop (1830-1907), später Geheimer Justizrat.
- 66) (1830-1896).
- 67) (1832-1863), später Weg- und Wasserbaukondukteur.
- 68) Er konnte bisher nicht näher identifiziert werden. Ein Rentner August Koch wohnte um 1900/1910 in Oldenburg.
- 69) Sophus Friedrich Gerhard Gustav Jansen (1831-1910), Professor Dr. h. c., Domorganist und Musikdirektor in Verden, Sohn des Konsistorialassessors Ulrich Friedrich Wilhelm Jansen in Jever (s. o., S. 198). Dessen Vater war der in der Einleitung (S. 194) erwähnte Kanzleirat Albrecht Friedrich August Jansen. Gustav Jansen war also ein Vetter 2. Grades von Günther Jansen. Er besuchte das Konservatorium in Leipzig 1848-1860 und wurde 1855 Domorganist in Verden. Er galt schon 1876 als „vortrefflicher Tonkünstler und Komponist“, verfaßte ein Buch über die Davidsbündler und hat sich vor allem verdient gemacht als Herausgeber der Briefe von Robert Schumann (1886) und des 4. Bandes von Schumanns gesammelten Schriften. Hermann Mendel, *Musicalisches Conversations-Lexicon*, Bd. 5, 1875, S. 365; *Riemann Musiklexikon*, 12. Aufl., bearb. v. Wilibald Gurlitt, Personalteil A-K, Mainz 1959, S. 869; Bernhard Schönbohm, *Bekannte und berühmte Jeverländer*, Jever 1981, S. 134, 138 f. Es konnte bisher nur ein Sohn von ihm ermittelt werden, Paul Wilhelm Jansen (1869-1941). Er war Lehrer in Neinstedt, Schwimfeld (= Scheinfeld?), Elsfleth, Chemnitz und Harburg und von 1900-1922 Pastor in Moisburg. Wilhelm Meyne, *Die Kirche in Moisburg*. Frdl. Mitt. d. Pfarramts Moisburg (Pastor Jürgen Pommerien) und des Stadtarchivs Verden. Zur Lehrtätigkeit an der Bürgerschule Elsfleth s. StAO Best. 160-1 Nr. 1469 (72b, 72c).
- 69a) Mackenröder Spitze, Frdl., Mitt. v. Herrn Professor Berent Schwineköper, Freiburg.
- 70) August Vilmar (1800-1868).
- 71) Christian Friedrich Elvers (1797-1858).
- 72) Johann Benedikt Listing (1808-1882).
- 73) Johann Friedrich Rudolf Elvers (geb. 1825). Die Biographie über Huber erschien 1872-1874. Nach der Tätigkeit in Göttingen war er zunächst Kreisrichter in Höxter. Frdl. Mitt. des Stadtarchivs Göttingen.
- 74) (1800-1869).
- 74a) S. Anm. 51a.
- 74b) S. Anm. 136.
- 75) (1827-1909), zuletzt Rechtsanwalt und Amtsrat in Detmold, geb. in Coverden als Sohn des späteren Pächters der Domäne Johannental Clemens Albert Caesar und der Luise Rodewald. Frdl. Mitt. des Staatsarchivs Detmold.
- 76) S. o., S. 195.
- 77) Arthur von Görgey (1818-1916).
- 78) (1823-1891).
- 79) (1741-1807).
- 80) (1820-1883), Enkel des Königs Karl X. Philipp von Frankreich.
- 81) Eduard Carl Caspar Jacob Joseph von Siebold (1801-1861). Seine jüngere Tochter Agathe (1835-1909) war eine Jugendliebe von Johannes Brahms, der

- sie 1858 in Göttingen kennen lernte und die Erinnerung an sie in einem Thema des 1864 komponierten Streichsextetts op. 36 festhielt. Gäste von Siebolds waren neben Brahms auch Clara Schumann, Henriette Sontag, Jenny Lind, Hans von Bülow. Hans Körner, Die Würzburger Siebold, in: Siebold. Beiträge zur Familiengeschichte, Tl. I, Lief. 3, Neustadt/Aisch 1967 (= Deutsches Familienarchiv, Bd. 34/35), S. 719 f. und Abb. 66 (die beiden Töchter Siebolds nach einer Zeichnung von Wilhelm Hensel, dem Schwager von Felix Mendelssohn-Bartholdy, aus dem Jahre 1855).
- 82) Karl Heinrich Edmund Freiherr von Berg (1800-1874), Bruder der Mutter von Günther Jansen. Harald Schieckel, Oldenburger in Mitteldeutschland, in: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 30, 1988, S. 619 f.
 - 83) Emil August von Schaden (1814-1852). Frdl. Mitt. des Archivs der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen.
 - 84) Der Körper - ein Zeichen.
 - 85) Ignaz Ritter von Legeditsch (1790-1866). Frdl. Mitt. von Herrn Oberstleutnant a. D. Hans-Georg Volkhardt, Südmoslesfehn.
 - 86) Friedrich Wilhelm (1802-1875).
 - 87) Hans David Ludwig Friedrich Hassenpflug (1794-1862).
 - 88) (1771-1851).
 - 89) (1819-1878).
 - 90) Vielleicht Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen (1791-1860), preußischer Diplomat und Theologe in Rom, London, Heidelberg und Bonn.
 - 91) Carl Reck, Fakultätsassessor, bis 1868 in Göttingen nachweisbar. G. Meinhardt, Göttinger Originale, S. 23 ff. (mit Karikatur). Frdl. Mitt. des Stadtarchivs Göttingen.
 - 92) Carl von Bobers, später Obergerichtsvizedirektor in Göttingen, dort bis 1875 nachweisbar. Mitt. d. Stadtarchivs Göttingen.
 - 93) Carl Rehberg, später Geh. Justizrat in Göttingen, dort bis 1872 nachweisbar. Mitt. d. Stadtarchivs Göttingen.
 - 94) (1828-1901), 1848 Linksradikaler, Korrespondent von Karl Marx, seit 1865 Oberbürgermeister von Osnabrück, 1880 Oberbürgermeister von Frankfurt, 1890 preußischer Finanzminister.
 - 95) Johannes Gustav Ulrich Jansen (1832-1913), Baurat in Oldenburg.
 - 96) Vermutlich im Zusammenhang mit dem am 1. 3. 1852 erfolgten Beitritt Oldenburgs zum Deutschen Zollverein. Albrecht Eckhardt, in: Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1987, hg. v. Albrecht Eckhardt u. Heinrich Schmidt, S. 356.
 - 96a) In diesem Punkt ist Jansens Darstellung ungenau. Tatsächlich wurde die Straßenbeleuchtung erstmalig am 5. Sept. 1853 eingeschaltet, also erst nachdem Jansen nach den Göttinger Studentenjahren soeben wieder nach Oldenburg zurückgekehrt war. S. Wolfgang Büsing, Ernst Gottlieb Büsing (1807-1857), Klempnermeister zu Oldenburg, Mitgründer der Oldenburger Gasanstalt, Oldenburg 1957, S. 11.
 - 97) † 27. 2. 1853.
 - 98) Die Tentamensakte von 1853 s. StAO Best. 155 Nr. 495 (mit Bewerbung und Studienzeugnis).
 - 99) Die Fortsetzung bilden die von Lübbing ausgewerteten Aufzeichnungen über die Vertretung der Beamten in Löningen und Damme (s. Anm. 4).
 - 100) Peter Friedrich Georg Mentz (1807-1878). Sein Sohn Eugen (* 1843) heiratete 1873 Louise Hermine Ernestine Freiin von Berg, Tochter des Carl Heinrich Ernst Freiherr von Berg, eines Bruders der Mutter von Günther Jansen.
 - 101) Ernst Bertram Christian Boedecker (1814-1869), Sohn des Heinrich Friedrich Gerhard Boedecker (s. Anm. 145).
 - 102) Bernhard Gerhard Bunnies (1799-1880).
 - 103) Graf Wilhelm Friedrich Christian von Bentinck (1787-1855), vermählt 1841 mit Pauline Albertine Gräfin von Münnich (1817-1898). Allerdings wird in der Li-

- teratur nur eine Tochter Anna (1855-1933) genannt, die später mit Friedrich Magnus Graf von Solms-Wildenfels verheiratet war. Gustav Nutzhorn, Genealogie der Familie des russischen Generalfeldmarschalls Burchard Christoph von Münnich, in: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 16, 1974, S. 20; R. W. A. M. Cleverens, De Graven von Aldenburg, Bentinck en Waldeck-Limpurg, 1983, S. 69 f.
- 104) Clemens August Meyer (* 1814).
 - 105) Über Stedingen vgl. Gerold Meiners, Stedingen und die Stedinger, Bremen 1987. Die Wegeverhältnisse ebd., S. 180 ff.
 - 106) Wilhelm Heinrich Steche (1809-1872), vermählt mit Ernestine Rüder (1811-1885), Tochter des Carl Maximilian Rüder. Sein Bruder Carl Friedrich Ludwig Steche (1810-1881), verheiratet mit Hedwig Lauw, war später ab 1858 Verwaltungsbeamter in Berne. Seine Tochter war mit Günther Jansens späterem Ministerkollegen Georg Flor verheiratet. Schieckel, Die Herkunft (s. Anm. 8), S. 259.
 - 107) Georg Gottlieb Engelbert Meyer (1784-1862). Er war vorher Superintendent in Wildeshausen gewesen und trug daher noch den Titel weiter.
 - 108) Paul Friedrich August von der Lippe (1817-1857).
 - 109) Hinrich Rogge (1829-1875), 1857-1860 Hilfsprediger in Berne. Ob vor ihm noch ein Hilfsprediger zur Dienstzeit Jansens fungierte, konnte nicht ermittelt werden.
 - 110) Vielleicht Christian Friedrich Ernst Rumpf (1825-1904). Zu seinem Sohn s. Max Rumpf, Aus den Erinnerungen eines Oldenburger Gymnasiasten um 1900, bearb. und eingeleitet von Harald Schieckel, in: Oldenburger Jahrbuch 86, 1986, S. 123 ff.
 - 111) Karl Friedrich Peeken (* 1803).
 - 112) Friedrich Gottlieb Münster (1816-1872). Meiners (s. Anm. 105), S. 309. Als Jansen durch seine Frau während einer Dienstreise vom Tode Münsters erfuhr, schrieb er ihr aus Schaumburg/Lahn am 29. 5. 1872: „Unsers armen Freundes Münster Tod . . . beraubt mich der Personifikation der schönsten Zeit meines Auditoriums. Ich habe soviel angenehme Stunden in seinem Hause verlebt, daß ich nur dankbar daran zurückdenken kann“. StAO Best. 270-29 Acc. 1988. Dieser Brief ist erst 1988 neben einigen zuvor geschriebenen Briefen Jansens an seine Frau aus Petersburg freundlicherweise dem Staatsarchiv von Jansens Urenkel, Herrn Dr. von Krosigk, überlassen worden.
 - 113) Friedrich Christian von Buttell (1791-1861). Seine Tochter heiratete Dr. med. Franz Ludwig Anton Kelp in Oldenburg.
 - 114) Christian Diedrich von Buttell (1801-1878), 1849-1851 Minister, zuletzt Präsident des Oberappellationsgerichts. Schieckel, Die Herkunft (s. Anm. 8), S. 257.
 - 115) Karl von Holtei (1798-1880), Schauspieler und Schriftsteller.
 - 116) Emil Palleske (1823-1880), Schauspieler und Schriftsteller, 1845-1851 am Hoftheater in Oldenburg.
 - 117) Von Heinrich Laube (1816-1884).
 - 118) Ewald Körner (* 1824), 1852-1854 Auditor in Berne, Wilhelm Philibert von Schrenck (1828-1892), 1855/1856 Auditor in Berne, später Oberbürgermeister in Oldenburg, Ernst Günther Wilhelm Freiherr von Berg (1832-1883), 1858 Auditor in Berne, zuletzt Appellationsrat in Oldenburg, Sohn des Geheimen Oberregierungsrates Adolf Friedrich Freiherr von Berg, eines Bruders der Mutter von Günther Jansen.
 - 119) Charlotte Conradine Philippine von Lindelof (* 1805), Tochter des Kammerrats Georg Niklas von Lindelof und der Sophie Wilhelmine Christiane von Römer. Sie war eine Verwandte der Frau von Jansens Ministerkollegen Friedrich Tappenbeck, Wendeline von Lindelof (1834-1921). Schieckel, Die Herkunft (s. Anm. 8), S. 264.
 - 120) Gerhard Diedrich Meiners (1796-1859).
 - 121) Hugo Heinrich Philipp Kindt (1810-1883).

- 122) Sophie Friederike Juliane Charlotte Oltmann (auch Oltmanns) (* 1812), Tochter des Pastors Johann Georg Friedrich Hoene in Warfleth, seit 1831 verheiratet mit Diederich Oltmann, Sohn des verstorbenen Schiffbaumeisters und Köters Claus Oltmann in Motzen, (1804-1849). Meiners (s. Anm. 105), S. 251. Das Ehepaar hatte neben einem 1831 geborenen Sohn Claus Georg die Töchter Christine Elise Gesine (* 1833), Gesine Henriette Johanne (* 1836) und Marianne Juliane (* 1838).
- 123) Georg Schweers (1792-1869). Frdl. Mitt. des Staatsarchivs Aurich.
- 124) Wohl Friederike Wilhelmine von Witzleben (1774-1863), geb. von Römer, Witwe des Hofjägermeisters und Schloßhauptmanns Christoph Ernst von Witzleben (1751-1813), und deren Schwiegertochter Sophie von Witzleben (1823-1877), geb. Freese, seit 1847 Frau des Adam Friedrich Ernst von Witzleben (1810-1874), vielleicht auch noch Eleonore Caroline Friederike von Witzleben, geb. von Witzleben, seit 1845 Frau des Kammerherrn Ernst Rochus von Witzleben in Oldenburg (1791-1868).
- 125) Diese 1848 gegründete Flotte lag zum Teil im Hafen von Brake und wurde 1852/1853 größtenteils in Brake und Bremerhaven versteigert. Eckhardt (s. Anm. 96), S. 347 f.
- 126) William Waller, ehemaliger Kapitän, der später, wahrscheinlich 1861, die Witwe Oltmann heiratete. Meiners (s. Anm. 105), S. 251.
- 127) Durch die Schulden ihres zweiten Mannes und verfehlte Spekulationen in England mußte sie Konkurs anmelden. Meiners (s. Anm. 105), ebd.
- 128) Die (unvollständige) Examensakte s. StAO Best. 155 Nr. 496.
- 129) S. Anm. 118.
- 130) Schieckel, Ein Beamtenverzeichnis (s. Anm. 11), S. 7.
- 131) Carl Friedrich von Jägersfeld (1771-1847), verheiratet mit Octavia-Bellina Grosse (1771-1815), Tochter des Depositars Hans-Christoph Grosse (1732-1781) in Jever. Schieckel, Ein Beamtenverzeichnis (s. Anm. 11), S. 7. Ihre Schwester heiratete Franz von Blücher, einen Sohn des Marschalls. Eine Tochter von Jägersfelds war mit dem Amtmann Georg Johann Amann (1794-1852) in Berne vermählt, eine andere Tochter mit dem bekannten Oberst Johann Ludwig Mosle (1794-1877). Schieckel, Die Herkunft (s. Anm. 8), S. 260 f. Über das von Jägersfeldsche Gut in Etzhorn s. Heinrich Munderloh, Die Bauerschaft Etzhorn, Bremen-Horn 1955, S. 21 ff.
- 132) S. o., S. 194.
- 133) Helene Elisabeth Wilhelmine Hegeler (1792-1872), Frau des Generalmajors Wilhelm Gustav Friedrich Wardenburg (1781-1838). Ihre Pflege-tochter war ihre Nichte Adele Hegeler (1830-1906), Tochter des Kaufmanns Conrad Heinrich Hegeler in Varel, die den späteren Oberstleutnant Hieronymus Schotten (1822-1897) heiratete. Harald Schieckel, Die Familie Wardenburg, in: Wilhelm Gustav Friedrich Wardenburg (1781-1838). Oldenburgischer Soldat, Altertumsforscher und Sammler. Eine Ausstellung im Oldenburger Stadtmuseum, Oldenburg 1981, S. 45 f. (auch in: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 23, 1981, S. 343 f.).
- 134) August Hermann Heinrich von Negelein (1829-1910), später Ziegeleibesitzer in Neuenburg.
- 135) Carl Heinrich Friedrich Wilhelm Friedrichs (1831-1871). ADB, Bd. 7, S. 391 f. (Bursian); Georg von Lindern, Carl Heinrich Friedrich Wilhelm Friederichs, in: Von Hus un Heimat, Bd. 4, Nr. 10, 1953. Friedrichs war mit einer Tochter des Theologen Johann Hinrich Wichern verheiratet, des Gründers des Rauhen Hauses in Hamburg.
- 136) Hermann Gerhard Steinfeld (1826-1919), verheiratet mit Charlotte Fischer (1830-1895). Gidion (s. Anm. 51 a), S. 42, 48; Schwineköper (s. Anm. 51 a), Tl. II, S. 17.
- 137) Johann Friedrich Stromeyer († 1813), Auguste Stromeyer († nach 1872), verheiratet mit Johann Heinrich Friedrich Grätzel (1776-1860), Fabrikant, Fried-



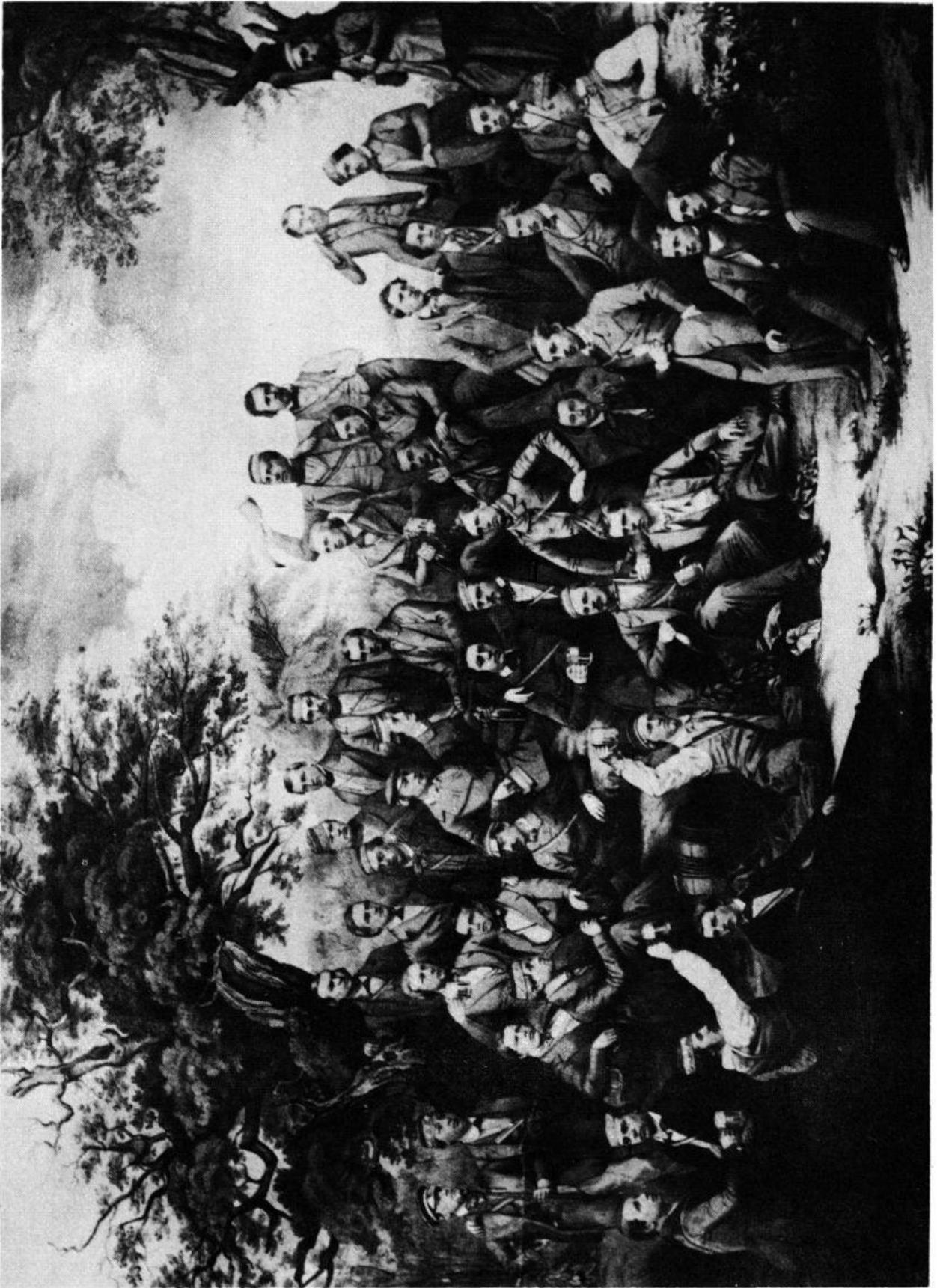
- rich Stromeier († 1835). Frdl. Mitt. des Stadtarchivs Göttingen. Das Grätzel-sche Haus erwähnt Jansen, Nordwestdeutsche Studien, S. 131. Aus der Familie Stromeier stammt die Frau des Ministerpräsidenten Ernst Albrecht in Hannover. Die Angabe bei Schieckel, Die Herkunft (s. Anm. 8), S. 267, Anm. 47, ist entsprechend zu berichtigen.
- 138) Über Günther Heinrich von Berg s. zuletzt Martin Sellmann, Günther Heinrich von Berg 1765-1843, Oldenburg 1982. Jansen berichtet wiederholt über ihn in: Nordwestdeutsche Studien, S. 32, 124 ff., 277.
- 139) Vielleicht verwandt mit Pfarrer Karl August Stöcker, der 1849 in Helmighausen amtierte. Frdl. Mitt. des Staatsarchivs Marburg.
- 140) Friedrich Ludwig Eduard Orth (1830-1895), Sohn des Ökonomen Orth in Windhausen, später Lengefeld/Waldeck. Frdl. Mitt. des Staatsarchivs Wolfenbüttel. Er war vermutlich identisch mit Orth II, der 1851 aus der Teutonia austrat, und wohl ein Bruder des Otto Orth aus Lengefeld († 1886), Oberamtsrichter in Gandersheim, eines Mitbegründers der Teutonia. Gidion (s. Anm. 51 a), S. 41, 50; Schweineköper (s. Anm. 51 a), Tl. II, S. 15.
- 141) S. o., Anm. 12.
- 142) (1828-1856).
- 143) Friedrich Wilhelm Möhring (1797-1875), Sohn des Hilarius Ulrich Möhring (1753-1842), Kammerrat in Jever, und Enkel des Pastors Johann Friedrich Möhring (1690-1773) in Heppens und Schortens. Über die Art der Verwandtschaft mit der Familie Jansen konnte nichts ermittelt werden.
- 144) S. o., Anm. 29.
- 145) Heinrich Friedrich Gerhard Boedecker (1783-1868). Sein Sohn war Ernst Bertram Christian Boedecker (s. o., Anm. 101).
- 146) Johann Friedrich Mutzenbecher (1781-1855). Sein Sohn war der Minister G. Wilhelm Mutzenbecher (1832-1878). - Schieckel, Die Herkunft (s. Anm. 8), S. 261.
- 147) Theodor Erdmann (1795-1893).

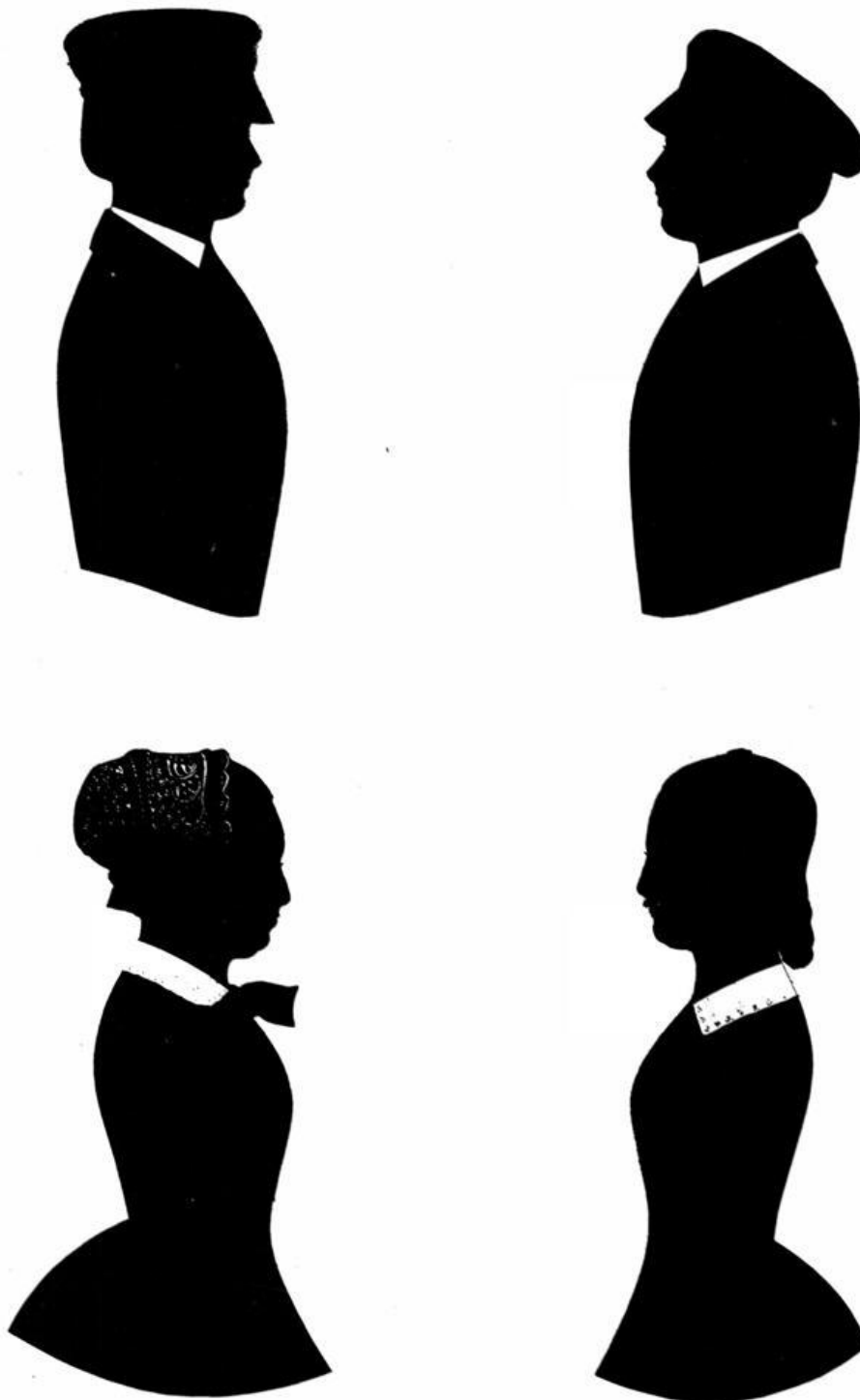
Text zum nebenstehenden Bild (S. 235):

Das älteste Foto der Teutonia-Göttingen. 1852. G. Jansen sitzt in der 2. Reihe von unten mit Mütze, nach rechts blickend und eine Bierflasche auf dem Knie haltend. Vgl. Schweineköper, Das älteste Bild . . . (s. Anm. 51a).

Anschrift des Bearbeiters:

Archivoberrat i. R. Dr. Harald Schieckel, Kastanienallee 42a, 2900 Oldenburg.





Geschwister Jansen: Günther Jansen (1831-1914, später Minister in Oldenburg), Gustav Jansen (1832-1913, später Baurat in Oldenburg) und, vermutlich rechts unten, Amalie Friederike Jansen (1836-1864, später verehelichte von Heimburg). Links unten angeblich eine weitere, in den Kirchenbüchern aber bisher nicht nachweisbare Schwester Jansen. Die Silhouetten der beiden Brüder sind bezeichnet „Januar 1850“. (Mit frdl. Erlaubnis von Herrn Dr. Günther Thaden.)

Oldenburgische Familienkunde



Herausgegeben von dem Oldenburger Landesverein für
Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V.
durch die „Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde“
von Wolfgang Büsing, Lerigaumweg 14, 2900 Oldenburg

Jahrgang 32

Heft 2/3

September 1990



Gut Nordenham in Butjadingen

Erinnerungen von Dr. med. Elimar Hansing
aus den Jahren 1863-1873

Mit einem Nachwort von Wolfgang Büsing:
Zur Geschichte von Gut Nordenham





Abb. 2 u. 3: Friedrich August Hansing sen. (1804-1880), Gutsbesitzer auf Nordenham, sowie Dr. med. Elimar Hansing (1863-1932), Arzt in Hamburg, Verfasser dieser „Erinnerungen“.

Abb. 1 (auf der Titelseite): Wappen der Familie Hansing (1570): In Rot ein goldener Greif, der in den Fängen einen goldenen Pfeil hält; auf dem bewulsteten Helm mit rot-goldener Decke der gleiche wachsende Greif.

Gut Nordenham in Butjadingen

Erinnerungen von Dr. med. Elimar Hansing aus den Jahren 1863-1873

Wenn ich es unternehme, in meinem 59. Lebensjahr Erinnerungen zu schreiben, so geschieht das deshalb, weil die Eindrücke meiner Jugend jetzt noch fest in meinem Gedächtnis haften, sodann aber auch, weil die Fülle und Mannigfaltigkeit des Erlebens wert ist, meinen Nachkommen und allen, die einen Sinn für glücklich verlebte Jugendzeit besitzen, übermittelt zu werden.

Das große Bauernhaus

Der Boden, auf dem ich am 12. Februar 1863 geboren wurde, war eigenartig in mancher Beziehung, auf der einen Seite flaches und fruchtbares Marschland mit vollem landwirtschaftlichen Betrieb, auf der anderen Seite der breite Weserstrom, nahe der Mündung mit lebhaftem Schiffsverkehr und seinem ewigen Wechsel von Ebbe und Flut. Kein Wunder, daß bei der Vielseitigkeit der Umgebung Langeweile nicht aufkam und es immer etwas Neues zu erleben und zu sehen gab. Und dazu das große Wohnhaus mit seinem Berg (von Bergen, z. B. Getreide) und dem großen prachtvollen Garten, beide ein Tummelplatz für unsere Spiele. Auf leicht erhöhtem Terrain (gegen Wassergefahr), fast ganz umgeben von einer ziemlich breiten Graft und hohen Bäumen (als Windschutz), lag das große Bauernhaus da wie eine Oase in der flachen grünen Marsch. Es war mit Reith bedeckt und bestand zum größeren Teil aus dem Berg, zum kleineren aus dem recht geräumigen Wohnhaus, das seinen Zugang an der Nordseite von einem über die Graft führenden Steg hatte, während der Zugang zum Berg und zum Hof direkt von der Chaussee durch ein breites Tor ermöglicht war.

Beim Eintritt ins Wohnhaus über eine steinerne Treppe imponierte zunächst die mit Fliesen bedeckte Diele, die im rechten Winkel durch das ganze Haus ging und an deren Kopfende sich eine Dielenuhr befand.

Die Anordnung der Zimmer war folgende:

Gleich links beim Eintritt das sog. Schulzimmer, das seinen Namen beibehalten hatte von dem früheren Zweck, dem es diente, denn Großvater hielt für seine Kinder einen Hauslehrer. Daneben lag, fast die ganze östliche Schmalseite einnehmend, der Saal, in dem siebzig Personen Platz finden konnten. Ihm folgte ein kleineres Fremdenzimmer. Sodann an der Südseite lag das sog. blaue Zimmer (weil es blaue Tapeten hatte) als Salon mit besseren Mahagonimöbeln. Diesem schlossen sich an das elterliche Schlafzimmer, das Wohnzimmer und Großvaters Schlafzimmer.



Gegenüber auf der Nordseite lagen die Gesindestube, die Küche und eine kleine Speisekammer.

Zum Boden führte eine breite Treppe. Hier waren auf der Ostseite nur drei Zimmer vorhanden, an Größe entsprechend den unter ihnen liegenden. Sie waren nicht bewohnt, sondern dienten der Lagerung von Obst.

Auf dem übrigen Teil des Bodens wurde Getreide und Sonstiges untergebracht. Unter dem Dach war eine Räucherkammer angebracht, die stets mit Leckerbissen aller Art angefüllt war.

Vom Wohnhaus gelangte man durch einen Windfang mit zwei Ausgängen in den Berg, der in der Mitte zwischen den Wänden Raum bot für Lagerung des Getreides und des Heus, während an den beiden äußeren Längsseiten Vieh aufgestellt war. An der westlichen Frontseite lag zwischen den beiden Haupttüren der Pferdestall. Ein kleiner Anbau nordwärts enthielt den Schweine- und Entenstall und auf der anderen Seite die Waschküche mit Backofen. Die Klosettverhältnisse waren als durchaus ländlich zu bezeichnen. Für das Gesinde bot sich Gelegenheit vorn beim Schweinestall, für die Herrschaften war ein kleiner Anbau vorgesehen, zu dem man erst nach einer halben Stallwanderung mitten durch das Jungvieh hindurch gelangen konnte. Während der wärmeren Jahreszeit bot die Sache keine Schwierigkeit, aber im Winter war, abgesehen von der Kälte, manchmal die Benutzungsmöglichkeit insofern behindert, als eine durch den Frost erstarrte „Nadel der Kleopatra“ so weit in das Lumen der Brille hineinragte. Im Sommer floß auch gewöhnlich der Inhalt der Grube über und düngte den anliegenden Boden, mit dem Erfolg, daß man an dieser Stelle die saftigsten Äpfel zu ernten pflegte.

Die Wasserverhältnisse waren nicht die günstigsten. Je eine Pumpe in der Küche und im Stall entnahmen das Wasser zum Spülen der Schüsseln, Waschen etc. und zum Tränken des Viehs aus einem vor der Küche liegenden Sod. Zum menschlichen Genuß eignete es sich nicht, wahrscheinlich wegen der darin enthaltenen unterphosphorigen Säure. Trinkwasser mußte aus einer ca. zweihundert Meter entfernt liegenden Kuhle geholt werden oder wurde einem Tropfpaß, Filtrierfaß, entnommen.

An der westlichen Frontseite befand sich der Hofplatz, dessen besondere Zierde ein großer Misthaufen, der Stolz eines jeden Landwirts, war.

Der Gebäudekomplex war, außer der westlichen Frontseite, von einer ca. vier Meter breiten Graft umgeben. Nicht mit Unrecht erblickten unsere Eltern in diesem Wassergraben eine stete Gefahr für uns Kinder. Man suchte uns Furcht beizubringen vor diesem Wasser, indem man uns sagte, es wäre eine „lange Mettje“ drin, die die kleinen Kinder hole. Aber gerade das gegenteilige Gefühl wurde dadurch geweckt, das der Neugierde, deren Befriedigung wir dann mitunter mit einem kühlen Bade und nachfolgender Tracht Prügel bezahlen mußten. Einmal jedoch war ich nahe daran, an das Vorhandensein einer langen Mettje zu glauben, als vor meinen Augen aus einer Schar junger Entenküken eins nach dem andern unter Wasser geholt wurde und nicht wieder zum Vorschein kam. Der Spuk hatte aber ein Ende, als Großknecht Hinnerk selbst ins Wasser stieg und meinte, das müßten Ratten oder Hechte

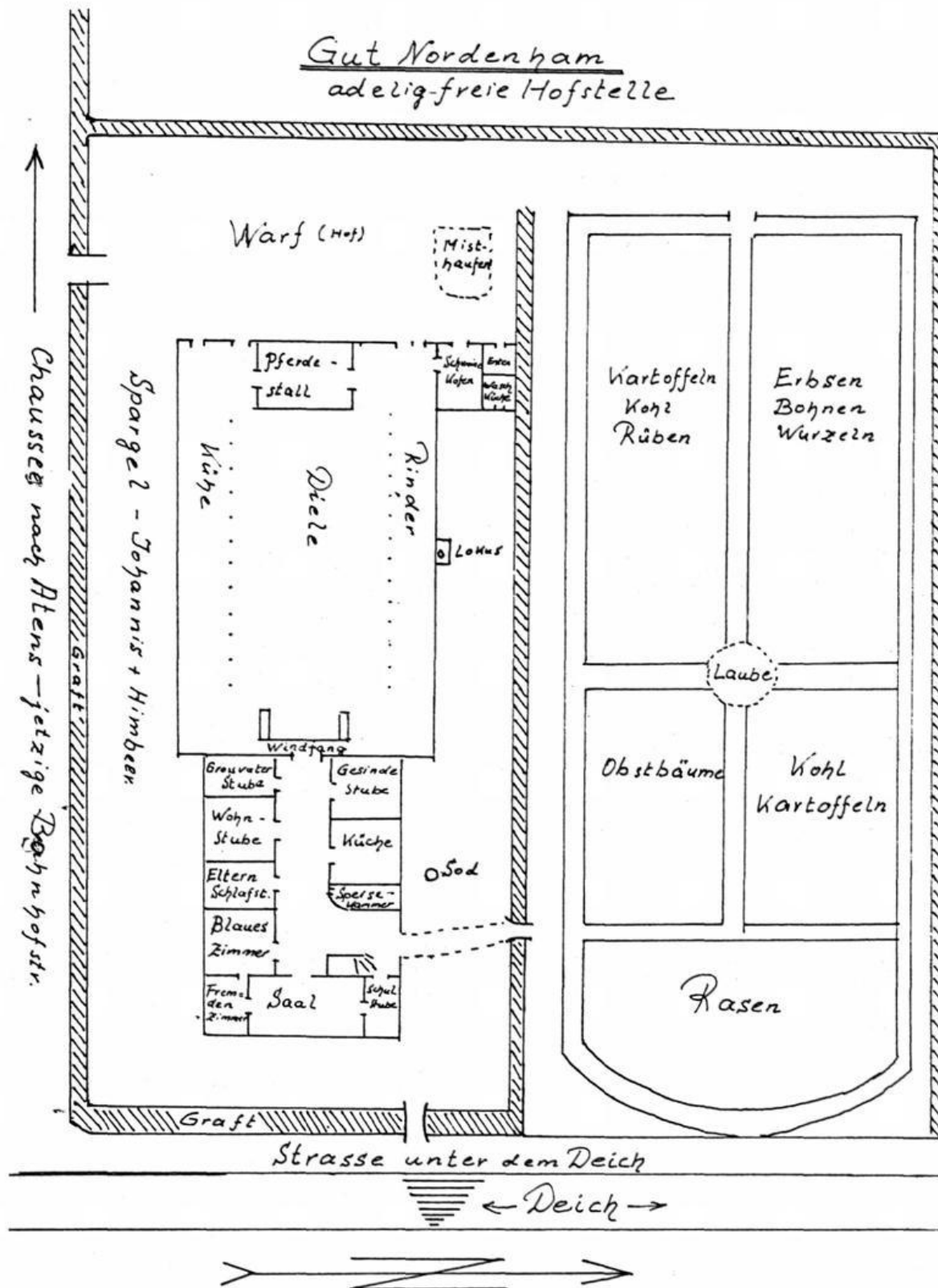


Abb. 4: Grundriß von Hofstelle und Garten des Gutes Nordenham um 1870.

gewesen sein. Nun sollte man meinen, daß dieser Vorfall zum Angeln von Hechten geführt hätte. Nun, nichts geschah. Daß Fische in der Graft waren, wurde uns erst klar, als wir zu unserem Bedauern in einem harten Winter unter dem Eise sehr große Aale erstickt liegen sahen. Grundsätzlich ließ Großvater aus dem Eise viereckige Stücke heraussägen, die vor die Kellerfenster gesetzt wurden, um den Frost nicht eindringen zu lassen. In diesem Winter aber waren die Löcher sofort wieder zugefroren.

Im Winter gab die Graft eine herrliche Schlittschuhbahn ab, aber natürlich wurden wir Kinder nicht eher hinaufgelassen, als bis das Eis einen Erwachsenen trug.

Der Garten

Das Herrlichste des ganzen Besitzes war der große und schöne Obst- und Gemüsegarten, in den man über eine breite Brücke über die Graft gelangte. Hier wurde gespielt und getollt, und mit den zunehmenden Jahren wurden immer mehr neue Schönheiten entdeckt. Der östliche kleinere Teil war parkartig angelegt, bestanden mit einigen hohen Bäumen und geziert mit einigen Blumenbeeten und Ziergewächsen. Unmittelbar an der Straße erhob sich der Berg, von dem man über den Deich auf die Weser sehen konnte.

Von der Brücke geradeaus führte ein auf einer Seite mit kräftigen Lindenbäumen bepflanzter, grünlicher, breiter Fußweg zur Gate, einem früheren Weserarm, der durch Deichbau zum Abwasser degradiert war. Gleich linker Hand von der Brücke lag ein mit Gras bewachsenes Stück, das nur mit Obstbäumen bewachsen war: Äpfeln, Birnen, Zwetschgen, darunter zum Teil recht schöne Sorten. Eine große sog. Steinbirne wurde, steinhart geerntet, erst durch Liegen im Januar oder Februar weich und äußerst schmackhaft. Auch die übrigen Teile des Gartens, die mit Kohl, Kartoffeln, Bohnen und Erbsen bepflanzt waren, umsäumten an ihren Seiten Obstbäume, meistens aus geringerer Sorte, die als Koch- und Dörrobst Verwendung fand. Fallobst gab es im Herbst in solcher Menge, daß es sackweise von unseren Arbeitern fortgeschleppt wurde. Eine vorzügliche Sorte von Äpfeln stand in der Nähe der Waschküche, ein Gravensteiner und ein frühreifer Apfel, der ungefähr kleinkinderkopfgroß wurde und sich durch außergewöhnliche Saftigkeit auszeichnete.

Im großen Garten ist noch ein Apfel zu erwähnen, der sog. Kaisers Tafelapfel, der auf einem morschen und verkrüppelten Baum nur einige Früchte trug, aber er war Großvaters Lieblingsapfel und wurde von ihm mit Argusaugen bewacht. Es wäre besser gewesen, wenn Großvater mit seiner Liebe für diesen Apfel etwas mehr zurückgehalten hätte, denn wir Kinder machten, einmal aufmerksam geworden, uns diese Liebe auch zu eigen und langten uns schon vor der eigentlichen Reife einen nach dem andern herunter unter voller Bestätigung des großväterlichen Urteils, daß dieser Apfel wirklich, was Wohlgeschmack und Aroma betraf, an keinen anderen heranreichte. Und

Großvater? Nun, es gab dann eine kleine intime Auseinandersetzung zwischen uns, wobei die „Sweep“ (Peitsche) eine ausschlaggebende Rolle spielte.

Von den übrigen Früchten hatten es uns noch besonders die schönen Zwetschgen angetan. Aber der Baum war hoch, und wir waren klein. Hinaufklettern ging wohl, war aber umständlich und kostete Hosen. Was also tun? Mit einem gewissen Sinn für das Praktische begabt, schlug ich kurzerhand starke Nägel in den Stamm und benutzte diese als Stufen. Indessen, so ganz ohne Gewinn ging diese Art von Besteigung dann auch nicht vonstatten: über zerrissene Hosen und geschundene Haut an Händen und Beinen mußte unsere gute Mutter häufig ihr sorgenvolles Haupt schütteln. Großvater dagegen kurierte diese Schäden prompt mit der „Sweep“.

Neben dem oben beschriebenen Obstbaumstück lag der ebenso große Kohlacker. Zwischen beiden hindurch führte ein Fußweg zu einer von großen Linden umstandenen runden Laube, von der dann wiederum Wege nach links und rechts und geradeaus abgingen. Im westlichen Teil des Gartens waren auf der einen Seite Kartoffeln, auf der anderen Erbsen, Bohnen, Wurzeln und Küchengemüse angepflanzt.

Auf der Südseite des Wohnhauses war der Blumengarten angelegt, eine besondere Domäne unserer Mutter, die hier mit ihrem ausgeprägten Sinn für Blumenzucht ein ausgiebiges Arbeitsfeld fand. Uns Kindern boten die ebendasselbst stehenden Kirschbäume, Haselnußsträucher und der an der Hausmauer gezogene Wein mehr Interesse. Die Kirschbäume trugen nur wenige Früchte, leider, man konnte sie zählen, und wehe, wenn sie plötzlich noch weniger wurden: Großvater konnte mit seiner „Sweep“ verteuftelt gut treffen. Im weiteren Teil dieses Gartens, der sich längs dem Berg hinzog, waren Mistbeete für Spargel angelegt. Weiterhin folgten Johannisbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Küchenkräuter.

Auch einige Erdbeeren waren vorhanden. An der Mauer selbst wuchsen Aprikosen und Pfirsiche in reicher Fülle. Ein größerer Baum stand noch im Blumengarten, eine Prinette, die in guten Jahren sehr schöne große Früchte trug. Abgeschlossen war dieser Garten nach dem Hofplatz hin durch einen Bretterzaun, der bis zur Graft hinunterreichte.

Unmittelbar angrenzend an die Graft und parallel mit dieser lief auf der Südseite der Landweg, der erst Ende der sechziger Jahre chaussiert wurde. Der unter dem Deiche längslaufende Weg, der noch vor unserem Grundstück dann mit einer Trift über den Deich führte, war bei unserem Wegzug aus Nordenham noch nicht gepflastert. Wer jemals solche Wege in aufgeweichtem Zustand gesehen hat, wird verstehen, daß ein Gespann manchmal nur mit einem Vorspann vorwärts zu bringen war. Den Fußgängern aber blieben häufig Stiefel und Schuhe in dem klebrigen Lehm stecken. Überhaupt zeichnete sich der schwere Marschboden durch eine große „Anhänglichkeit“ aus.

Nach einem Gang über das Feld oder über den Kartoffelacker trug man gewöhnlich einen halben Acker Erde an den Stiefeln mit heim. Hier genügte dann nicht einfaches Abtreten oder Abputzen auf der Matte zur Reinigung,

nein, ein ordentlicher, kräftiger Besen mußte zur Hilfe genommen werden. Welches waren nun die Personen, die in der Zeit von 1863 bis 1873 das oben geschilderte Paradies bevölkerten?

Großvater Hansing

Zunächst Großvater Friedrich August Hansing, geb. 11. Juni 1804 zu Varel, gest. 22. Februar 1880 zu Oldenburg. Er hatte 1832 zusammen mit dem Vater seiner zweiten Frau (Caroline Margarethe Tantzen) Hergen Tantzen zu Grönland das Gut Nordenham (adelig freie Hofstelle) für 17 000 Reichsthaler gekauft, nachdem er vorher das Gut als Pächter bewirtschaftet hatte. Aus dieser Ehe entsproß mein Vater, und es war somit folgendes Erbschaftsverhältnis vorhanden: beim Tode Großvaters gehörte uns Kindern die eine Hälfte ganz und von der anderen Hälfte noch ein Drittel. Es hat demnach jedes der Geschwister auf $\frac{1}{6}$ des Gesamtnachlasses Anspruch.

Großvater selbst, mittelgroß, von gedrungener kräftiger Figur, die etwas zu Wohlbeleibtheit neigte, zeigte in Gang und Haltung den aufrechten Mann. Sein volles, mit einem weißen Knebelbart umrahmtes Gesicht, aus dem ein Paar blaue Augen munter hervorleuchteten, verriet die Gutmütigkeit seines Charakters. Und in der Tat, man konnte ihm nicht gram sein, wenn man auch glaubte, wegen einer Übertretung zu hart von ihm mit der Peitsche traktiert worden zu sein. Mag sein, daß er manchmal etwas zu rasch mit einer Züchtigung bei der Hand war, ohne die Entschuldigungsgründe gehört zu haben. Aber das war wohl mehr die Folge seiner Schwerhörigkeit, die bekanntlich die Menschen mißtrauisch und argwöhnisch zu machen pflegt. Hierauf ist es wohl auch zurückzuführen, daß er einige Leute durchaus nicht leiden konnte, ja geradezu mit ihnen in Feindschaft lebte. So war ihm der Telegraphensekretär Grendel ein Dorn im Auge; ein Zwist war vermutlich entstanden zu der Zeit, als die Schulstube bei uns als Telegraphenamts eingerichtet war, und wurde auch nicht beigelegt, als das Amt aus unserem Hause in das neue auf dem Deich errichtete Gebäude verlegt wurde. Für uns Kinder war die Feindschaft insofern ziemlich peinlich, als wir mit den Grendelschen Kindern gern zusammenkamen und wir das Gefühl hatten, als ob dieses Zusammensein vom Großvater nicht gern gesehen wurde. Auch mit den Nachbarn Schipper bestand ein gespanntes Verhältnis, jedenfalls habe ich von einem freundschaftlichen Verkehr nichts gesehen. Daß auch die Freundschaft mit der guten alten Tante Focke kurze Zeit einen Riß bekam, war uns Kindern sehr unangenehm, denn wir fanden in deren Wohnung in Atens während der Mittagsschulpause Unterkunft zur Verzehrerung unseres Mittagessens, das damals in mitgebrachten belegten Butterbrotten und verdünntem Rotwein bestand. In seiner Wirtschaft hielt Großvater stramme Zucht und verlangte von jedem strenge Pflichterfüllung, wobei die von ihm ausgeübte Kontrolle häufig einer gewissen Komik nicht entbehrte. Nicht allein, daß er morgens durch einen an seinem Bette angebrachten Klingelzug das ganze Haus auf die Beine



brachte, konnte er sich durch ein kleines Fenster vom Bett aus überzeugen, daß nun auch wirklich die Knechte oder die Arbeiter anfangen zu arbeiten. Eine besondere Kontrolle scheint er auch über den Tierarzt Meier für nötig gehalten zu haben. Denn in seinem Tagebuch finde ich vom Jahre 1842 folgende Notizen:

„Tierarzt Meier ist hier gewesen, Juni 11 um das Vieh zu untersuchen. Juni 12 mit dem Amtmann. Juni 14 ist er bei der Weide gewesen und hat er sich nach dem Befinden erkundigt. Juni 15 ist er abends 10 Uhr in meinem Hause gewesen. Juni 30 ist er hier gewesen und hat die Kühe ins Maul gesehen.“

Daß Großvater im Ärger auch jähzornige Handlungen begehen konnte, zeigt folgender Fall: Einmal hatte er einen Knecht verprügelt und war von diesem verklagt. Die Verhandlung vor dem Amtsgericht endete mit einer Tragikomödie. Als der Amtsrichter das Urteil verkündete: „Freigesprochen“, fiel Großvater in Ohnmacht, weil er in seiner Schwerhörigkeit verstanden hatte: „3 Wochen.“

Eine hervorragende Eigenschaft des Großvaters war seine Freigebigkeit. In seinen Aufzeichnungen finden sich Namen von nahe- und fernstehenden Personen, die Gelddarlehen von ihm erhalten haben. Manchem ist er dadurch der rettende Engel geworden, so z. B. für Heinrich Sinram, der mit zahlreicher Familie damals auf dem Anleger der Dampfschiffe ein kärgliches Dasein fristete. Einer Cousine Pieksen, die sich in sehr kümmerlichen Verhältnissen befand, setzte er eine jährliche Rente von zehn Reichsthalern aus, bis auf ihr Lebensende. Vielen auch hat er gegeben, bei denen er mit einer Rückgabe von vornherein nicht rechnete.

Mit seiner Freigebigkeit verband sich in wohlthuender Weise ein großer Drang nach Geselligkeit. Es war ihm ein Bedürfnis, mit Freunden sich auszusprechen über wirtschaftliche und Tagesfragen, und im Kreise fröhlicher Zecher konnte er einer der lustigsten sein. Treffpunkt für solche Gelegenheit war die Wirtschaft von Sinram, wo sich mehrmals in der Woche nachmittags und abends die Honoratioren, wie Wilh. Müller, Apotheker Hansmann, Dr. Hollmann, Tierarzt, Fritz Carl Müller-Schützfeld u. a. zum feucht-fröhlichen Umtrunk zu versammeln pflegten. Bei diesen Zusammenkünften ist, wie ich glaube, manches ausgeheckt worden, das für die Zukunft Nordenhams von Bedeutung werden sollte. Anfänglich fanden diese Zechgelage auf dem Anleger statt, wo ein vorderes Gemach dem allgemeinen Verkehr diente und das dahinter liegende für die Honoratioren reserviert war. In den darunter liegenden Räumen hauste die Familie Sinram mit mehreren Kindern. Es ist ein Wunder, daß bei dem offenen Deck des Anlegers nie ein Unglück passiert ist. Erst Ende der sechziger oder Anfang der siebziger Jahre wurde am Deich das stattliche Gebäude errichtet, das dann später durch weiteren Ausbau zum Bahnhof wurde.

Nach solchen Zechereien kam es auch mal vor, daß die Gesellschaft zum Schluß zu später Stunde in unsern Garten schlich und unter Großvaters Schlafzimmer ein Ständchen brachte. Das Lied „Wenn das ganze Atlantische



Meer doch voll lauter Champagner wär“ ist mir noch in guter Erinnerung geblieben. Und wenn dann aus der Runde die Frage ertönte: „Off he sick woll wat marken lett?“, dann ließ Großvater sich ganz gewiß was merken, indem er die Brüder zwar nicht zum Champagner, aber zu einem ausgiebigen Portweingelage sofort zu sich bat.

Ob die Bierhalle von Tebbe in Atens damals schon so in Blüte stand wie später in den achtziger oder neunziger Jahren, weiß ich nicht, diese Bierhalle wurde jedenfalls, als die Sinramsche Wirtschaft durch den Bahnhofsbetrieb und den vergrößerten Verkehr ihren intimen Charakter verlor, zum Honoratiorenlokal erhoben. Hier versammelte man sich zum Frühschoppen und zum Abendtrunk bis spät in die Nacht hinein und hielt sich fremde, nicht dazu gehörende Elemente dadurch vom Leibe, daß man die Wirtin Tebbe veranlaßte, fünf Pfennig mehr für das Glas Bier zu nehmen als die andern Wirte. Zum Jahre 1893 im Herbst war ich als frischgebackener Arzt dort Gast und konnte mich von dem noch immer frisch sprudelnden Humor von Wilhelm Müller, genannt der Friesenhäuptling oder kurzweg Onkel Wilhelm, ergötzen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich folgendes Intermezzo: Mir war es unangenehm, daß W. Müller mich fortwährend mit Herr Dr. und Sie titulierte. Als ich ihm vorschlug, das alte „Du“ von früher fortzusetzen, ging er freudig darauf ein und sagte: „Ja, mein Junge, dann müssen wir erst Smollis trinken.“ Nachdem dies geschehen, kam für mich die völlig unerwartete Aufforderung: „So, nun muß du mich auch küssen.“ Auch dies geschah, allerdings mit einiger Überwindung, denn der Bart und die Mundpartie von Onkel Wilhelm waren stets von Tabakjauche vollgesabbelt, da er den ganzen Tag nur eine Zigarre rauchte, d. h. eigentlich nicht rauchte, sondern nur ansteckte, dann ausgehen ließ und den Rest so allmählich feucht kaute.

Doch nun zurück zum Großvater. Auch er war ein starker Raucher, hat allerdings, wie er sagte, erst mit seinem 40. Lebensjahr damit angefangen. Oft genug habe ich ihm beim Auspacken seiner Tabaksendung geholfen, jedesmal 20-30 Pfund Petit Kanaster von Propping in Oldenburg, in ¼-Pfund-Paketen. Ohne seine lange Pfeife konnte man sich Großvater gar nicht vorstellen, sie begleitete ihn auf seinen Gängen durch seinen Betrieb wie auch zum Wirtshaus. Angezündet wurde die Pfeife damals noch mit dem Fidibus oder dem Zündschwamm, der am Hosenboden in Brand gesetzt wurde; später erst kamen die Schwefelhölzer, Rietsticken, auf, deren Entzündung auf die bequemste Art ebenfalls an der Hose geschah. Ob zum Vorteil der Hose, bleibt dahingestellt. Schwedische Streichhölzer müssen aber schon Ende der sechziger Jahre in Deutschland in Gebrauch gewesen sein. Großvater wandte sie vielleicht deshalb nicht an, weil er „all dem neumodschen Kram“ nicht hold gesinnt war, wie er auch noch lange Zeit nach dem Aufkommen der Stahlfeder sich einer selbst gefertigten Gänsefeder bediente. Erst, als ich aus der Schule die neue Art des Schreibens heimbrachte, mag er sich zum Umsatteln entschlossen haben.

Aber einem Fortschritt in der Kultur war er sofort zugänglich: das war die Petroleum-Hängelampe. Wie ein Wunder wurde sie angestaunt, als er damit



von Varel ankam. Ja, das Leben war doch schön, jetzt konnte wenigstens keine Lampe mehr umgeworfen werden. Und das war wirklich mehrmals geschehen. O, diese Kinder!

Wir Kinder scheinen überhaupt unserm Großvater viel zu schaffen gemacht zu haben. Er hatte aber ein vorzügliches Mittel, um uns in Zucht zu halten, das war die Lange Peitsche, die Sweep, vor der wir höllischen Respekt hatten. Ich konnte sogar zwei Grade unterscheiden: kam Großvater mit langer Pfeife und Peitsche, dann spielte sich die Sache in mehr gemütlicher Weise ab, wobei ich häufig zu bemerken glaubte, daß Großvater nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken konnte. Kam er aber nur mit der Peitsche, dann wurde die Sache brenzlich; dann legte sich auch gewöhnlich unsere Mutter ins Mittel mit den Worten: „Vadder, nun is't genog“, ihn mit Blicken durchbohrend, die soviel sagten wie „oller Grobjan!“

Verdächtig waren wir bei unserm Tun und Treiben in seinen Augen immer, mochten wir auch noch so unschuldig wie die Lämmer dastehen. Argwöhnisch umkreiste er uns, mit durchbohrenden Blicken jeden einzelnen von uns aufs Korn nehmend und mit der in krause Falten gelegten Nase eigentümlich schnuppernd, um schließlich den an die Adresse unserer Mutter gerichteten Hilferuf ertönen zu lassen: „Adeline, kumm doch mol gau her, ick glöw, een van de Gören hett sich fuhl mokt.“ Ein kleines Unglück, das menschlich zu verstehen und darum auch zu verzeihen war.

All diese kleinen Vorkommnisse, so ärgerlich sie auch scheinen, waren jedoch nicht imstande, das auf gegenseitiger Liebe beruhende Verhältnis zwischen Großvater und uns zu trüben. Unser „Opa“ ging uns über alles. Es lag auch in seiner Art, sich mit Kindern vertraut zu machen, was ihm besonders dann leicht gelang, wenn er uns aus seiner Vergangenheit über Personen und Begebenheiten erzählte oder uns beschenkte, wo wir es gar nicht erwartet hatten.

Wie er mit offenen Augen durch die Welt ging und sich über das Tun der Menschen seine eigene Ansicht zurechtlegte, so hatte er für manche Gelegenheiten treffende Sprüche auf der Zunge. So sagte er zu einem Brautpaar, das sich in Liebesgetue fast auffressen wollte: „Kinners, slaat wat up de Hill!“, das heißt soviel als: Verbraucht nicht gleich alles, legt auch was als Vorrat in Reserve. Oder wenn wir Kinder zur Osterzeit anfangen, um die Wette Eier zu vertilgen, mußten wir die warnenden Worte hören: „Kinner und Kalwer ehr Deel, dann beholt se't Liew heel.“

War er in Stimmung, und das war nicht selten der Fall, erzählte er uns von seinen Jugendstreichen, die er mit seinen Freunden von Tungeln ausgeheckt hatte, oder aus der Franzosenzeit Varels oder gab Anekdoten zum besten, machte uns vor, wie Hergen Tantzen immer geschrien habe. Oder er schilderte uns, was für ein stattlicher Kerl er zu Pferde gewesen sei und dergleichen. Wenn uns auch manches nicht recht glaubwürdig erschien, so wurde der Respekt vor seinem Können doch groß, als er eines Abends zwei Hasen, die von Schützfeld her direkt auf Nordenham gelaufen kamen, mit einem Schuß niederstreckte. Und das mit 68 Jahren! Dieser Meisterschuß wurde na-

türlich bei Sinram gehörig begossen.

Was Großvater als Landwirt geleistet hat, darüber kann ich aus eigenem Wissen nicht urteilen. Jedenfalls hatte er seinen Kram gut beieinander, wie man zu sagen pflegte. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, daß er ausgedehnten Handel mit Pferden, Vieh, Fellen, Butter und Getreide betrieb, von denen ein Teil direkt nach England verladen wurde. Auch an Versuchen, etwas Neues einzuführen, hat es nicht gefehlt. So setzte er eines Tages zwei Eimer voll junger Karpfen in einem Graben aus und malte sich wahrscheinlich in seinem Geiste den späteren reichen Fischzug aus. Aber als man nach zwei Jahren den ganzen Graben nach einer Ecke hin, wo ein Netz gespannt war, abklopfte, fand sich nur ein einziger Frosch im Netz. Warum dieser Mißerfolg, ist nicht ergründet worden. Man vermutete Fischotter oder Hechte. Aber mir scheint eher die Untauglichkeit des Gewässers der wahre Grund zu sein und vor allem der Mangel an der für junge Karpfen nötigen Nahrung. Soviel vorläufig über Großvater.

Vater

Von meinem Vater, Fr. August Hansing jun. (1835-1870), kann ich leider nur wenig berichten. Bei seinem frühen Tode war ich erst sieben Jahre alt. Ich habe ihn in Erinnerung als einen großen, schönen Mann mit schwarzem Haar und Vollbart und ernst blickenden Augen. Seine Haltung war leicht gebeugt und sein Gang langsam schleppend. Mit uns Kindern gab er sich wenig ab; vermutlich lag ihm der Umgang mit Kindern nicht oder er war durch Krankheiten behindert, zu einer fröhlichen Lebensauffassung sich aufzuraffen. Welcher Art diese Krankheiten waren, ist uns nicht gesagt worden. Einmal muß er einen Beinbruch erlitten haben, denn er lag lange mit geschientem Bein auf einer schräg ansteigenden Unterlage. Mehrere Male war er zur Kur in Norderney, zuletzt im Juli 1870, wo er bei Ausbruch des Krieges die Kur abbrechen mußte und in krankem Zustande zurückkehrte. Am 13. Oktober desselben Jahres wurde er von seinem Leiden erlöst. Unsere Mutter war untröstlich in ihrem Schmerz und konnte es nicht fassen, daß ihr geliebter Mann nun auf ewig von ihr gerissen werden sollte. Ihrem Wunsche gemäß blieb die Leiche volle acht Tage im offenen Sarge stehen, täglich ging sie in das Schulzimmer, wo die Leiche lag, um ihr einen Spiegel vor den Mund zu halten. Ein Entsetzensschrei entrang sich ihrer Brust, als sie eines Morgens fand, daß der Kopf der Leiche sich auf die Seite gedreht hatte. Nur mit Mühe konnten die Angehörigen sie davon überzeugen, daß dies eine Folge der durch Karmen im Keller verursachten Erschütterung des Fußbodens sei.

In den Tagen vor der Beerdigung waren Knechte und Mägde eifrig beschäftigt, um das zur Bestattung Notwendige herzurichten. Die Knechte banden dicke Strohwalzen, auf denen der Sarg auf dem Leiterwagen ruhen sollte, und die Mägde wanden Buxbaumgirlanden zur Ausschmückung des Sarges auf der Diele unter der großen Uhr, während im Saal sich das Trauergeloge

bei Kaffee, Kuchen, Portwein, Schnaps und Zigarren zu dem letzten Geleite stärkte. Mittlerweile wurde der Sarg zugenagelt, jeder einzelne Schlag gab meiner Mutter einen Stich ins Herz und löste bei ihr laute Ausbrüche des Schmerzes aus. Der Sarg wurde dann mit einer eigentümlichen, aus Papier geschnitzten Dekoration bedeckt, wie ich sie später nie wieder gesehen habe, und hinausgetragen. Beigesetzt ist er in dem Keller auf dem Atenser Kirchhof. Pastor Ibbeken hielt die Leichenrede. Nachher versammelten sich die Verwandten und Freunde wieder im Trauerhause, wo bei einem ausgiebigen Mahle mit obligatem Weine kräftig dafür gesorgt wurde, daß an diesem Tage eine trübe Stimmung nicht wieder aufkam. Ein Vorgang, wie er damals und vielleicht auch heute noch den Landsitten durchaus entsprach. Durch den Tod des Vaters war nun eine Lücke gerissen, die durch Großvater und Mutter in gleicher Weise ausgefüllt werden mußte.

Mutter

Unsere Mutter konnte sich um so leichter dieser Aufgabe unterziehen, als sie schon seit acht Jahren mit dem Nordenhamer Wirtschaftsbetrieb vertraut war und auch selbst aus einem Landwirtschaftshause stammte. Von mittelgroßer, aber kräftiger Figur, dazu heiteren Gemüts, verstand sie es, mit ihrem lebenswürdigen Wesen auch andere spröde Naturen in ihren Bann zu ziehen. Uns Kindern war sie die fürsorgliche Mutter und betreute uns mit aller Liebe, in steter Sorge um unser körperliches und geistiges Wohlergehen. Tüchtig im Haushalt, faßte sie überall mit an, wo es nötig war. Wenn ihr auch eine Mamsell zur Seite stand, so wurde doch ihre Arbeitskraft für die Pflege des kranken Mannes, für die Erziehung der vier unmündigen Kinder und für die innere Leitung des landwirtschaftlichen Betriebes ganz in Anspruch genommen. War mal eines von uns Kindern krank, konnten wir uns keine bessere Krankenpflegerin wünschen.

Anspruchslos für ihre eigene Person, konnte sie doch vor Freude ganz außer Rand und Band geraten, wenn etwas angeschafft wurde, das einen besonderen Glanz auf das Haus Nordenham zu werfen imstande war. So herrschte eitel Freude, als Großvater eines Wintertags mit einem versilberten Schlittengeläute angerückt kam. Anspannen und raus zum Rutschen auf die Chaussee konnte nicht schnell genug gehen. Noch größer war die Freude, als eines Tages eine richtige geschlossene Droschke in der Scheune stand. Mutter konnte die Ausfahrt schon gar nicht abwarten, schon vorher setzte sie sich öfters in die Droschke, stolz um sich blickend. - Einmal kam Wilh. Müller mit einem Blumentisch daher, diesen sollte diejenige haben, die am schnellsten den Deich hinauflaufen könnte. Mehrere junge Frauen beteiligten sich am Wettlauf, und Mutter gewann. Dieser Tisch wurde später mit nach Oldenburg genommen und bildete den Hauptschmuck der Veranda. Überhaupt war Blumenzucht ihre Liebhaberei, wo im Garten nur Platz war, wurden Blumen gepflanzt, jede Fensterbank war mit Blumentöpfen besetzt. Die Leute blieben



oft auf der Chaussee stehen, um sich die hübsche Blumenpracht anzusehen. Aber auch eine kleine weibliche Schwäche will ich nicht unerwähnt lassen: Mutter war stolz auf ihre Füße, ganz besonders dann, wenn die darüber sitzenden Stiefel einen hübschen Fuß machten. Bei ihrem Tode fanden sich dann auch fünf bis sechs Paare ganz neuer, ungebrauchter Stiefel vor. Mutter zur Seite stand die Mamsell, die die Aufsicht über Küche und Keller und die kleinen Arbeiten im Haushalt zu verrichten hatte. Eine hieß Mathilde, die andere Gesine. Beide waren nur kurze Zeit bei uns.

Großmutter Diekmann

Ein häufiger Gast war Großmutter Diekmann aus Rodenkirchen. Wegen ihrer Arbeitsamkeit war sie immer gern gesehen, es mußte auch manches geflickt und gestopft werden. Ganz unentbehrlich war sie zur Zeit des Schlachtens beim Lichterziehen. Und dann konnte sie so wunderschöne Märchen erzählen und uns auf den Knien reiten lassen. Und dennoch bestand zwischen Großvater Hansing und Großmutter Diekmann ein gespanntes Verhältnis, wahrscheinlich daher rührend, daß Großmutter behauptete, ihr Unterschenkelgeschwür, an dem sie bis an ihres Lebens Ende litt, sei durch die langdauernde Pflege unseres erkrankten Vaters entstanden. Sie lebte in Rodenkirchen in recht kümmerlichen Verhältnissen, und ich glaube, daß sie im Jahre nicht mehr als 300 Mark zu verzehren hatte; dazu kamen vielleicht gelegentlich noch einige kleine Geschenke von ihren Kindern, die sich besonders beim Rodenkirchener Markt, wo bei ihr das Absteigequartier war, erkenntlich zeigten. Ich war ihr besonderer Liebling, und manchen Marktgrotschen hat sie mir zugesteckt, von denen „die anderen“ nichts wissen sollten. Das ist natürlich nicht richtig gehandelt, denn Neid und Mißgunst wurden dadurch erregt. Peinlich war es mir auch, wenn sie nur mir etwas zu meinem Geburtstage schickte. Von Oldenburg aus besuchten wir sie gelegentlich, Mitte der siebziger Jahre, dann entschwand sie ganz aus unserem Gesichtskreis. Mitte der achtziger Jahre starb sie, als ich auf der Universität war. Gern hätte ich ihr wieder vergolten, was sie Gutes an mir getan hat.

Personal

Als ständiges Personal waren auf dem Gut tätig: drei Knechte, Groß-, Mittel- und Kleinknecht, und drei Mägde, Groß-, Mittel-, und Kleinmagd. Hingezogen fühlten wir Kinder uns zum Großknecht, weil er der stärkere war, und zum Kleinknecht, weil er selbst, noch fast ein Kind, es nicht verschmähte, mit uns kindliche Spiele zu spielen. Der Großknecht Hinnerk Frels, die gute treue Seele, muß lange bei uns gewesen sein. Er heiratete noch vor 1873, als wir nach Oldenburg zogen, die Großmagd Sophie, ein Atenser Kind. An der Hochzeit habe ich damals teilgenommen. Noch kurz vor dem Kriege 1914

machte ich bei den beiden Alten einen Besuch, bei dem ich mich von der Rüstigkeit der Sophie überzeugen konnte, den Hinnerk aber schon recht stümperig fand.

Für die Mägde hatten wir nur dann Interesse, wenn die eine oder die andere uns schöne Geschichten erzählen konnte. Sie waren durch Arbeiten voll in Anspruch genommen, so daß ihnen nur wenig Zeit übrig blieb, sich mit uns abzugeben. Zu den gewöhnlichen Hausarbeiten kamen im Frühling und Sommer die nicht leichten Arbeiten im Garten und auf dem Felde. Rückblickend auf die damalige Zeit, bin ich jetzt noch voll Bewunderung dessen, was eine stramme Butjenter Deern knojen (hart arbeiten) konnte. Und dabei eine Anspruchslosigkeit in den inneren und äußeren Lebensbedingungen, die man heutzutage vergebens suchen würde.

Das Gesinde hatte für sich eine Gesindestube, in der die Mahlzeiten eingenommen wurden. Nach dem Abendessen blieben die Leute noch etwas zusammen. Die Mägde strickten, nähten, stopften, spannen; die Knechte machten bei einer Pfeife Tabak sich nützlich, indem sie Prökel schnitzten, Fußzeug ausbesserten oder auch in ritterlicher Anwendung einer Magd beim Kartoffelschälen halfen. Vor allem ging es dort sehr lustig zu, ein Umstand, der mich bewog, dort häufig als Gast zu erscheinen, ich amüsierte mich dort königlich und machte auch meinen Eltern über die Vorgänge in der Dienststube Mitteilung. Das hätte ich nicht tun sollen, denn die Knechte, empört darüber, daß ich nicht meinen Mund gehalten hatte, schlossen mich eines Abends von ihrer Gesellschaft aus. Darüber wütend, schlug ich ein zur Diele führendes Fenster ein und verletzte meinen linken Daumen nicht unerheblich. Die Narbe ist jetzt noch zu sehen.

Schlafgelegenheit war für zwei Knechte in Alkoven, die an beiden Seiten des Windfangs angebaut waren; der dritte hatte sein Bett im Pferdestall stehen. Die Alkoven der Mägde befanden sich in der Gesindestube.

Außer diesen sechs Diensten hatte noch ein unglückliches Individuum bei uns seine Unterkunft, Jan von Atens, ein schwachsinniger, aber harmloser Mensch, den sonst keiner haben wollte. Er tat kleine Handreichungen, machte Botengänge ins Dorf und sollte auf uns Kinder etwas aufpassen. Ob das letztere nun richtig war, will ich dahingestellt sein lassen, denn in späteren Jahren wurde mir klar, daß eine leicht perverse Anlage bei ihm vorhanden war. Von den andern wurde er gehänselt und gefoppt, tanzte, sang und befahl: Schleswig-Holstein stampf vör de „Wand“ in fürchterlichen Tönen und schrie, wenn er geschlagen wurde, wie ein Schwein. Zu unserer Mutter, die er „Fro“ nannte, hatte er besonderes Vertrauen. Er weinte bei unserem Wegzug und hat die Trennung von uns nicht lange mehr ertragen; denn ca. ein Jahr später erhängte er sich auf Schützfeld, wo er untergebracht war.

Als nichtständiges Personal wurden gegen Tageslohn drei Arbeiter aus Atens fast das ganze Jahr hindurch beschäftigt. Es waren Hinrich von Atens, der Vater des obengenannten Jan, Schröder und Büsing. Im Frühjahr mußten sie Gartenarbeiten machen, im Sommer und Herbst bei der Ernte helfen und im Winter dreschen. Das war ein lustiges Geklapper, wenn auf der langen Tenne

mit ihrem harten Lehm Boden die Flegel im $\frac{3}{4}$ -Takt herniedersausten auf das in langen Halmen gelegte Getreide. Oft habe ich es versucht, mitzudreschen; aber der Flegel war doch etwas zu schwer für mich. Mir kam es dabei auch nur darauf an, auszuprobieren, ob der Talg, mit dem sich die Arbeiter die Hände einfetteten, größere Kräfte verleihe. Das war nun nicht der Fall, und meine Enttäuschung war groß. Sobald das Korn ausgedroschen war, wurde es in der Windmühle von Hülsen und Staub befreit, ein Vorgang, der insofern unangenehm war, als der feine Staub überall durchdrang, so daß die Tür zum Wohnhaus fest geschlossen bleiben mußte. Der Abfall, Hülsen und Staub, wurde auf den Misthaufen geworfen, sofort machten sich zahlreiche Spatzen, Lüntjen genannt, darüber her, und mit einem Flintenschuß wurden, wie ich gesehen habe, gleich zwei Dutzend erlegt. Das gab dann ein leckeres Krametsvogelersatz-Essen. Das ausgestaubte Getreide aber wurde in der Kornkammer gewogen und in Säcke gefüllt, wobei Großvater selbst die Kontrolle ausübte und das jedesmalige Resultat mit Kreide auf dem Türpfosten der Kammer notierte.

Die Arbeiter hatten es gut bei uns. Außer ihrem Lohn bekamen sie Naturalien, wie Feldfrüchte, Obst, und im Winter große Stücke von dem geschlachteten Vieh. 1919 suchte ich in Atens unseren früheren Arbeiter Schröder auf. Er und seine noch sehr lebendige Frau, die auch früher bei uns in Stellung war, wußten allerhand Hübsches aus der alten Zeit zu erzählen, besonders über Großvater, der zwar ein strenger, aber dabei auch ein sehr gerechter und guter Herr gewesen sei. So hatte Schröder einmal den „Alten“ um ein Gespann gebeten, da er zu seiner Braut fahren wollte, und war voll Verwundernis, als „de Ohl“ ihm sagte: „Wenn du na de Brut fahren wullt, denn nimm di man den besten Wagen un dat beste Peerd. Dat makt sick beeter.“ Schröder starb im Winter 1919/20.

Weibliche Hilfskräfte waren im Winter zur Schlachtzeit nötig, wenn es galt, möglichst an einem Tage mit der Wurststopferei fertig zu werden. Da saßen sie in der Dienststube an langen Tischen und schnitten und stopften, vor sich die immer von neuem gefüllte Kaffeetasse und unter den Füßen die unentbehrliche Feuerkiese und über dem Ganzen ein wundersamer Duft nach Fleisch und alten Weibern. Nur eine von diesen Frauen ist mir im Gedächtnis geblieben, Tina Tubbe. Sie hatte viel Gutes von uns erfahren, aber es schlecht belohnt, denn Mutter faßte sie dabei ab, wie sie einige Pfund Kaffee, unter ihrem Rock versteckt, mit nach Hause nehmen wollte.

Was bei uns sonst an fremden Personen zu Gesicht kam, war nur vorübergehend anwesend, z. B. Schornsteinfeger, Dachdecker, Sattler Nordhausen mit Gehilfen, der einige Tage mit der Instandsetzung des Pferdegeschirrs und Aufpolsterung von Möbeln zu tun hatte, und die Näherin, deren Kunstfertigkeit zwar bescheiden, aber doch allgemein geschätzt war.

Die für uns tätigen Handwerker, Schneider Wöbs, Schuster Vöge, Klempner Wienholt, und der Kaufmann Schrage, von dem die Kolonialwaren, aber auch die Schultensilien, bezogen wurden, wohnten in Atens.

Weitere Hausgenossen

Es würde nun zu weit führen, wollte ich alle die Lebewesen, die unter demselben Dache hausten, einzeln aufzählen und genau beschreiben. Ich erwähne deshalb nur, daß wir ca. 40-60 Stück Rindvieh, 16-18 Pferde, einige Schafe, Schweine, 2 Ziegen, mehrere Kaninchen und viel Federvieh, als Gänse, Enten und Puter und Hühner, hatten. Von letzteren soviel, daß wir ihre Zahl ungenau kannten. An allen hatten wir unsere Freude, wußten auch von vielen die Namen. Nur eine Art von Tieren war unserer dauernden Feindschaft sicher, die Ratten und Mäuse. Eine Ausrottung dieser schrecklichen Nager wurde stets versucht, aber ohne Erfolg. Einmal schien es so, als ob ein Mittel radikal geholfen hätte. Es zog mal eine Musikbande von 5 bis 6 Mann, lauter Blasmusik, durch Nordenham. Die Leute machten auf z. T. verstimmten Instrumenten eine fürchterliche Musik. Großvater kam deshalb auf den genialen Gedanken, die Leute sollten doch mal gegen Honorar von einem Thaler im Keller eine so laute und gräuliche Musik von sich geben, wie sie es eben vermochten. Und siehe da, die Ratten blieben mindestens ein halbes Jahr weg, kamen aber wieder, als sie die Luft für rein hielten. Ständig waren Fallen aufgestellt, auch selbstkonstruierte, von denen die Faß-Falle einer gewissen Originalität nicht entbehrte. Ein Faß war aufgestellt, bis ca. 15 cm mit Wasser angefüllt, und mitten aus dem Wasser ragte ein Feldstein mit geringer Oberfläche, auf die sich eine ins Wasser gefallene Ratte zur Not retten konnte. Die obere Öffnung des Fasses war mit Pergamentpapier überspannt, und am Rande eine Zunge geschnitten, die nur mit einer Schmalseite festsaß. An dieser Stelle hinauf war ein mit Zucker bestreutes schmales Brett gelegt. Die Ratten wanderten nun über das Brett bis zur besagten Zunge und mußten dann unfehlbar ins Wasser fallen. Unten im Wasser erhob sich dann ein Kampf um den rettenden Platz auf dem Stein, ein merkwürdiges Gequieke, das andere Ratten herbeilockte.

Als einmal der im Pferdestall schlafende Knecht von einer Ratte am Arm genagt wurde, entstand eine Art Palastrevolution, und man beschloß, mit Knüppeln und sonstigen Mordinstrumenten den Viechern zu Leibe zu rücken. Leise schlich man sich in den Keller, 3 Knechte, 3 Mägde, Großvater, Mutter und die 3 ältesten Kinder. Vor einzelnen Rattenlöchern, die man zur Not kannte, wurden die Knechte postiert, dann plötzlich Licht gemacht, und ein toller Spektakel ging los. Manche Ratte mußte, als sie sich dem rettenden Loche nahe glaubte, unter den wuchtigen Hieben und Stichen der Knechte ihr junges Leben lassen. Und während des ganzen Treibens stand mitten im Keller, den mit Eiern bis zum Rand voll gefüllten Korb festhaltend, und heulend wie ein Schloßhund, unsere Schwester Therese. Denn ihr war der Auftrag geworden, diesen wertvollen Korb ja gut zu bewachen. So glaubte sie und war auch stolz darüber. Wir andern wußten es aber besser aus der beiläufigen Bemerkung des Großknechts, der sich als Leiter des Putsches aufgetan hatte, zu unserer Mutter: „de lüttje Deern möt wie an den Korf stellen, sunst kummt se us unner de Föht.“ Die Kinder hätten ja nun nicht teilzunehmen brauchen,



aber wir hatten vorher Lunte gerochen, was vor sich gehen sollte und waren natürlich nicht mehr zu halten. So was mußten wir absolut mitmachen, das war doch zu interessant.

Die natürlichen Feinde der Ratten, unsere Hunde, hatten dadurch ein reich besetztes Jagdrevier. Aber nicht immer blieben sie die Sieger, wie folgender Vorfall zeigt. Eines Abends saß die Familie im trauten Kreise im Wohnzimmer, als man so gegen 8 Uhr abends im Winter unseren Caro, eine Promenadenmischung von Teckel und Rattenfänger, auf seinen weichen Fußsohlen zum Kellereingang hin gehen hörte. Aha! dachte jeder von uns. Zehn Minuten blieb alles ruhig. Da erhob sich plötzlich ein jämmerliches Geheul auf der Diele. Wir stürzten hin und sahen, wie sich eine große Ratte in Caros schöner Nase festgebissen hatte. Der ist nachher den Ratten in großem Bogen aus dem Wege gegangen.

Die ebenfalls sehr zahlreich vorhandenen Mäuse machten auf uns keinen großen Eindruck. Sie waren, uns vielmehr liebe Hausgenossen und sogar Spielzeug geworden. Ferdinand und ich schliefen in Großvaters Schlafstube in einem Bett, das nach altväterlicher Weise mit einem Strohsack als Unterlage ausgestattet war. Das Rascheln im Stroh störte uns durchaus nicht, auch hatten wir nichts dagegen, wenn ein paar neugierige Mäuslein auf der Bettdecke ihre Promenade machten und uns mit ihren blanken Augen listig beäugten.

Einmal war mir im Pferdestall eine Maus am Bein herauf unter Jacke und Weste bis zu den Schulterblättern gekrochen. Darauf der Großknecht, dem ich die Tatsache meldete, der Maus unter meiner Jacke mit seinen starken Fingern einfach den Kopf zerdrückte. Ein ander Mal fand Mutter in der Schlafkammer in einem Schmalztopf einen ganzen Wurf von jungen Mäusen. Da wurde nun nicht gleich kurzer Prozeß gemacht, nein, erst mußten wir alle kommen, um uns das liebliche Familienbild anzuschauen. Dann aber wurden auch diese in den Mäusehimmel geschickt. Daß uns gelegentlich auch Marder und Iltisse heimsuchten und besonders im Hühnerstall ihr Wesen trieben, erwähne ich nur nebenbei.

Selbstverständlich darf ich bei der Aufzählung auch nicht die Hunde und Katzen vergessen. Viel Staat war mit ihnen nicht zu machen. Ein schöner Neufundländer, namens Hector, mußte erschossen werden, weil er sich mit den Schafen nicht vertragen konnte. Der oben erwähnte Caro war keine edle Rasse, aber in seiner Art ganz brauchbar. Das dicke Schoßhündchen Molly, eine Art langhaariger Teckel mit Mopsgesicht, saß voller Flöhe und kratzte sich beständig. Er lag gern auf dem Sofa und lagerte dort seine Mitbewohner ab, ob nun einer von uns nachher einen mehr oder einen weniger davon erwischte, war uns ganz gleichgültig. Er kratzte sich eben mehr oder weniger, je nachdem.



Essen und Trinken

Was die Verpflegungsverhältnisse anlangt, so kann man sie kurz als „kräftig und deftig“ bezeichnen. Man war eben auf das angewiesen, was aus dem Gute selbst produziert wurde, und das war in so reichlichem Maße der Fall, daß einem zeitweisen Mangel an frischem Fleisch keine große Bedeutung beigelegt wurde. Das Hauptgericht, sowohl für Herrschaft wie Gesinde, war die Buttermilch mit Graupen, „Schangessen“ genannt, das morgens und abends mit Schwarzbrot und Butter verzehrt wurde. Im Sommer nahmen es die Knechte und Mägde in kleinen Holzkübeln mit aufs Land. Was da nicht gegessen wurde, war nachher für uns Kinder ein Leckerbissen, den wir uns auch nicht scheuten, mit den Fingern aus den Kübeln herauszulangen. Wollte man uns ein besonderes Fest bereiten, dann durften wir Zucker oder Sirup zur Versüßung hineintun.

Mittags gab es meistens „Zusammengekochtes“, bei dem die ganze Serie des Geräucherten zusammen mit Erbsen, Bohnen und Kohl eine sehr gewichtige Rolle spielte. Auf dich, mein liebes Oldenburger Nationalgericht, den braunen Kohl mit Speck und Pinkel, möchte ich eine besondere Hymne anstimmen und dir das Geständnis machen, daß ich auch jetzt noch in aller Liebe dir ergeben bin. Vermißt habe ich dich auf den süddeutschen Hochschulen, aber unsere gute Mutter war so freundlich, dich in einer zugelöteten Blechbüchse zuweilen an deinen dich verehrenden Freund zu senden. Über die Zubereitung dieses leckeren Mahles herrscht leider keine Einigkeit: einige wollten ihn grobblättrig, andere fein gewiegt, andere trocken, wieder andere recht saftig. Der letzten Meinung war Großvater, der immer wiederholte, sein Freund von Tungeln hätte wohl recht mit seiner Behauptung: „Braunen Kohl mutt man mit Löpeln eten können.“ Wie dem nun auch sei, Hauptsache ist, daß er ordentlich in Fett schwimmt und daß man sich gehörig Zeit zum Essen nimmt.

Gemüse war immer reichlich vorhanden, im Sommer die frischen und im Winter außer Rüben und Wurzeln die getrockneten Hülsenfrüchte. Dazu kamen noch der Sauerkohl, die eingesalzene Schneidebohnen und die in Blechbüchsen eingemachten Erbsen, Brechbohnen und Spargeln. Zum Einlöten erschien dann der tüchtige Klempner Wienholt aus Atens. Das Dörren von Obst besorgte Großvater selbst, da gab es allerhand dabei zu tun, bis die Äpfel in richtige Stücke geschnitten und der Backofen in die richtige Hitze versetzt war.

Als tägliches Brot wurde das kräftige Roggenbrot genossen. Jeden Sonnabend wurden ca. 10 bis 12 große Brote aus der Ellwürder Mühle geholt. Ich sehe sie noch liegen auf der messingbeschlagenen Truhe, für uns Kinder eine willkommene Gelegenheit, die schön knusprig gebackenen Ecken abzubrechen und mit Wohlbehagen zu verzehren. Sonntags gab es außerdem große Zwiebacks und zur Faßnachtszeit sogenannte „Heetweks“, hergestellt aus Feinmehl mit Korinthen. Kurz nach 1870 wurden wir bekannt mit einem ganz neuen Brot, dem sogenannten Graubrot. Als Mutter einmal eins aus Ro-



denkirchen mitgebracht hatte, vermöbelten wir an einem Abend derartige Mengen davon, daß wir alle krank wurden. Zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten hob eine ganz besondere Geschäftigkeit an, große Klaben, Kringel und Butterkuchen wurden gebacken, wobei mit Eiern, Butter, Rosinen und Succade nicht gespart wurde. Alle weiblichen Kräfte mußten mithelfen, sogar wir Kinder durften mittun, wenn auch unsere Mitarbeit nur im Auslesen von Rosinen oder Zerschneiden von Succade bestand. Es war aber doch schön, fiel doch so manche Rosine für uns ab. Weihnachten wurden auch noch Schmalzkuchen gebacken, sogenanntes Schmalzgebackenes, eine leukere Sache, zu deren zünftigem Gelingen eine höhere Kunstfertigkeit gehörte.

Daß uns zum Brot auch Butter, Eier, Würste, Schinken usw. in unbegrenztem Maße zur Verfügung standen, ist selbstverständlich.

Der Sonntagsspeisezettel wich von dem des Alltags insofern ab, als es dann häufig frisches Fleisch gab, entweder Hühner, Küken, Enten, Puter, Gänse oder Hammelfleisch oder ein schönes Stück Rostbeef vom Schlachter Wendt in Atens, wenn er zufällig geschlachtet hatte. Kaninchen jedoch, die man heutzutage als Leckerbissen schätzt, aß man damals noch nicht.

Der Vollständigkeit halber muß ich noch zwei sehr wohlschmeckende Gerichte erwähnen. Das eine, die sogenannten Rülken, eine Art Preßwurst, die in Scheiben geschnitten, gebraten und mit Zucker bestreut serviert wurde. Das andere, der sogenannte Beestpudding, hergestellt aus der ersten Milch einer kalbenden Kuh, in einer Puddingsform mit Mehl, Fett usw. gebacken und mit Sirup genossen. Beide Gerichte habe ich seit meinem zwanzigsten Lebensjahre nie wieder zu sehen bekommen.

Mit Getränken war man reichlich und gut versehen, für uns Kinder Milch, Buttermilch und zuweilen Fruchtsäfte, für die Erwachsenen Kaffee in verschiedener Stärke. Im Keller lag auch etwas Rotwein für festliche Gelegenheiten und immer ein Faß Branntwein für die Arbeiter, für die ein Paar Schnäpse vormittags und nachmittags bei harter Arbeit ein Bedürfnis zu sein schien. Als gutes durstlöschendes Getränk wurde von den Diensten Essigwasser gern genommen. Über die mangelhafte Beschaffenheit des Trinkwassers ist schon vorher berichtet worden.

Soviel über die Verhältnisse im engsten Kreise.

Nachbarn und gute Bekannte

Aber der Mensch ist nun einmal ein Gesellschaftstier und würde versauern, wenn ihm nicht Gelegenheit geboten würde, in den Ideenkreis anderer Menschen einzudringen und deren Meinung zu hören. Für uns war nun der Bekanntschaftskreis nicht gerade überwältigend groß, aber man lernte sich desto gründlicher kennen.

Da waren zunächst die Nachbarn Schipper, mit einem ähnlichen Betriebe, wie wir ihn hatten. Die beiden jüngsten Kinder Hans, etwas älter als ich, und

Annette, gleichaltrig, waren unsere Spielgenossen, während die beiden gegenseitigen Elternpaare wenig miteinander verkehrten. Vielfach lernt man von älteren Jungens nur Untugenden, diese Gefahr war bei Hans Sch. jedoch nicht vorhanden. Bewundernd habe ich zu ihm aufgeblickt, wenn er französisch und englisch übersetzte, denn er besuchte die Bürgerschule in Atens. Auch in der gemeinsamen Neigung zur Musik trafen wir uns; meisterhaft verstand er die Handharmonika zu spielen und wurde mir ein Lehrmeister, als ich auch eine zu Weihnachten geschenkt bekam. Größere Anziehungskraft übte jedoch das im Hause Schipper vorhandene Klavier auf mich aus, und ich war glücklich, als ich ein paar Töne anschlagen durfte. Für die größte Künstlerin hielt ich aber Frl. Sophie Schipper, als ich von ihr „das Gebet der Jungfrau“ vortragen hörte. Von Hans lernte ich dann auch, wie man aus einer Walnußschale einen hüpfenden Frosch, aus angefeuchtetem Schießpulver einen feuerspeienden Berg, aus einem Weidenstock einen Flitzbogen und wie man Feldbohnen in der Pfanne fein knusprig braten konnte. Er ging um 1873 nach Amerika und besuchte uns nach vierjähriger Abwesenheit in Oldenburg, und ich muß bekennen, eine solche Enttäuschung habe ich selten erlebt wie bei diesem Wiedersehen: Hans war ganz Amerikaner geworden, seine Antworten waren reichlich gespickt mit yes und no! - Von den beiden Schwestern Sophie und Annette ist eine infolge unglücklicher Liebe (Steueraufseher Wulff?) in die Weser gegangen, ich glaube, es war die Annette.

Die andern Nachbarn wohnten in dem neuerbauten Hause auf dem Deich. Zunächst die Grendels, von denen die Tochter Adele in gleichem Alter mit mir war. Der ältere Bruder Carl war für uns schon zu erhaben. Adele war ein munteres Ding, das zum Spielen stets aufgelegt war; für mich war sie deshalb noch besonders interessant, weil sie von ihrem Vater, dem Telegraphenamtsvorsteher, immer die neuesten Nachrichten erfuhr.

Im selben Hause (Doppelhaus - später umgebaut zum Bahnhof) wohnte die Familie Sinram, mit einer größeren Kinderschar, von denen aber nur Heinrich und Frieda für uns in Betracht kamen. Ein Juwel von Mensch war die „Tante“, Mutter von Frau Sinram, die in der Küche uneingeschränkt herrschte und uns Kindern kraft ihrer Machtvollkommenheit allerhand Leckerbissen zusteckte, von denen ein Butterbrot, mit Zucker bestreut, am köstlichsten schmeckte.

Nicht vergessen will ich die Steueraufseher, die sich gern mit uns abgaben, zuerst Wulff, dann Flottmann und Junge. Wulff beschäftigte uns geistig wie körperlich, indem er uns Rätsel lösen oder Übungen im Freien machen ließ, wobei denn der beste eine kleine Belohnung erhielt, meistens ein aus einem Bilderbogen ausgeschnittenes Bild. Flottmann ging schon energischer mit uns um, er badete mit uns in der Weser und versuchte uns das Schwimmen beizubringen, allerdings auf seine Art, indem er uns einfach in die Weser warf und uns dann wieder rettete. Manchen Tropfen Schlickwasser habe ich dabei schlucken müssen, aber geschadet hat das weiter nicht.

Junge war auch sehr nett. Ferdinand jedoch ging ihm weit aus dem Wege, weil er sich fest eingeredet hatte, er wäre Schuld daran, daß Junge einmal in



dem Sinramschen Hause die Kellertreppe hinabfiel. Und dies, so meinte er, trage Junge ihm nach.

Die Freundschaft zwischen Wulff und mir erhielt später einen starken Riß, als ich als Sextaner des Oldenburgischen Gymnasiums einmal in Nordenham zu Besuch war und er mir ein großes Bündel seiner schmutzigen Wäsche in die Arme drückte, das ich zur Wäscherei nach Atens tragen sollte. Ich tat es zwar, sah aber in dem Verlangen eine Kränkung meiner Sextanerwürde.

Wenn ich noch Sinrams Kellner „Fritz“ und Häusknecht „Johann“ erwähne, so ist damit die Reihe der in Nordenham wohnenden Spielgenossen vollzählig.

Mit den Kindern der umliegenden Güter kamen wir selten zusammen. Auf Schützfeld waren die Töchter Elisabeth und Henny des Carl Müller. Der Sohn Otto war älter und unseren Blicken entschwunden, als wir spielmündig wurden. Wenn er sich als Lehrling einer Bremer Kaufmannsfirma mal in Nordenham bzw. Schützfeld sehen ließ, unterdrückte sein offen zur Schau getragener Hochmut jede freundschaftliche Annäherung. Man stellte ihm schon damals eine schlechte Prognose für die Zukunft. Sein weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Aber auch sonst war im Hause Carl Müller nicht alles in Ordnung. Die Leute lebten entschieden über ihre Verhältnisse, Vater und Mutter huldigten dem Alkohol, von Exzessen bei Wein- und Sektgelagen sprach man in der Umgegend, der Sohn mußte sein Reitpferd haben, die Töchter ließen ihre Kleider in der Stadt machen, die Henny besaß ein eigenes Ponygespann mit Wagen usw. Das alles konnte das verhältnismäßig kleine Gut nicht aufbringen. Als C. Müller starb, war nichts da. Kümmerlich mußte sich später die Witwe durch einen kleinen Laden im aufblühenden Nordenham ernähren. Aber die beiden Töchter waren liebe Mädchen, vielleicht zu lieb, denn Willi Meentzen erzählte mir in München, als wir Fuchse waren, ein Intermezzo, das sich zwischen ihm, dem elfjährigen, und der dreizehnjährigen Elisabeth ganz im Sinne von „Frühlingserwachen“ abspielte.

Von Gut Schützfeld kaufte Großvater einen Teil, den 1893 Ferdinand für eigene Rechnung übernahm und noch jetzt im Besitz hat.

Auf Tongern saß die Familie Wilhelm Becker, mit deren Kindern wir wenig zusammen kamen. Es waren nur jüngere Töchter da, die für unsere wilden Spiele noch nicht geeignet waren.

Etwas lebhafter ging es auf Wartfeld bei der Familie Gustav Meiners zu. Da waren fast nur Jungens, Theodor, Heinrich und noch ein jüngerer, die nichts anbrennen ließen. Ein Besuch bei ihnen eröffnete ungeahnte Perspektiven für neue Spielformen. Wir durften da reiten, mit der Armbrust schießen, Vögelnester ausnehmen usw. Allerdings bekamen bei solchen Übungen unsere Sonntagsanzüge manchen Knacks weg, und der kummervolle Blick der Mutter ruhte auf unserm schuldbeladenen Antlitz, aber am nächsten Sonntag war alles wieder schön in Stand gesetzt. Nur durften wir von jetzt ab zu Meiners nur in Anzügen zweiter Garnitur gehen. In Atens hatten wir noch Spielgenossen aus den Familien Schrage und Wilhelm Meentzen. Der Verkehr mit deren Kindern blieb nur oberflächlich, die Jungens hatten im Dorf andere



Interessen. Willi Meentzen ist mir später bei einer Zusammenkunft der Studentenvereinigung in Varel wieder begegnet, und kurze Zeit darauf waren wir Füchse bei der Isaria in München, wo es Meentzen allerdings nicht weiter als bis zum Fuchs gebracht hat. Was aus ihm geworden ist, ist mir unbekannt.

Aber noch eines Genossen muß ich gedenken, des Hermann Müller, Sohn des Fritz Müller aus Atens, dieser, etwa zwei Jahre älter als ich, hatte über uns eine Macht gewonnen, die von ihm in erheblichem Maße mißbraucht wurde, davon später.

Vettern und Cousinen

Daß wir mit unseren Vettern und Cousinen gegenseitige Besuche austauschten, ist selbstverständlich. Es ging immer hoch her, wenn die „Butenlanners“ erschienen. Hansing von Stick und Heddwigs aus Ruhwarden, wo sie damals noch wohnten. Bei einem dieser Besuche kam es einmal zu einer kleinen Tragikomödie. Bei unserem Tollen und Spielen in der Scheune war einer von den Stickern von einer nicht sehr hohen Hille herabgesprungen. Ferdinand, in dem Glauben, er habe seinen Vetter heruntergestoßen, schlug sich aus Angst vor Haue heimlich aus unserem Kreise. Sein Fehlen wurde erst bemerkt, als zum Essen gerufen wurde. Nun hieß es: „Wo ist Ferdinand?“ Überall wurde gesucht, sogar in der Graft, und erst nach zweistündigem Bemühen fand man ihn sanft schlummernd in einer Staubmühle. Haue kriegte er nun doch.

Mit den Vettern und Cousinen mütterlicherseits, mit den Diekmanns in Stollhammerdeich und den Rupprechts in Abbehausergroden, wollte ein richtiger Spielverkehr nicht aufkommen. Es fehlte diesen Kindern das Großzügige. Flotter ging es zu, wenn Tante Gretchen Diekmann aus Bremen mit Henny kam, die keine Spielverderberin war und mit uns Jungen durch dick und dünn ging. Ich bin überhaupt der Meinung, daß in der Jugend Mädels und Jungens zusammen spielen müssen, um sich gegenseitig aneinander abzuschleifen. Auch legt ein solcher Verkehr eine gute Grundlage dafür, wie man sich später dem anderen Geschlecht gegenüber zu verhalten hat, und verleiht eine gewisse Sicherheit im Auftreten.

Auch die beiden Mädels von Folkers aus Lienen bei Elsfleth wußten allerrhand anzugeben, woran wir Jungens unsere Freude hatten. Anna Folkers erlitt als Braut, als sie bei uns in Oldenburg 1883 zu Besuch war, einen tragischen Tod. Mitten aus voller Gesundheit heraus zog sie sich beim Bücken (Stiefelanziehen) einen doppelseitigen Pneumothorax zu, dem sie innerhalb 24 Stunden erlag.

Auf der anderen Seite der Weser wohnte in Lanhausen die Familie Gustav Hansing, Vetter unseres Vaters, kurzweg die „Guntsieters“ genannt. Schon im Sommer 1871 oder 1872 besuchten wir sie und fanden hier eine ganze Reihe von Vettern nebst einer Cousine, der „dicken Anna“, späteren Frau



Menge, die zu allen Streichen aufgelegt waren und gegen die wir Nordenhamer Waisenkinder waren. Später von Oldenburg aus sind wir öfters in den Oster- oder Herbstferien zu ihnen gefahren und haben dort herrliche Tage verlebt.

Abwechslung in der Unterhaltung bot das Schifffern auf der Lune, das Päschen (Verbrennen von abgetriebenem Reit), der Besuch der Ziegelei, das Apfelstehlen bei Großmutter Peeksen, Schießen aus einem alten Pistolengewehr, das Überspringen der Gräben mittels Klutstock usw. Alles war uns neu und erweiterte unsern Gesichtskreis. Mit Heinrich, jetzt Arzt in Itzehoe, stehe ich noch jetzt in angenehmem Besuchsverkehr.

Erlebnisse und Eindrücke

Wenn ich in dem Vorhergehenden versucht habe, das Milieu, zu deutsch wohl am besten den Rahmen zu schildern, in dem ich aufgewachsen bin, so will ich jetzt eigene Erlebnisse und Eindrücke wiedergeben, die sich mir besonders eingepägt haben.

Fragt man einen Menschen „Wie weit können Sie sich zurückerinnern?“, so wird er meistens antworten: „Das weiß ich nicht genau mehr.“ Ich bin in der glücklichen Lage, zwei ganz sichere Anhaltspunkte zu haben, um behaupten zu können: Meine Erinnerungen gehen bis in die Zeit zurück, als ich eben 3 Jahre alt geworden war. Als ersten Beweis führe ich an, daß ich gesehen habe, wie Ferdinand aus dem Kriechzustand zum aufrechten Gang des Menschen überging, d. h. gehen lernte. Diese Begebenheit trug sich auf der Diele zu, neben einem Schrank, in dem Großvater seine Tabaksvorräte zu verstauen pflegte. Das ganze Haus lief natürlich zusammen, um freudigen Anteil an diesem Ereignis zu nehmen. Da Ferdinand im Januar 1865 geboren ist, und man gewöhnlich nach einem, höchstens 1¼ Jahren gehen zu lernen pflegt, so muß dies welterschütternde Ereignis spätestens im April 1866 vor sich gegangen sein, wo ich selbst 3 Jahre und 2 Monate alt war.

Den zweiten sicheren Beweis liefert mir die Schlacht bei Königgrätz. Es war im Juli 1866, als eines Nachmittags Adele Grendel mich mit der Mitteilung überraschte: „Du, eben hat Papa eine Telegramm bekommen, daß wir die Schlacht bei Königgrätz gewonnen haben“, woran sie dann noch in altkluger Weise allerhand belehrende Bemerkungen knüpfte, die mir um so willkommener waren, als ich jetzt auch über so wichtige Weltereignisse mitreden konnte. Und tatsächlich bot sich mir auf dem bald darauf stattfindenden Abbehauser Markt die Gelegenheit eine eigene Meinung zu haben, als dort der „wahre Jacob“ bunte Taschentücher verhökerte, auf denen die Schlacht bei Königgrätz mit den preußischen und österreichischen Heerscharen und sämtlichen Heerführern abgebildet war. Ein Hochgefühl für mich, als Wissender dazustehn.

Einen dritten Beweis will ich nicht als ganz sicher hinstellen, da ich nicht bestimmt behaupten kann, ob er in mein drittes oder gar schon zweites Lebens-



jahr fällt. Ich sehe mich an einem schönen warmen Frühlingstage auf dem Rasen sitzend, mitten zwischen blühenden und zart duftenden Frühlingsblumen, und dem munteren Spiel der Schmetterlinge zuschauend, als plötzlich aus dem Schornstein auf dem Dach des Wohnhauses ein schwarzer, mir völlig unbekannter Mann herausstieg, der seine Mütze schwenkte und Hurrah schrie. Dieser ungewöhnlichen Erscheinung stand ich zunächst fassungslos gegenüber, aber das mich behütende Kindermädchen beruhigte mich bald und ermunterte mich dazu, auch kräftig Hurrah zu schreien. Das tat ich dann auch, und merkwürdig, jedesmal wenn ich einen Schornsteinfeger sehe, ist es mir, als ob ich Hurrah schreien müßte. Sollte also wohl das Erscheinen des Schornsteinfegers auf mich als Art von Hypnose gewirkt haben? Ich glaube es nicht, denn Kinder sind keine Objekte für Hypnose, aber einen tiefen Eindruck hat dieser Vorgang doch auf mich gemacht.

Über die Erinnerungen bis zu meinem 6. Lebensjahre, wo ich schulpflichtig wurde, will ich nur einige kurze Bemerkungen machen, die mir erwähnenswert erscheinen.

Natürlich mußte der Erstgeborene, der Erbprinz, im Bilde festgehalten werden. Das geschah denn auch ziemlich reichlich, 1864, 1865 u. 1866 mit Mutter, Großmutter Diekmann und Großvater. Dunkel erinnere ich mich der Tour mit Großvater, des Vorhergehenden aber nicht mehr. Ganz deutlich aber steht die Fahrt zum Photographen Sander in Bremerhaven mir vor Augen, als wir mittlerweile 3 Geschwister geworden waren. Das war 1868 oder 1869. August, das Nestküken, konnte noch nicht mit. Es dauerte lange, bis der Photograph die anmutige Gruppe beruhigt und aufnahmefähig gemacht hatte. Denn Therese brüllte entsetzlich und wurde erst ruhig, als man ihr ein gutgepicktes Portemonnaie in die Hand drückte. Ferdinand, ganz Phlegma, stand von Anfang an wie ein Baum und hatte für den ganzen Vorgang nur ein freundliches Lächeln. Meine Haltung dagegen zeigte den Ausdruck höchster Spannung, sowohl im Gesicht wie auch dadurch, daß ich die eine Hand in der Hosentasche behielt und den einen Fuß auf den anderen setzte. Der Photograph hatte aber auch meine Aufmerksamkeit in höchstem Maße erregt, indem er sagte: „Nun paßt gut auf, wenn ich bis 3 zähle, fliegt ein Vogel aus dem Apparat heraus.“ Die Aufnahme war gemacht, aber der Vogel war nicht herausgeflogen, das empörte mich, und als nun der Photograph erklärte, er müsse wegen meiner fehlerhaften Stellung noch eine Aufnahme machen, hielt ich die ganze Sache für Schwindel und versuchte zu streiken. Erst auf die hohe und heilige Versicherung hin, daß jetzt der Vogel ganz bestimmt erscheinen werde, hielt ich nochmals still. Aber diese Platte wurde gar nichts, weil Therese gerade im schönsten Moment wieder ein Heulconcert begann. Und so ist es bei der ersten Platte geblieben, wie ich sie noch in meinem Album besitze.

Der Besuch in Bremerhaven hatte für mich immer etwas Beengendes und Zwingendes wegen des Straßenverkehrs und der vielen Menschen, die wenig Rücksicht nahmen auf uns kleine Buzzen. Allerdings verfehlten die vielen Läden, besonders der Laden von Wunsch in der Bürgermeister-Smid-Str.,



ihre Anziehungskraft nicht. Denn bei Wirsch gab es alles, was das Kinderherz begehrt, zu besehen - und sogar zu kaufen. Aber ich freute mich doch jedesmal, wenn ich wieder zu Hause war. Denn hier herrschte ungebundene Freiheit, ein Vorzug vor dem Stadtleben, den wir Kinder auch weidlich auskosteten. Wir wurden nicht in Watte gepackt und vor jedem Luftzug ängstlich in acht genommen. Wir konnten tun und lassen, was wir wollten, und man war zufrieden, wenn wir uns zu den Hauptessenszeiten wieder einfanden und abends zu richtiger Zeit ins Bett kamen. Hierdurch wurde eine gewisse Selbständigkeit großgezogen, die in richtige Bahnen gelenkt, im späteren Leben von großem Vorteil sein kann.

Vor allem war es der Umgang mit den Pferden und dem Vieh, der uns schon frühzeitig die Tatsache erkennen ließ, daß der Mensch auch schon als Kind der geborene Herrscher über alles Getier ist und mit ihm in gegenseitiger Zuneigung leben kann, wenn er es unter Beachtung seiner Eigenart nur richtig zu behandeln versteht. Auch das Tier hat Verstand und weiß sehr gut zu unterscheiden zwischen einem Freund und einem Peiniger. Wir Kinder waren natürlich nur Freunde, wir steckten auch den Pferden häufig genug ein Stück Brot oder Zucker zu. Dafür durften wir dann auch auf ihrem Rücken reiten, für uns der höchste Lebensgenuß. Als die Chaussee nach Atens noch ein gewöhnlicher Landweg war, galoppierte es sich herrlich auf ihm. Das geschah gewöhnlich, wenn wir die Pferde abends nach getaner Arbeit aufs Land bringen durften. Aber auch selbständig gingen wir vor, allerdings mit wenig aufmunterndem Erfolge, oder besser gesagt, mit totalem Mißerfolge. Eines Tages forderte ich Ferdinand zu einem kleinen Spazierritt auf dem Lande auf. Wir bewaffneten uns mit Halftern und Brot, stiegen auf das Heck und lockten die Pferde heran. Nachdem es uns gelungen war, den Pferden die Halfter überzuziehen, saßen wir auch schon drauf. Daß es nun gleich im Galopp losgehen würde, darauf waren wir nicht gefaßt. Ferdinand kullerte denn auch nach ca. 20 Schritten ins Gras, während ich mich festklammerte und schließlich freiwillig absprang, als der Gaul Miene machte, über einen Graben zu setzen. Diese Manöver gingen also noch nicht so ganz ohne Aufsicht. Wir waren auch noch keine perfekten Reiter, denn ich war 6 und Ferdinand 4 Jahre alt. Wir suchten uns deshalb ein anderes Reitobjekt aus. Das waren unsere Ziegen. Aber diese erwiesen sich als wenig geeignet, da sie zu einer schärferen Gangart nicht zu bewegen waren, sondern bei jedem Büschel Kokker stehen blieben, den Kopf senkten und uns dabei über ihren Kopf hinuntergleiten ließen, weil wir uns an die Hörner gepackt hielten. Wie leicht hätte dabei ein Unglück geschehen können! Überhaupt, mit den Ziegen war das eine eigene Sache. Großvater hatte uns auch einen Ziegenwagen und einen kleinen Schlitten geschenkt. Als der erste Schnee fiel, konnte es losgehen. Der Großknecht Hinnerk Frels spannte an und in flottem Tempo fuhr der Schlitten vom Hof. Aber nur eine kurze Strecke, denn bald lag der Hinnerk mit umgekipptem Schlitten im Schnee, zum Gaudium aller Zuschauer. Jan von Atens führte sogar Indianertänze auf.

Ein Versuch mit dem Wagen gelang besser, war aber auch nichts Rechtes. Je-



denfalls habe ich Tränen vergossen, als bei der großen Vergantung 1873 die beiden Ziegen mit Zubehör zu einem billigen Preise verkauft wurden. In mein 5. Lebensjahr etwa fällt ein Ereignis, das beinahe schlimm ausgelaufen wäre. Mutter und ich waren zu Schlitten bei Großmutter Diekmann in Rodenkirchen gewesen. Auf der Rückfahrt scheuten die Pferde kurz vor Esenshamm und gingen durch, liefen leppsch, sagt man im Butjarland. Trotz Warnung sprang Mutter aus dem sausenden Schlitten und überkullerte sich im Schnee. Ich wollte nachspringen, wurde aber noch vom Knecht zurückgehalten. Der Knecht konnte die Pferde nicht mehr regieren, verstand es aber, bei einem Wirtshause die Pferde von der Chaussee herunterzureißen und den Schlitten ins Stackett fahren zu lassen. Das war zwar eine Dummheit, ging aber gut ab. Hätte er die Pferde auf der geraden Chaussee weiter laufen lassen, wären sie schließlich doch müde geworden, auch Mutter hat weiter keinen sonstigen Schaden genommen, außer daß sie einige Tage etwas hinkte. Bei unsern Spielen im Hause kamen wir mehrmals in sehr gefährliche Situationen. Einmal wäre ich beinahe in ein Luftloch, das im Heuschober wegen des Luftzutritts gelassen wurde, bis auf den Boden gesunken, wenn nicht bei 1 Meter Tiefe mich ein Korb aufgefangen hätte. Ohne den Korb wäre ich unrettbar in die Tiefe gesunken, und selbst durch Schreien hätte ich mich nicht bemerkbar machen können. Ein Zeuge des Vorgangs war nicht dabei. Ein anderes Mal verspürte ich mal Lust, eine Forschungsreise auf die höchsten Balken im Berg, die sog. Hahnenbalken, zu unternehmen, was mir auch durch die hohe Leiter tadellos gelang. Ich balancierte dann auf dem nicht sehr breiten Balken quer durch das Haus, fand ein Kükenei und kehrte befriedigt von meiner Extratour wieder heim. Als ich Großvater von meiner kühnen Unternehmung erzählte, hoffte ich, ein Lob einzuheimsen, aber merkwürdig, ich kriegte Haue.

In der Schule

Man merkte, ich war nicht mehr zu halten und man wünschte den Augenblick herbei, wo ich endlich in die Schule käme. Das war auch mein Wunsch, nur waren die Motive andere, bei mir wog die Neugier vor, natürlich warfen große Ereignisse ihre Schatten voraus, schon Weihnachten 1868 lagen für mich unter dem Tannenbaum ein Seehundsfelltornister, Schiefertafel und Griffel, alles Dinge, die für mich der Inbegriff aller höheren Bildung waren. Unbedingt zur Ausrüstung gehörten auch ein Paar deftige Schaftstiefel, Junge, welch ein Gefühl, mit den Hosen in den Stiefeln umherstolzieren zu können! Ob man auch wohl mit den Stiefeln durch die Graft gehen konnte? Nein, dazu waren sie nicht lang genug. Aber wenn man die langen Schaftstiefel vom Mittelknecht Heinrich darüberzöge? Gesagt, getan. Nun ging es beinahe, aber doch lief oben noch etwas Wasser hinein. Also, denn hilft das doch nicht. Nun, nur schnell wieder die Stiefel ausgezogen, damit es niemand merkt. Aber oh weh! das ging absolut nicht. In meiner Not kam mir Fer-



dinand zu Hilfe, aber auch da wollten die verflixten Stiefel nicht herunter, wenn man mir nicht gerade die Beine ausreißen wollte. Schließlich blieb nichts anderes übrig, als die schönen Stiefel Heinrichs auszuschneiden. Mit einer schönen Tracht Prügel und wie ein begossener Pudel verließ ich grolend den Schauplatz meiner Tätigkeit, wobei ich noch wohlmeinende Nachrufe anhören mußte, wie: „Jung, wenn du erst in de School kummst, de Prügel von'n Koster mug ick nich hebbeln.“ Das waren ja heitere Aussichten.

Der große Augenblick kommt am 1. Mai 1869, wo ich wohl ausgerüstet mit allem Handwerkszeug, das ein ABC-Schütze nötig hat, die Volksschule in Atens betrat und dort von einem Lehrer Fischvoigt freundlichst begrüßt wurde. Nach Erledigung der Formalitäten ging es gleich mit beiden Füßen in die Arbeit hinein, d. h. ich lernte am 1. Tag ein i schreiben und war stolz. So ging das Tag für Tag weiter, jeden Tag einen oder zwei Buchstaben mehr. Aber sonderbar, nach ca. 14 Tagen erklärte ich eines Morgens meinem Großvater, jetzt hätte ich genug gelernt, zur Schule wolle ich nicht mehr gehen. Der aber erklärte meinen Standpunkt als jeder Grundlage entbehrend und wußte mich von der Notwendigkeit eines weiteren Schulbesuchs mit Hilfe der langen Peitsche eindringlich zu überzeugen. So wenig dieses drastische Mittel geeignet erschien, meine Lust zur Schule zu erhöhen, so hatte umso mehr das Vorgehen Fischvoigts meinen vollen Beifall, der in richtiger Erkennung der Situation seine pädagogische Kunst Triumphe feiern ließ dadurch, daß er uns durch Süßigkeiten förderte. Dazu mußte eine Porzellanhenne herhalten, wie sie damals zum Servieren von gekochten Eiern üblich war. Und wirklich, am Schlusse des Nachmittagsunterrichtes hatte die brave Henne für die artigen Kinder Bonbons gelegt, von denen sich jeder eins nehmen durfte, der Artigste sogar zwei. Und das war ich meistens. Leider wurden die Bonbons mit der Zeit immer weniger und hörten schließlich ganz auf, was der Lehrer damit erklärte, daß die Legezeit jetzt vorüber sei. Diese Begründung erschien uns einleuchtend, da um diese Jahreszeit auch die wirklichen Hühner faul im Eierlegen waren. Der Zweck aber war erreicht.

Was die Atenser Volksschulverhältnisse betrifft, so waren sie damals höchst eigenartig, sind es vielleicht jetzt noch in manchen kleinen Dorfschulen. In 2 Klassen wurden 8 Jahrgänge unterrichtet, in der I. Klasse die 10-14jährigen, in der II. Klasse die 6-9jährigen, von 2 Lehrern; Hauptschullehrer Ahling und Lehrer C. Fischvoigt. In jeder Klasse standen 16 Schulbänke, je 8 für Mädchen und Knaben, dazwischen ein Gang. Je 2 Bänke waren für einen Jahrgang vorgesehen. Jede Klasse faßte etwa 100 Kinder, die sich nicht allein aus Atens, sondern auch von den umliegenden Ortschaften bis nach Großensiel hin rekrutierten, so daß die Großensielier einen ca. einstündigen Schulweg, wir Nordenhamer eine kleine halbe Stunde zu gehen hatten. Im Winter bei Schnee und Sturm und Regen gehörten diese Wege gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Wenn wir auch zu Hause von Mutter gehörig eingepumpelt wurden (ich sehe noch den mehrere Meter langen gestrickten Wollschal), so dauerte es doch geraume Zeit, bis wir wieder aufgetaut waren. Und da auch das Klassenzimmer oft nicht genügend gewärmt war, so hätten



wir uns eigentlich stets erkälten müssen. Aber merkwürdigerweise geschah das nicht, da wir wohl abgehärtet waren. Nur bei ganz schlechtem Wetter ließ Großvater anspannen, oder wir durften den Linienwagen benutzen.

Jeden Morgen wurde der Unterricht mit einem Choral eingeleitet, den der Hauptlehrer anstimmte, in der geöffneten Verbindungstür zwischen den beiden Klassen stehend. Sodann ging es an die Arbeit. Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie der Lehrer mit 100 Kindern in 4 Jahrgängen fertig wurde. Aber zu seinem Lobe sei es gesagt, es ging vortrefflich. Gemeinsam wurde nun Zeichnen, Singen und Turnen geübt, sonst in den andern Fächern, Schreiben, Lesen, Religion, Rechnen, fand nach Jahrgängen getrennte Belehrung statt. Nebenbei war auch noch Zeit übrig für etwas Physik, Naturgeschichte, Botanik. Der damaligen orthodoxen Richtung entsprechend wurde das Hauptgewicht auf Religion gelegt, wobei das Auswendiglernen von Chorälen und Bibelsprüchen eine große Rolle spielte. Welche ungeheure Geduld und Liebe zum Beruf mußte der Lehrer besitzen, wenn er in 6stündiger angestrenzter Arbeit die Schüler in geistiger Dressur halten wollte. Natürlich konnte er auch ohne Strafen nicht auskommen, vor die Tür gehen, an die Wand stellen, Strafarbeiten, Schläge mit dem Lineal in die Hand oder sonstwohin, war das Gewöhnliche für kleine Vergehen. Als besonders schwere Strafe galt es aber, wenn der Junge sich mitten zwischen die Mädchen setzen mußte. Das galt als Schande und haftete dem Betreffenden noch lange an, so daß einmal ein junges Mädchen die Bewerbungen eines Anbeters ablehnte mit den Worten: „den nehm ick nich, de hett twüschen de Deerns seeten.“

Schule wurde von 8 bis 12 und 2 bis 4 Uhr abgehalten. Wegen der Kürze der Mittagspause lohnte es sich nicht, nach Hause zum Mittagessen zu gehen. Ich nahm deshalb morgens von Hause belegte Butterbrote mit und dazu Rotwein verdünnt mit Wasser, was ich bei der alten Tante Focke verzehrte. Später, als Ferdinand und zuletzt Therese eingeschult waren, mußte Mutter oder Großvater mit Tante Focke sich entzweit haben, genug, wir fanden Unterkunft bei unserem früheren Großknecht Hinnerk Frels, vielleicht auch kurze Zeit bei Heinrich von Atens. Es wurde uns nun auch warmes Essen in einem großen Blechtopf gekocht, auf dessen pünktliches Eintreffen wir großes Gewicht legten. War der Bote, meistens Jan von Atens, saumselig, so hielten wir sehnsüchtig Ausschau auf die Chaussee und nach dem Elternhause und kanzelten ihn ab, wenn er endlich auf der Bildfläche erschien.

Die Früchte der fortschreitenden Schulbildung zeigten sich schon bald. Kaum imstande, fließend zu lesen, wurde ich schon ein Bücherwurm. Besonders interessierten mich die Geheimnisse, die Großvaters Bücherschrank barg. Auf einem Stuhle stehend holte ich mir Gellerts Fabeln und auch wohl Schillers Gedichte heraus und lernte gleich einige auswendig. Das fiel mir leicht, und ohne Überhebung kann ich verraten, daß ich in meinem 10. Lebensjahre Schillers Lied an die Glocke auswendig hersagen konnte. Aber auch in die Zeitung wagte ich schon einen Blick zu tun, besonders zu der Zeit, als wir die glorreichen Schlachten gegen Frankreich 1870/71 schlugen. Jedoch waren diese Nachrichten in ihrem wesentlichen Inhalte längst überholt durch die te-



legraphischen Meldungen, die beim Telegraphisten Grendel einliefen und uns auf kürzestem Wege durch Adele Grendel übermittelt wurden. Als politische Zeitung las Großvater die Weserzeitung und als wirtschaftliche die Oldenburger Anzeigen, die der alte Briefträger Klockgether zweimal wöchentlich ausbrachte. Letztere war nicht aufgeschnitten. Das besorgte Großvater mit dem Zeigefinger, so daß diese Zeitung schon von weitem wegen ihres zackigen Randes als solche zu erkennen war und einen erheblichen Mangel an Schönheitssinn und Correktheit des Urhebers verriet. Aus der Tatsache, daß Großvater die Weserzeitung hielt, darf nun nicht geschlossen werden, daß er der politischen Richtung, die diese Zeitung vertrat, folgte, nun, der Grund war der, daß sie in der nordwestdeutschen Ecke die einzige größere Zeitung von Bedeutung war und auch im Handelsteil schnelle und zuverlässige Nachrichten brachte.

Doch nun zurück zur Schufe. Das erste Schuljahr 1869/70 verlief für mich, abgesehen von einer schmerzhaften Erkrankung, ohne Störung. An dieser Erkrankung, die mich etwa 7 Wochen auf das Schmerzenslager warf, waren meine Schlittschuhe schuld. Das viele Riemenzeug und die steifen Lederklappen hatten im Verein mit den Schaftstiefeln durch Scheuern und Druck eine kleine Wunde am äußeren Knöchel erzeugt, die von mir anfangs wenig beachtet wurde und durch hinzugetretene Verunreinigung sich entzündet hatte und durch das im Hause geübte Verfahren durchaus nicht heilen wollte. Erst nach ca. 2 Wochen ging ich mit einem Knecht zu Dr. Hollmann nach Atens, der mir die Wunde mit einem Höllensteinstift beizte. Au weh, das schmerzte! Die Wunde heilte zwar, aber es trat eine noch mehr schmerzende Leistendrüsenvereiterung hinzu, die nach weiteren 2-3 Wochen geschnitten werden mußte. Diese Prozedur ging nun nicht so glatt vonstatten, ich leistete energischen Widerstand und mußte von 2 Knechten gehalten werden. Wenn auch nun endlich Heilung eintrat, so war mein Mißtrauen gegen die Doctors doch höllisch gewachsen. Wenn später zu Erkrankungen oder Verletzungen der Doctor hinzugezogen werden sollte, sträubte ich mich gewaltig dagegen und überließ lieber die Behandlung dem Großknecht, der es ausgezeichnet verstand, kleine Wunden mit Spinnengewebe oder einem Stück von einem nassen Schüsseltuch zu verbinden. Eine Methode, die zwar allen Regeln der aseptischen Wundbehandlung Hohn sprach, aber schließlich doch zu einem guten Ende führte. Besagter Großknecht stand mir außerdem aus einem anderen Grunde in dem Ansehen eines mit übersinnlichen Kräften begabten Menschen. Alljährlich wurde ich einige Male von der Malaria heimgesucht, man nannte das einfach Heufieber, Marschfieber oder Wechselfieber. Als trotz der Kuren des Doctors das Fieber immer wieder erschien, hielt der Großknecht sich verpflichtet, mir nun endlich „das Fieber abzunehmen“. Geheimnisvoll lud er mich ein, mit ihm in den Stall zu kommen. Hier nahm er mir das heilige Versprechen ab, niemandem etwas von dem zu sagen, was er an mir vornahm. Er teilte eine Rübe in zwei Hälften, höhnte jede Hälfte etwas aus, schrabte mit seinem Taschenmesser von meinen 10 Fingernägeln etwas ab, tat dies in die ausgehöhlte Rübe und warf das Ganze in den Kuhdreck hinter



den Kühen, wobei er beständig Zauberworte murmelte. Mein Wort habe ich getreu gehalten, mein Fieber kam nicht wieder. Kein Wunder, denn bald darauf zogen wir nach Oldenburg.

Ein Arzt wurde überhaupt in solchen Fällen von Malaria gar nicht hinzugezogen, man wußte ja, was es war, und es verlief immer in der gleichen Weise. Auch die Vettern und Cousinen in Stick hatten unter dieser Erkrankung zu leiden. Hier war die Tante Sophie die berufene Ärztin, die sogar nicht davor zurückschrak, die Hautwunden ihrer Kinder mit einer gewöhnlichen Nähnaedel und Zwirn wieder zusammenzuflicken. Und es ging alles gut.

Der französische Krieg

In mein zweites Schuljahr fielen Ereignisse voll Leid und Freud. Der große Krieg von 70/71 ging auch an uns nicht spurlos vorüber. Mehrere unserer Bekannten zogen mit ins Feld, Ludwig Focke, Bernhard und Friedrich Schipper, der Mittelknecht von uns u. a. Letzterer imponierte mir später sehr durch einen Bajonettstich durch die Hand, den er von einem Franzosen erhalten hatte. Der Jubel aber, den die Nachrichten von gewonnenen Schlachten auslösten, war unbeschreiblich. Bei jeder Siegesnachricht wurde der Böller auf den Deich geschleppt und geballert, was das Zeug halten wollte. Das Amt des Kanoniers lag in den Händen der Steueraufseher, aber auch ich durfte dabei sein, indem ich in den Pausen die Lunte halten mußte, die vorn an einem langen Stock befestigt war. Als die Schlacht bei Sedan bekannt wurde, ließ man sogar Raketen steigen. Schon die Vorbereitungen dazu auf dem Außendeichsgroden waren zu interessant, ich mußte dabei sein und bat unsere Kleinmagd, meine Schularbeit - Abschrift aus dem Lesebuch auf der Schiefertafel - inzwischen zu machen. Das Feuerwerk war prächtig, aber nicht befriedigt war ich von der Schreiarbeit des Mädchens. Es war zwar alles gut geschrieben, aber sie hatte andere große Buchstaben gemacht, als ich sie in der Schule gelernt hatte. Abschreiben wollte ich das Ganze nun nicht mehr, sondern begnügte mich damit, die einzelnen großen Buchstaben auszuwischen und sie nach meiner Manier wieder hinzuschreiben, in der sicheren Hoffnung, daß der Lehrer davon nichts merken würde. Aber er merkte was und fragte mich am andern Tage in der Schule: „Hast du das allein geschrieben?“ Ich log und sagte: „Ja“ und blieb auch hartnäckig dabei. Der Lehrer steckte sich nun hinter meine Eltern, die nun zusammen das Abkommen trafen, mich Abbitte leisten zu lassen. Das war nun ein harter Gang für mich, als ich eines Morgens vor dem Unterricht in die Wohnung des Lehrers Fischvoigt zog und diese Abbitte leistete. Geschämt habe ich mich fürchterlich, aber nie wieder so frech gelogen.

Mitten in diese Siegesfeiern fiel das allmählich der Auflösung entgegengehende Siechtum meines Vaters. So schwer der Verlust auch für uns war, denn er bedeutete eine völlige Umgestaltung unserer häuslichen Verhältnisse, so sehr trat er doch zurück gegen die großen Geschehnisse auf dem Welttheater.



Bismarck und Moltke machten Geschichte. Straßburg fiel, die letzten Reste der französischen Armee wurden geschlagen und das deutsche Kaiserreich wurde in Versailles aufgerichtet. Aber noch während des Winters hieß es, die französische Flotte wollte die deutschen Nordseeeflußmündungen blockieren und evtl. landen. Zu unserem Schutze rückten mitten in Eis und Schnee je 1 Comp. Infanterie und 1 Schwadron Dragoner in Nordenham ein und mußten von Schippers und von uns einige Tage gepflegt werden. Das Leben und Treiben dieser Soldateska war was für uns Kinder. Mich interessierte besonders die Trommel, und ich war nicht eher zufrieden, als bis der Tambour mir ein Paar Schläge erlaubte. Natürlich mußte mir der Weihnachtsmann eine Trommel bringen und anderes, was zum Soldaten gehört, Helm und Säbel. Einen Kürass, den ich schon kurz vor Weihnachten durchs Schlüsselloch im Saal hatte liegen sehen, bekam ich jedoch nicht. Aus welchen Gründen, weiß ich nicht. Eine bittere Enttäuschung, die mir die Weihnachtsfreude arg verdarb.

Einen festlichen Abschluß fanden die Siegesfeiern mit Kaisers Geburtstag am 22. März, an dem Fackelzug und Illumination des Festes stattfand. Außerdem war die Atens-Nordenhamer Chaussee mit Teertonnen auf hohen Pfählen besteckt, die ein wunderschönes Feuerwerk abgaben. Die Fackeln waren Petroleumfackeln, die stanken entsetzlich und waren auch nicht ungefährlich, da das Petroleum am Stiel herabließ und ebenfalls in Brand geriet. Zur Illumination waren auf die Fensterbänke Kerzen gestellt, deren gleichförmige Anordnung ein hübsches Bild abgaben, aber vom Großvater wegen der Feuergefahr mit großer Sorge betrachtet wurde. Der Fackelzug ging etwa von Tebbe in Atens aus, bewegte sich nach Nordenham und wieder zurück bis zum „Schlaat“ in Atens und endete wieder bei Tebbe.

Krankheiten

Daß ich in diesem Winter beinahe mein junges Leben hätte lassen müssen, will ich noch nebenbei erwähnen. Ende Januar fand ich vor Beginn des Unterrichts noch $\frac{1}{4}$ Stunde Zeit, um mir die Schlittschuhe unterzubinden und einen Lauf auf der Kirchhofsgraff, die nahe bei der Schule lag, zu machen. Aber das Vergnügen dauerte nur einige Sekunden, da brach ich auch schon bis an den Hals ins Wasser und rettete mich vor weiterem Versinken nur dadurch, daß ich mit einer Hand aufs feste Eis griff und ein paar Jungens, die dort zufällig liefen, um Hilfe heranzief. „Nu mak man gau, datt du na Hus kummst“, sagten die Jungens. Ich aber „Datt doh ick nich, da krieg ick Haue“, ging in die Schule und lernte bis etwa 10 Uhr, als Schüler und Lehrer auf mich aufmerksam wurden, da ich mittlerweile auch von einem kleinen Schüttelfrost gepackt wurde. Der Lehrer schickte mich schleunigst nach Hause, aber ich ging zur guten Tante Focke, die mich sofort in ein warmes Bett packte und mich mit warmen Getränken, ich glaube, es war sogar Glühwein, zum Schwitzen brachte. Jedenfalls schlief ich bald ein und erwachte



erst wieder abends 7 Uhr, als ein Knecht mich holte. Zu Hause aber war man in großer Sorge, als ich um 4 Uhr nicht erschien, denn von dem Unfall hatte weder der Lehrer noch Tante Focke etwas nach Hause gemeldet. Um 5 Uhr wurde man unruhig und schickte Knechte aus, die mich suchen sollten, die Gate und sämtliche Gräben wurden abgesucht, ohne Erfolg, bis einer auf den schlaun Gedanken kam, beim Lehrer nachzufragen, und schließlich nach vielem Herumfragen mich bei Tante Focke vermutete. Unbewußt hatte ich durch die schnelle Zuflucht zu Tante Fockes Bett mich vor weiteren schädlichen Folgen bewahrt, denn ein Marsch in nassen Kleidern von Atens nach Nordenham bei scharfem Ostwind wäre mir wahrscheinlich übel bekommen. Am nächsten Tag saß ich wieder in der Schule.

Nachzutragen habe ich noch, daß ich im 1. Schuljahre die Masern durchmachte, die ich mir während des Rodenkirchener Marktes holte. Ich war damals bei Großmutter Diekmann während der Herbstferien zu Besuch. Natürlich meldete man meine Erkrankung nicht nach Hause, weil man glaubte, die Sache würde in wenigen Tagen erledigt sein, und dann wohl auch deshalb nicht, weil man den Eltern keine unnötigen Sorgen bereiten wollte. Aber die Masern dauerten 2-3 Wochen. Ich weiß nur noch, daß ich in einem völlig verdunkelten Zimmer lag und einmal ein Lavement (Klistier) von einer weisen Frau bekam. Ein Arzt wurde nicht hinzugezogen, man wußte ja, um was es sich handelte. Als ich soweit hergestellt war, daß ich reisen konnte, holte man mich nicht etwa mit dem Wagen ab, nein, ich wurde in den Postwagen gesetzt und fuhr bis zu dem Punkt, wo die Ellwürder Chaussee nach Atens abzweigt, denn die Post ging weiter bis Burhave. Von Ellwürden mußte ich mit meiner Handtasche den Weg nach Nordenham zu Fuß und allein machen. Man sagt, daß ich schon von früh an zur Selbständigkeit erzogen wurde. Ob das auch in diesem Falle richtig war, wo ich mich noch knapp auf den Beinen halten konnte, will ich nicht weiter erörtern.

Tanzstunde und Schule

Das 3. Schuljahr wurde in seiner 1. Hälfte von der Göttin Terpsichore beherrscht, d. h. ich lernte tanzen. Allerhand Jungens und Mädels vereinigten sich zum fröhlichen Reigen auf einem Tanzboden in Atens, wenn ich nicht irre in dem früheren Fockeschen Hause. Ohne viele Apparate lernten wir Schottchen, Walzer und daneben noch viele Tänze, die heutzutage ganz außer Mode gekommen sind, wie Rheinländer, Polka, Mazurka u. a. Zum Ankauf von Getränken wurden mir jedesmal 1½ Groschen in die Tasche gesteckt, die gerade für ein Glas Himbeeressig langten. Aber teils aus eigenem Antriebe, teils aufgestachelt durch schmeichelnde Worte meiner Mitschüler kaufte ich jedesmal für 5 oder 10 Groschen Bonbons, die ich jedoch nicht allein verzehrte, sondern größtenteils in die Gribbel-Grabbel warf. Dazu hatte ich nun keine Vollmacht, aber es machte mir unbändiges Vergnügen, zu sehen, wie die Dorfjungens sich um die Bonbons balgten. Mit einem glänzen-



den Abtanzball fand das Vergnügen sein Ende. Aber das dicke Ende kam in Gestalt einer Rechnung von ca. 4 Thalern für Bonbons bald nach. Das sonst so heiter-fröhliche Gesicht meiner Mutter verzog sich zu schweren Kummerfalten ob der Verschwendungssucht ihres Ältesten.

Mit Beginn des Schuljahres zog auch Ferdinand zum ersten Male mit mir in die Anstalt, wo man zu Geistesathleten gepreßt wird. Als wir beide kurz nach Ostern den Ranzen auf dem Rücken, den Hof verlassen wollten, stand Großvater gerade an der Tür. Schmunzelnd gab er uns den Rat mit auf den Weg: „Jungens, ihr müßt euerm Lehrer solche Antworten geben, daß er sich vor Erstaunen auf den Popo setzt.“ Ich erwiderte, daß wir unser bestes tun würden, und nahm meinen kleinen Bruder an die Hand.

Nach einigen Wochen gemeinsamen Schulgangs kam mir ein trefflicher Gedanke auf Arbeitsteilung in einer bestimmten Richtung. Bisher hatte ich das leere Blechgeschirr, in dem uns das Mittagessen gebracht wurde, immer allein zurückgetragen. Warum sollte also auch Ferdinand nicht mittun, wo er doch aus dem gleichen Topf gegessen hatte. Mein Vorschlag, ich wollte den Topf bis zum Mittelweg tragen und er sollte ihn dann für den Rest des Weges nach Hause übernehmen, fand seinen vollen Beifall. Anfangs ging die Sache tadellos, bis eines Tages Ferdinand, als er zum Tragen daran war, erklärte, das fiel ihm gar nicht ein. Ich wäre der Ältere und hätte für den Topf zu sorgen. Dieser Vertragsbruch ging mir dann doch über die Hutschnur. Da auch erregte Worte und Drohungen nicht imstande waren, Ferdinand zur Erfüllung seiner übernommenen Pflicht zu bewegen, ließ ich kurzerhand den Topf auf der Chaussee stehen und ging ruhig heimwärts, unterwegs kamen mir doch allerlei Gedanken über einen evtl. Verlust des teuren Geschirrs, ich malte mir aus, daß mir schließlich doch die Schuld zugeschoben werden würde. Also ging ich zurück und holte den Topf, und Ferdinand bekam einen kleinen Denkkettel von mir, wofür ich denn wiederum von Mutter Senge bezog. Kleine Ursachen - große Wirkungen. Seitdem hatte ich aber über die Ungerechtigkeit in der Welt meine eigene Ansicht, weshalb bekam ich denn immer Haue für ein Vergehen, das andere begangen hatten? Es hieß gewöhnlich, „Du bist der Ältere und Vernünftigere, du mußt dafür aufpassen.“ Diese Begründung wollte nicht so recht in meinen Kopf hinein.

Im vierten Schuljahr rückte ich auf den von mir lange ersehnten ersten Platz in der Klasse. Auf der anderen Seite thronte auf dem ersten Platz der Mädchenseite die um drei Tage jüngere Sophie Wendt, des ehrsamen Schlachters Wendt pausbäckige Tochter. Ob ich den ersten Platz verdient hatte, konnte ich nicht beurteilen, denn Zeugnisse oder so etwas gab es nicht.

Ein ärgerlicher Zwischenfall hätte mich aber beinahe den ersten Platz gekostet. Das war so: In der Singstunde sollte jeder einzelne singen, so gut er konnte. Als ich nun meine holde Stimme ertönen ließ, erhob sich in der Klasse ein ungeheures Gelächter, das ich nur auf mich beziehen konnte. Ich brach mit meinem Gesange ab und weigerte mich, jetzt und in Zukunft je wieder singen zu wollen. Trotz angedrohter strenger Maßnahmen gegen mich blieb ich bei meiner Weigerung und habe es auch durchgesetzt. Was

braucht die Bande auch über meinen Gesang zu lachen! Erst auf dem Gymnasium in Oldenburg konnte ich wieder singen.

Recht veregelt wurde mir mein Schulgang durch die Rüpeleien und Anrempelungen eines 14jährigen Jungen, der jede Gelegenheit, wo er mich sah, benutzte, um mir den Weg zu verstellen und mir einige Puffe zu geben. Ich litt seelisch unter diesen ganz unmotivierten Gewalttätigkeiten und das um so mehr, da ich gegen den großen Lummel mit meiner geringen Kraft nicht ankonnte, während mir sonst Balgereien mit Gleichaltrigen, im ehrlichen Kampf ausgetragen, durchaus nicht unsympathisch waren. Solche Flegeleien, die einem gewissen Grausamkeitstrieb entspringen, kommen nicht selten vor und sind auch schon in der medizinischen Literatur behandelt worden, weil sie häufig die Grundlage zu psychischen und nervösen Störungen im Kindesalter bilden. Auch mein Sohn Richard hatte als Quintaner derartiges zu erleiden, das erst aufhörte, als ich den betreffenden Jungen durch seinen Lehrer bestrafen ließ.

Wie hoch sich das Schulgeld in der Atenser Schule belief, kann ich nicht mehr genau sagen. Einige Male brachte ich dem Hauptlehrer Ahling 16 Silbergroschen, dazu einige Würste und Schweinernes mit, ob diese 16 Groschen den Betrag für $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Jahr oder ganzes Jahr darstellten, weiß ich nicht mehr.

Was ich in den 4 Jahren Atenser Dorfschule in den elementaren Fächern gelernt habe, langte bei weitem für die Sexta des Gymnasiums. In Religion und in Rechnen war ich den gleichzeitigen Sextanern über, denn Religion war der damaligen orthodoxen Richtung entsprechend täglich gepaukt worden, und für Rechnen und Mathematik hat der Friese angeborenes Talent.

Um die Aufnahmeprüfung in Oldenburg sicher zu bestehen, hatte mir während des Winters 72/73 Lehrer Fischvoigt Nachhilfestunden erteilt. Besonders in alter Geschichte. Da lasen wir die griechischen und römischen Sagen von Stäcke. Ferner im Deutschen, wobei besonders die Gedichte, wie die von Schiller und Uhland, fleißig auswendig gelernt wurden. Ich erwähnte schon, das Lied an die Glocke war für mich ein Kinderspiel. Auch in Geographie wurde gepaukt. Die ganze Vorbereitung war jedoch ziemlich unnötig, wenn man sie nicht als Gehirndressur auffassen will.

Zu diesen Stunden kam Fischvoigt zweimal in der Woche zu uns, wo in der Wohnstube der Lehrer mit seinem Schüler jedesmal 2 Stunden lang dem eifrigen Studium oblag. Jedweder Lärm in der näheren Umgebung wurde ausgeschaltet, nur Bruder August, der damals 4 Jahre alt war, wurde zugelassen, d. h., er schlief auf dem Sofa und störte weiter nicht. Nur einmal ging von ihm ein übler Duft aus, der indessen auf den ebenfalls anwesenden Hund als den schuldigen Teil mit Geistesgegenwart geschoben wurde. Als Atzung wurde dem Lehrer eine große Flasche Bier und ein Butterbrot vorgesetzt.

Spiele, Rauchen und Alkohol

Meine Mitschüler, aus der damaligen Zeit, sitzen noch in der dortigen Ge-



gend, teils sind sie nach anderen Plätzen gezogen oder ins Ausland gegangen. Mir sind sie alle noch lebhaft im Gedächtnis, besonders wohl deshalb, weil auch andere Interessen als bloß Schulinteressen zwischen ihnen und mir bestanden. Die Hashagens in Großensiel hatten ein Ruderboot zur Verfügung, in dem ich gelegentlich auch mal fahren durfte. Ein anderer, Büsing, hatte schöne Kaninchen, Schrages Jungens brachten Bonbons mit usw. Aber für nichts ist nichts, das hatte ich auch bald heraus. Für unsere Knickerspiele brauchten wir Einsätze in Gestalt von Knöpfen, die in einer Reihe aufgestellt und nacheinander mit einem Knicker herausgetrudelt wurden. Um mittun zu können, fing ich einen regelrechten Tauschhandel an, und zwar mit gebratenen Feldbohnen. Je nach der Konjunktur gab es für 10 Bohnen einen Hosenkopf. Dieser Handel wurde schon meistens auf dem morgendlichen Schulweg abgeschlossen, wenn wir uns mit den Großensielern und Wartfeldern (Meiners) an der Ecke des Mittelweges trafen. Außer dem Knickerspiel wurde dann auf dem Schulplatz noch ein anderes Spiel um Knöpfe gespielt, es hieß O mi all (OMA). Ein vierkantiges ca. 10 cm langes Stück Holz, das auf den 4 Seiten mit OMA, NI, BII und NN beschrieben war und auf den Boden geworfen wurde. Je nachdem, was oben lag, durfte genommen werden, entweder alle oder einen, oder keinen oder einen setzen.

Es würde zu weit führen, auch die anderen lieben Jugendspiele einzeln aufzuzählen, z. B. Philipp, Flitzbogen, Boßeln, Klootschießen. Ich kann nur sagen, an Abwechslung fehlte es uns nicht.

Soweit nun die Schule mich in der Macht hatte, war bisher alles gutgegangen. Auf die Charakter- und Gemütsbildung jedoch sowie auf die Weiterpflege von angeborenen und erworbenen Eigenschaften einzuwirken, muß dem Hause und der Umgebung, in der man aufwächst, überlassen bleiben. Es sind in dieser Beziehung auch nicht so sehr weise Reden und Ermahnungen von Einfluß, als vielmehr das Vorbild, das uns andere bieten, freilich ahmt man als Kind manches nach, das nur den Erwachsenen vorbehalten bleiben muß. Aber was schadet es viel, wenn man mal daneben haut. Nach dem alten Sprichwort: „Durch Schaden wird man klug“ wird man schnell wieder ins richtige Geleise gebracht. So war für mich Sechsjährigen die Versuchung lebendig geworden, zu probieren, wie das denn eigentlich mit dem Rauchen wäre, Großvater rauchte, die Knechte rauchten, die großen Schüler rauchten, warum sollte ich nicht auch rauchen? Ein Knecht empfahl mir ein Stück spanisches Rohr, das brannte aber zu entsetzlich auf der Zunge. Also Tabak her. An Großvaters lange Pfeife war nicht heranzukommen, weil er sie immer im Munde hatte. Vielleicht ging es mit Cigaretten, die man sich selbst machte. Aber aus Zeitungspapier und Großvaters grob geschnittenem Tabak eine schlanke Cigarette zu drehen, mißlang vollständig. Schließlich verriet mir ein Knecht das Geheimnis des Hollunderstrauches, den man aushöhlen und zu einer kurzen Pfeife formen konnte. Aber auch das war noch nicht die Vollendung, es rauchte zwar gut, aber schmeckte abscheulich. Erst die aus Großvaters Cigarrenvorrat entnommene Cigarre eröffnete mir des Paradieses Pforten. Großvater muß von meinem Rauchopfer Lunte gerochen haben, denn

es waren plötzlich keine Cigarren mehr da. Später aber in Oldenburg, als ich durch ein Sonntagstaschengeld in Höhe von 25 Pfennig Kapitalist geworden war, konnte ich als Sextaner mir den Luxus einer Cigarre leisten, von denen es vier für einen Groschen gab. Reichere Mitschüler erstanden sich drei für einen Groschen, bei einem Cigarrenhändler Frieling auf der Donnerschweer Straße. Mit fortschreitendem Alter betrieb ich das Rauchen nicht allein heimlich, sondern schon unheimlich, so daß man im hohen Familienrat beschloß, mir es im Alter von vierzehn Jahren zu erlauben, wohl eingedenk der Tatsache, daß alles Verbotene an Reiz verliert, wenn es erlaubt wird. Bei mir traf das nun nicht zu, denn die zu Weihnachten geschenkte lange Weichselfeife wurde nun von da an die sanfte Trösterin bei meinen häuslichen Schularbeiten. Natürlich wechselten mit dieser nun auch Cigarren (das Stück zu 5 Pfennig) in anmutiger Reihenfolge.

Mit einem anderen „Laster“ sollte ich auch schon in jungen Jahren Bekanntschaft machen, mit dem Alkohol, aber nicht aus eigenem Antrieb. Eines Tages gab Großvater mir den Auftrag, den Arbeitern, die im Garten den Kohlacker umgruben, jedem 2 Schnäpse zu verabreichen, er habe keine Zeit dazu. Mit Pulle und Schnapsglas im Arm, zog ich denn mit Ferdinand los. Ich war 5 Jahre und Ferdinand 3 Jahre alt. Nachdem die Arbeiter ihre Schlucks bekommen hatten, meinte einer von ihnen, ob wir nicht auch einen nehmen wollten. Ich sträubte mich anfangs, wurde aber beredet mit den Worten: „Och watt, du bist ja all so grot“ und ließ mir darauf 2 Gläser voll geben, ebenso Ferdinand. Die Wirkung war verheerend, nicht so sehr bei mir, als bei Ferdinand, der im Stall angelangt fortwährend mit seinem Kopf gegen einen Ständer anlief. Der heiklen Situation wurde dadurch ein Ende gemacht, daß Ferdinand ins Bett gesteckt und mir eine Tracht Prügel verabreicht wurde, weil ich nicht besser auf meinen kleinen Bruder aufgepaßt hätte. Moral: Trink nie mit einem zusammen, der nicht soviel vertragen kann als du.

Eine andere akute Alkoholvergiftung verlief äußerst grotesk. Als ich 8 Jahre und Ferdinand 6 Jahre alt zählte, wurden wir beide nach Atens an einem Sonntagnachmittag zum Besuch des Hermann Müller geschickt. Dort angekommen sahen wir gerade das Ehepaar Fritz Müller und Frau das Haus verlassen, hörten aber noch, wie sie zu ihrem Sohne sagten: „Na, denn spielt nur recht schön. Hier hast du einen Taler, dafür könnt ihr euch etwas zu essen kaufen, was ihr trinkt, könnt ihr anschreiben lassen.“ Erst spielten wir auch im Garten, ganz ordentlich. Aber der H. Müller, ein Jahr älter als ich, war ein ganz durchtriebener Bursche. Als ihm das Spielen zu langweilig wurde, schlug er vor, wir wollten ins Dorf gehen und beim Wirt Neemann etwas genießen. Gesagt, getan. In der Wirtsstube setzten wir 3 uns um den runden Tisch, der mitten im Zimmer stand, und es dauerte nicht lange, da stand mitten auf dem Tisch eine große Tüte mit Bonbons für drei Mark und vor jedem eine ganze Flasche Rotwein. Und es hob ein mächtiges Bonbonessen und Zechen an. Es möchten wohl 2 Stunden verflossen sein, als wir beiden Älteren die Flasche leer hatten, nur Ferdinand war etwas im Rückstand geblieben, mit einem Weinglase voll, das ich mir dann noch genehmigte. Die Wirkung



von Bonbons zusammen mit Rotwein war katastrophal. Kaum aus dem Hause getreten, wurden unsere Beine schwach und bums! lagen wir alle drei auf der Erde. Natürlich dauerte es nicht lange, bis die liebe Dorfjugend sich ansammelte und wir die Zielscheibe ihrer Hohn- und Spottreden wurden. Am liebsten hätte ich die Bande verprügelt, aber es ging beim besten Willen nicht. Schließlich ermannten wir uns etwas und gelangten mit Hilfe einiger uns Wohlgesinnten beim Hause Fritz Müller an in einer Verfassung, über die ich lieber den Mantel der Vergessenheit decken will. Ein glücklicher Zufall führte gerade ein heimwärts fahrendes Gespann an uns vorbei, wir beiden Leichen wurden aufgeladen und sahen den kommenden Ereignissen mit gemischten Gefühlen entgegen. Ich weiß nur noch, daß wir beide ins Bett gesteckt wurden. Am anderen Morgen bezog ich die übliche Haue, weil ich nicht besser auf meinen kleinen Bruder achtgegeben hätte. Das war eigentlich ungerecht, denn ich hatte ihn doch vor größerem Unheil dadurch bewahrt, daß ich seinen Rest noch auf meine Kappe nahm.

Im darauffolgenden Frühjahr trat der Dämon Alkohol wiederum in verlockender Form an uns heran. Ferdinand und ich begaben uns an einem wunderschönen Frühlingmorgen quer über das Land, die Gate entlang, zur Schule, als plötzlich aus einem Grabenufer besagter Hermann Müller vor uns auftauchte und meinte, bei einem so schönen Wetter in die Schule zu gehen, wäre Unsinn. Er wüßte was viel Schöneres, und dabei zog der Bengel zum Beweise seiner Behauptungen aus jeder Seitentasche seines Rocks je eine Flasche Portwein heraus, die er sicher seinem Vater geklaut hatte. Unsere Bedenken wußte er überredend zu zerstreuen mit dem Hinweis darauf, daß uns eine so günstige Gelegenheit so bald nicht wieder geboten würde. Und „halb zog sie ihn, halb sank er hin“, da lagen wir auch schon alle 3 im blumigen Grase, tranken in aller Gemütsruhe bis nachmittags um 4 Uhr die beiden Flaschen leer und gingen total nüchtern nach Hause in banger Erwartung der kommenden Ereignisse. Aber merkwürdig, es kam nichts danach, was ich mir heutzutage noch nicht erklären kann.

Man darf nun nicht glauben, daß mein ganzer Alkoholgenuß während dieser Zeit in diesen drei Alkoholexzessen bestanden habe. Nein, es boten sich noch viele andere Gelegenheiten. Da war es z. B. eine schöne Sitte, daß für die Knechte, die mit Fuhrwerk Mehl holten, in der Ellwürder Mühle von Gäting stets ein Faß Braunbier zur freien Verfügung ausgelegt war. Natürlich benutzte ich gern die Gelegenheit, mit dem Knecht dahin zu fahren, um mich an dem Labetrunk zu erquicken.

Von meinem 9. Lebensjahr an wurde mir auf ärztlichen Rat täglich eine Flasche Bier verordnet, ich trank sie täglich in der Schulpause um 3 Uhr bei einem einfachen Mann, der nahe bei der Schule wohnte. Er hatte deshalb immer einen bestimmten Vorrat von dem edlen Naß in seiner Wohnstube unter einer aufhebbaren Fußbodendiele liegend. Durch langes Liegen wurde das Bier hier oft trübe, und ich kann nicht behaupten, daß der Genuß dieser Flüssigkeit Gefühle des Wohlbehagens bei mir ausgelöst hätte. Ebenso wenig mundete mir der schwere portugiesische Rio Tinto, vom Großvater „Tinka-

wein“ benannt, der sehr eisenhaltig und nach damaliger ärztlicher Ansicht besonders blutbildend sein sollte. Auch dieser war, neben einem scheußlichen ranzigen Lebertran, geradezu eine Quälerei für mich.

Entzückend aber gestaltete sich für mich der Alkoholgenuß, wenn bei uns aus irgendeinem Anlaß Gesellschaft war. Bei der letzten großen Abendgesellschaft fungierte ich als Flaschenentkorker und entkorkte mich so allmählich in einen gehörigen Schwips hinein, konnte aber mit Genugtuung feststellen, daß andere weit mehr vom Rausch bemeistert waren. So bekam der tüchtige Lehrer Fischvoigt perverse Anwandlungen, die sich in brünstigen Umarmungen des Vettters Carl äußerten, so daß der arme Junge Tränen vergoß, die von Fischvoigt als „Krokodilstränen“ gedeutet, aber von den anderen Teilnehmern mit ernster Miene nicht als solche angesehen wurden. Meine Hochachtung für meinen Lehrer erlitt durch diesen Vorfall einen argen Stoß. Diese Gesellschaft steht mir noch in guter Erinnerung. Es war alles, was zu den Honoratioren zählte, geladen, natürlich mit ihren Frauen. Im Saal saßen sie an zwei langen Tafeln, die mit ihren silbernen Tischleuchtern einen urgemütlichen Eindruck machten. Und geschrien wurde, daß die Wände zitterten. Der Lauteste war mit seiner breiten, festen Stimme natürlich Wilhelm Müller, der Friesenhauptling. Der Eß- und Trinksucht wurde keinerlei Zwang angetan, und auf dem Höhepunkt des Festes erfreute Großvater durch den Vortrag seines Sologesanges: Ich saß vor meiner Hü-ü-ü-ü-tte. Nach seiner Meinung klang es schön, unsere Ansicht war aber eine andere.

An geringen Alkoholgenuß wurde ich also hauptsächlich auf ärztlichen Rat hin schon von früher Jugend an gewöhnt. Auch später in Oldenburg mußte ich jeden Tag eine Flasche Bier trinken, aus der später bei zunehmendem Alter natürlich mehrere wurden. Erst später, um 1917 herum, als infolge des Krieges die Bier- und Weinverhältnisse auf den Nullpunkt sanken, trat eine allmähliche Abgewöhnung ein, bei der die teuren Preise für gute Tropfen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten. Das Rauchen aber habe ich beibehalten, und ich glaube, ich würde tief unglücklich werden, wenn ein allgemeines Rauchverbot ergehen sollte.

Taschengeld? und kleine Aufgaben

Wie wurden wir Kinder bezüglich Taschengeld gehalten? Taschengeld bezog ich überhaupt nicht. Warum auch? Es gab ja bei uns nichts zu kaufen, nur zu den Jahrmärkten war Geld nötig, aber das mußte ich mir verdienen, entweder durch kleine Arbeiten im Garten oder auf dem Felde oder durch Botengänge oder auf andere Weise, die ich hier kurz erzählen will. Von den Arbeitersöhnen hatte ich gesehen, daß sie sich aus dem Kümmelsuchen zur Zeit des Grasschnitts ein einträgliches Geschäft machten. Da das auf unserem Lande geschah, steckte ich mich hinter Großvater, er möchte dafür sorgen, daß zunächst Ferdinand und ich lesen und die Nachlese erst die Dorfjungen abhalten durften. So geschah es denn auch, und wir bekamen mit der Zeit



eine derartige Fertigkeit darin, daß wir die Kümmelstauden am abgemähten Stiel erkannten. Die gesammelten Stauden wurden dann in Bündeln zusammengebunden und zum Trocknen aufs Reitdach gelegt, was manchmal nicht ohne Gefahr vonstatten ging. Waren sie stark getrocknet, dann steckte man sie in einen Sack und drosch sie aus. Nach Reinigung durch die Windmühle waren dann die Kümmelkörner fertig zum Verkauf. An wen nun verkaufen? Natürlich an die gute alte Tante Focke. Noch sehe ich mich mit zwei Kannen Kümmel (ca. 5 Liter) zu Tante Focke nach Atens pilgern, um von ihr zwei mal 5 Groschen zu empfangen, die mich mit einem Male zum Kapitalisten machten. Die Tante Focke hielt offenbar selbst den Preis für einen sehr hohen, denn sie nähte mir die beiden Geldstücke ins Unterfutter meines Rockes ein, damit ich sie ja nicht verliere. Im Vollbesitze dieses Mammons konnte ich nun auf dem Abbehauser Markt etwas draufgehen lassen. Aber es dauerte lange, bis ich meinem Herzen einen Stoß gab, das schöne Geld für eine Plättchenpistole (2½ Silbergroschen) und für einen Tuschkasten (ebenfalls 2½ Groschen) und für Zuckerlutschstangen (2½ Groschen) auszugeben. Zum Karussellfahren hatte ich keine Neigung, denn ich konnte ja auf lebendigen Pferden reiten. Das letzte unverbrauchte 2½ Silbergroschenstück gab ich nicht aus. Es liegt jetzt in meiner Münzensammlung gut verborgen und trägt durch Silberwerte gute Zinsen.

Eine andere Erwerbsgelegenheit schaffte ich mir dadurch, daß ich mir die Stelle eines Hühner- und Eierwarts übertragen ließ, die mich verpflichtete, fleißig nach Eiern zu suchen. Als Gegenleistung standen mir 25 Pfennige für je 72 Eier zu. Nun wird man dies vielleicht für eine zu geringe Entlohnung halten. Ich war damit zufrieden, konnte ich doch an guten Tagen die 72 Eier in einer halben Stunde zusammenbringen, während unsere Arbeiter für die Arbeit eines ganzen Tages von morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr nur 1 Mark erhielten. Vielleicht auch wird einer einwenden, soviel Eier könnten die Hühner gar nicht legen. Auch hier kann ich ihn leicht widerlegen durch die Tatsache, daß wir eine ganze Menge von Hühnern auf dem Hof herumlaufen hatten, deren Zahl niemand genau anzugeben wußte. Ich schätze sie auf 100 bis 120. Schwierig bei dem ganzen Geschäft war nur die Auffindung der Nester; da wir Legkörbe nicht hatten, legten die Hühner ihre Eier an sehr versteckten Orten, deren Entdeckung wir unseren Spielen im Stroh und Heu verdankten. Denn in manchen solchen schönen Plätzen gerieten wir beim Versteckspielen auf Nester, in denen oft 20 bis 30 Eier lagen, von denen viele allerdings faul gewesen waren. Außerdem aber lag ich wie ein Jäger auf der Lauer und merkte mir genau den Platz, den gerade ein gackerndes Huhn verließ. Mein Geschäft hätte nun sehr einträglich sein können, wenn meine Ausbeute nicht durch stille Teilnehmer bzw. Hausdiebe verkleinert worden wäre. Da war unter den Knechten mancher, der gerne rohe Eier ausschlüpfen mochte, und auch die Marder waren von ihrer alten Liebhaberei für Eier nicht abzubringen. Aber immerhin war das Geschäft gut fundiert, an einem Tag fand ich ca. 150 Eier.

Nebenher hatte ich auch die Enten unter meine Obhut genommen, die jeden

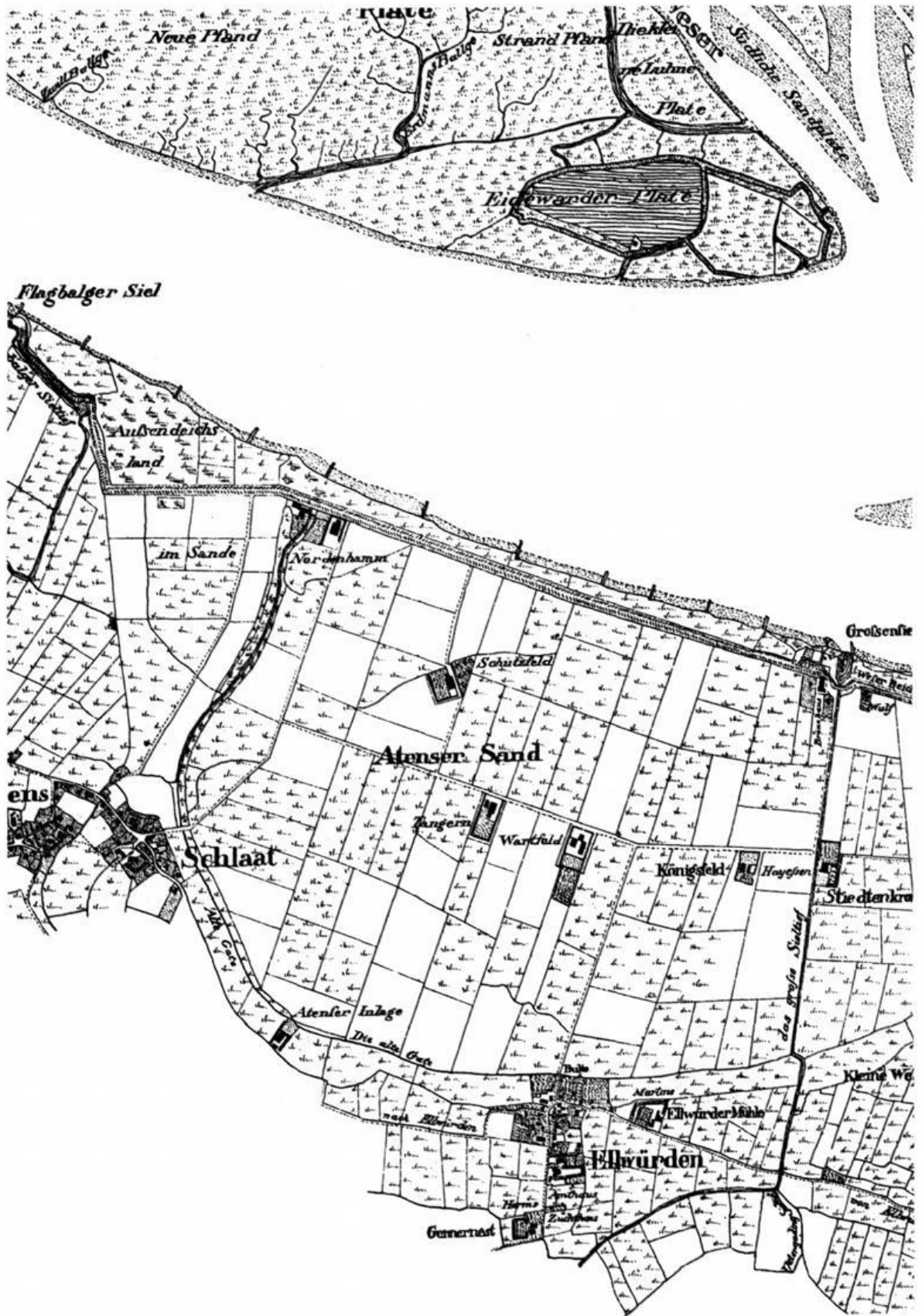


Abb. 5: Flurkarte von Gut Nordenham an der Weser, 1841.

Abend in den Entenstall geholt wurden aus verschiedenen Gründen. Morgens vor meinem Schulgang ließ ich keine Ente aus dem Stall heraus, die nicht pflichtgemäß ihr Ei gelegt hatte, was ich leicht durch Betasten feststellen konnte. Ein Entenhonorar bezog ich durch diese Tätigkeit jedoch nicht. Wie legte ich mein verdientes Geld an? Eine Sparbüchse, die Mutter mir anschaffte, fand nicht meinen vollen Beifall. Geld muß rollen. Und wo konnte ich es denn besser unter die Leute bringen, als auf dem Rodenkircher Markt, der damals und auch wohl heute noch für die Butjenter der Inbegriff aller Lust und Freude war. Einige Groschen blieben jedoch für Anschaffungen von nützlichen Sachen, z. B. Bleistift, Federkasten etc. übrig. Jedenfalls war es ein erhebendes Gefühl, sagen zu können, das hast du mit selbstverdientem Gelde gekauft. Und wie knauserte man mit seinen Groschen, wenn man sie sich stückweise erworben hatte!

Erlebnisse am Weserstrom

Von einigen Erlebnissen und Eindrücken soll im Folgenden noch kurz die Rede sein: Nordenham spielte schon damals, trotz seiner geringen Anzahl von drei Häusern, für Butjadingen eine gewisse Rolle. Die Vorzüge des Weserstroms bei Nordenham - tiefe Fahrinne, Eisfreiheit etc. - hatten schon frühzeitig der Norddeutsche Lloyd und vor allem England erkannt. Englische Dampfer holten das Butjadinger Vieh, man kann sagen, direkt von der Weide weg. So kam es, daß ich von den engl. Matrosen einige englische Wörter aufschnappte und auch mit ihnen kleinere Geschäfte machte, z. B. in Äpfeln und Eiern, die sie gut bezahlten. Wir Kinder hatten nun weniger Interesse für den eigentlichen Geschäftsbetrieb, das Verladen des Viehs usw. als gerade für Äußerlichkeiten. So war es immer ein großer Moment, wenn Arbeiter Itzen mit der Bremer Handelsflagge sich zum Flaggenmast, der am Außendeich stand, begab und die Flagge zunächst zusammengerollt hochzog und sie dann, sobald der Dampfer den Flagbalgersiel passierte, entfaltete. Ebenso wichtig war das dreimalige Dippen bei Abfahrt des Dampfers.

Einmal war ein Dampfer angekommen, auf dem infolge stürmischer See fast sämtliches Vieh, lauter Pferde, krepirt war. Die Kadaver waren am Außendeich in der Nähe der Flaggenstange in eine große Grube geworfen und oberflächlich mit Erde beschüttet. Als nun in Nordenham an dieser Stelle die Bahnhofoanlage entstehen sollte (1873), mußte der in starke Verwesung übergegangene Grubenhalt entfernt werden. Noch jetzt spüre ich den Geruch, der wochenlang über Nordenham lagerte, in meiner Nase.

In Nordenham war auch gute Schießgelegenheit. Ein Schützenhaus stand am Außendeich, in der Nähe der Kegelbahn, 150 m entfernt die Scheibe, mit Kugelfang, mit Schußrichtung in die Weser bei Großensiel. Aus den Kugelfängen haben wir manche plattgedrückte Bleikugel herausgeholt, die dann am Silvesterabend beim Bleigießen ihre Verwendung fanden. Auch eines Schützenfestes entsinne ich mich, das aber infolge eines Gewitters mit Wolkenbruch einen frühzeitigen Abschluß fand.



Auf der Kegelbahn ging es an Sommernachmittagen häufig hoch her. Als regelmäßige Teilnehmer stellten sich zum löblichen Tun gewöhnlich ein: Wilh. Müller, Dr. Hollmann, Apotheker Hansmann, Tiarks, Fischvoigt als Anschreiber, Sinram Nordenham, Carl Müller, Schrage und Großvater mit der langen Pfeife als Zuschauer. Mich interessierten dabei hauptsächlich die Kegeljungens - Büsings aus Atens. Gar zu gern hätte ich auch mit Kegel aufgesetzt, denn 50 Pfennig Verdienst und außerdem für jede 9 einen Fünfer war doch sehr verlockend. Aber Großvater gab nicht die Erlaubnis, wahrscheinlich weil es sich für uns nicht schickte, oder auch, weil es zu gefährlich war. Jedenfalls ließ ich es mir nicht nehmen, nach jedem Wurf kräftig mitzuschreien, wie „halwe Dutz“ „Annemarie“, „Galgenvull“ usw.

Interessant war es am Außendeich, wenn zur Zeit der Springflut die Weser über die Ufer trat und das Wasser zuweilen recht weit an den Deich hinaufkam. Auf einem schnell herbeigeholten Waschtrog wurden Bootsfahrten unternommen, wenn auch nur zu dem Zweck, um die aus ihren Löchern geflohenen und auf dem Wasser treibenden Mäuse totzuschlagen. Dann auch konnten die Leute, die mit dem Dampfer fahren wollten, nur mit einem Ruderboot zum Anleger befördert werden, ein für uns höchst bemerkenswerter Vorgang.

Eines Nachmittags spielte ich am Außendeich an der Wasserkante, als Wilhelm Müller mit seinem Segelboot anlegte und mich aufforderte, mit hinüber zu fahren nach Dedesdorf zum Markt. Erst auf eifriges Zureden auch der übrigen Insassen ließ ich mich überreden und bereute es nicht, denn in Dedesdorf trat eine Tiroler Sängergesellschaft in Tracht auf, etwas ganz neues für mich. Ich ahnte natürlich nicht, daß inzwischen zu Hause nach meinem Verbleib gefahndet wurde und man in großer Besorgnis war, da man meine Mitfahrt nicht wahrgenommen hatte. Abends landete ich aber glücklich wieder und Wilhelm Müller soll von Mutter tüchtig ausgescholten worden sein. Es war aber auch Grund dazu vorhanden, denn die Gesellschaft hatte sich in Dedesdorf ordentlich die Nase begossen und war in einem Zustand, in dem man am besten das Segeln unterläßt.

Schlachtfest, Ostern und Pfingsten

Näher beschreiben muß ich noch, wie im Winter zur Zeit des Schlachtens Talglichter gegossen wurden. Sie mußten in großen Mengen beschafft werden, weil für Stallaternen und andere Zwecke kein anderes Material zur Verfügung stand. Mit emsigem Fleiß und liebender Hingabe waltete Großmutter Diekmann ihres Amtes und wurde giftig, wenn einer in ihre Arbeit hineinzureden wagte. Zur Werkstellung gehörte zunächst ein großer eiserner Kessel mit heißem Talg, sodann etwa 50 ellenlange Stäbe und dicke Wollfäden. Je 10 bis 15 Wollfäden wurden, leicht gewunden, über einen Stab geschlungen und dann in den Talgkessel getaucht, so daß jedesmal beim Herausnehmen Talg an den Fäden hängenblieb. Das ging nun von Stab zu Stab, und

wenn die Reihe herum war, ging es wieder von vorn los, bis der anhaftende Talg die für eine Kerze notwendige Dicke erhalten hatte. Damit der ablek-kende Talg die Fliesen nicht beschmutzte, war überall Zeitungspapier ausge-
legt. An einem Tage konnten so 600 bis 900 Kerzen fertiggestellt werden, de-
nen ebensoviele am nächsten Tage folgten.

Bei einem dieser Schlachtfeste hatte ich mich vom Schulgang befreien las-
sen, um tüchtig mitzuarbeiten. Der Schlachter Wendt hatte denn auch die
Freundlichkeit, mir beim Abstechen des Schweins einen wichtigen Posten zu
geben. Ich mußte den Schwanz halten und kam mir selbst so ungefähr als
Hauptperson vor, sollte aber bald erfahren, daß selbst das wichtige Schwanz-
halten eine Sache voller Tücken ist. Denn das fast ausgeblutete Schwein
holte im letzten Todeszucken noch mal kräftig mit beiden Hinterbeinen aus
und traf mich in der Gegend der Magengrube, so daß mir wirklich schwarz
vor den Augen wurde. Seitdem habe ich mich zum Schweineschlachten nicht
wieder herangedrängt.

Etwas Angenehmes fiel beim Schlachten für uns Kinder ab, die Klöterbüch-
sen, die aus der Luftröhre der Gans hergestellt wurden, und die vom ausge-
bratenen Speck übrigbleibenden Grieben, ein Hochgenuß für Feinschmek-
ker.

Zu Ostern gab es vielerlei Freuden, zunächst konnte man so viel Eier essen
wie man wollte, d. h. wenn Großvater nicht Einspruch erhob. Auch dem Ge-
sinde war keine Beschränkung auferlegt. Ein Mittelknecht verzehrte auf
einen Sitz 36 Eier, die beiden letzten mit Schale, der besseren Verdauung we-
gen. Und dann die Osterfeuer, die in Ellwürden, Abbehausen, Blexen und auf
beiden Weserufern abgebrannt wurden. Schon vorher wurde gesammelt,
dazu Geld, Teertonnen, altes Buschwerk und dergleichen. Die Jungens aus
Atens gingen dann von Haus zu Haus in den üblichen platonischen Kostü-
men und den althergebrachten Spruch aufsagend: „Wi sammelt wat to Oster-
fuer, de ohlen Teertunnen sünd to dūr“ etc. Gar zu gern hätte ich auch mitge-
tan. Für unser Osterfeuer wollte ich jedenfalls auch arbeiten und sammelte
deshalb die von den Bäumen der Atenser Chaussee abgefallenen kleinen
Zweige und meinte, wunder was für einen großen Haufen ich schon zusam-
mengetragen hätte, war aber baß erstaunt, als Großvater gleich drei große
Wagen voll Stroh, alter Sträucher etc. auf den Deich fahren ließ. „Dat mutt'n
ordentlich Fuer werden“, sagte er schmunzelnd. Seine einzige Sorge war auf
die Windrichtung gerichtet, denn bei Südostwind hätte das reithgedeckte
Dach leicht Funken fangen können.

Auch das Pfingstfest wurde nicht ohne äußere Zeichen gefeiert. Während
man in den Städten die Hauseingänge mit Birkenzweigen schmückte, wur-
den auf dem Lande, in den Dörfern und den einzelnen Gehöften „Mai-
bäume“ aufgerichtet, die mit Kränzen aus frischem Laub behangen waren.
Der Maibaum für Atens lag in unserer Scheune, er wurde am Pfingstsonn-
abend von den Atenser Jungmannen geholt und sofort in Atens aufgestellt,
woran sich dann ein kräftiger Umtrunk mit Tanz anschloß.

Auch war es üblich, ein weißes Pferd darzustellen, zu dem weiter nichts nötig

war, als ein weißes Bettlaken und ein künstlicher Pferdekopf, drei Leute machten das Pferd und einer saß obenauf, der eine Rede hielt, die ausklang in der bekannten Frage: „Off he sick wohl watt marken lett?“

Badereise nach Norderney

Im Juli 1872 trat Mutter mit uns vier Kindern und einem Dienstmädchen die erste Badereise nach Norderney an. Damals mußte man noch Betten mitnehmen und sonstige Artikel wie Wein, Schnitten, Wurst usw., die das Reisegepäck natürlich vermehrten. Auch war es nicht möglich, in einem Tag nach Norderney zu kommen, wir mußten in Bremerhaven übernachten. Hier wurde ich im Hotel zum ersten Male mit elektrischen Zimmertürklopfen bekannt, auf deren richtige Funktionierung ich höllisch neugierig war. Wahrhaftig, auf einmaligen Druck erschien das Zimmermädchen, auf zweimaligen der Kellner und dann auf dreimaligen der Hausknecht. Das war ja eine feine Erfindung, also noch einmal. Aber das Vergnügen dauerte nur kurze Zeit, da die Angestellten erklärten, in den Streik treten zu wollen.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr Antritt der Seereise, nach zwei Stunden Fahrt Mutter und meine drei Geschwister seekrank. Ich blieb verschont, wie ich überhaupt in meinem Leben nie seekrank geworden bin. In Norderney Wohnung bei dem Zollbeamten Scheele mit Benutzung der Küche. In den ersten Tagen Ständchen von der Bordkapelle - 2 Thaler Kostenpunkt. Ich badete am Herrenstrand, freundlichst mit Güssen bedient vom Badewärter. Der ganze Betrieb in Norderney machte auf mich einen fabelhaften Eindruck mit seinen Concerten, Feuerwerken und seiner Eleganz. Am Strande bauten wir Burgen und waren eines Tages empört über das rüpelhafte Betragen zweier Oldenburger Jungens, Ernst Schulze und Hegeler, die von uns nach Erfolglosigkeit diplomatischer Verhandlungen Haue bezogen, worauf die zu Hilfe herbeigeeilten Eltern der Jungens uns mit dem Ehrentitel: „Bauernlummel“ belegten. Ein Jahr darauf in Oldenburg waren wir die dicksten Freunde. Schulze war, uns gegenüber wohnend in der Brüderstraße, seitdem unser täglicher Spielgenosse.

Eine andere Tragikomödie spielte sich folgendermaßen ab: Eines Nachmittags war der vierjährige Bruder August verschwunden. Eben hatte er noch mit uns gespielt, auf der Straße vor dem Haus, und jetzt war er weg. Große Aufregung. Die nächste Umgebung wurde abgesucht. Leute wurden befragt, ohne Erfolg. Mutter in Angst und Nöten, ließ ihn in ganz Norderney ausklingeln: „Verlorengegangen ein kleiner Junge von vier Jahren etc.“ Ohne Erfolg. Es wurde Abend, es wurde Nacht. Mutter zog sich weinend in das Schlafzimmer zurück. Da, ein lauter Schrei. Alles stürzte hinein. Welch ein Anblick! Süß schlummernd lag unser August auf seinem Bett, absolut ahnungslos. 4 Wochen dauerte unsere Kur. Kostenpunkt für 6 Personen - 715 Mark 30 Pf.



Abschied von Nordenham

Im Herbst 1872 ging in Nordenham das Gerücht um, die Regierung plane die Legung einer Eisenbahnlinie nach Nordenham, und zwar als Verlängerung der Linie Hude-Brake. Und das Gerücht wurde Tatsache. Schon im Winter 72/73 wurde mit den Vermessungen begonnen. Für uns bedeutete dies eine vollständige Umstellung aller Zukunftspläne. Nach altem Butjadinger Recht erbt der jüngste Sohn den Hof. Aber an eine regelrechte Weiterführung des landwirtschaftlichen Betriebes war nicht zu denken, da gleich im ersten Jahr schon beträchtliche Stücke vom Land verkauft wurden und man voraussah, daß der Endpunkt einer Eisenbahn für Nordenham Ansiedlungsmöglichkeiten schaffen würde. Es wurde deshalb schon im Herbst 1872 der Betrieb bedeutend verkleinert und im Frühjahr 1873 ganz aufgelöst, was durch eine große Vergantung als Schlußakt äußerlich in Erscheinung trat. Diese Auktion ist mir noch in allerbesten Erinnerung. Auktionator Bätjer aus Ellwürden schwang den Hammer und Lehrer Fischvoigt protokollierte; währenddessen wurden die Kauflustigen durch Schnaps tüchtig aufgemuntert, so daß eine sehr fidele Stimmung herrschte. Nur bei mir nicht, denn ich konnte nicht begreifen, warum man sich nun plötzlich von allem, was man im Laufe der Jahre lieb gewonnen hatte, trennen sollte. Laut geheult habe ich, als das Ziegengespann an die Reihe kam. Noch bis zum letzten Augenblick glaubte ich, es würde nicht so weit kommen. Aber es kam so weit. Erschüttert schlich ich von dannen, nahm mir aber vor, an anderer Stelle noch zu retten, was zu retten war. Das waren die Bücher. Es gelang mir auch wirklich, einige wenige beiseite zu bringen, aber traurigen Herzens mußte ich zusehen, wie der größte Teil sackweise, der Sack für $\frac{1}{2}$ Thaler, an den Gärtner in Atens verschachert wurde, der aus dem Papier Tüten für Sämereien herstellen wollte. Sicherlich war manches wertvolle dabei, denn der Urgroßvater Hansing, Pastor in Varel, hatte eine ziemlich große Bibliothek gehabt, die zum Teil auf Großvater vererbt war, meist wohl theologischen Inhalts, aber schon aus Pietätsgründen hätte man diese Bücher nicht so verschleudern dürfen. Trübe ist die Erinnerung an diese Tage, deren Herbheit auch nicht gemildert wurde durch die Aussicht auf das bevorstehende Leben in der Stadt. Was konnte uns denn die Stadt besseres geben, da wir zu fest mit dem Boden, auf dem wir zur Welt gekommen, verwachsen waren. Es hat einige Wochen gedauert, bis ich meiner trüben Gedanken Herr wurde und meine Gedanken auf das Unabänderliche eingestellt hatte. Die Umwandlung wurde mir auch erleichtert durch die Vorgänge im Hause und dessen Umgebung. Das Haus wurde leer, ein Stück nach dem anderen holten die Käufer ab. Über das Land zog eine fremde Arbeiterschar, die damit begann, die am Deich stehenden Bäume umzulegen und die Gräben zuzuschütten, die Baumwurzeln wurden durch Pulverladungen gesprengt. Kurz, es wurde ungemütlich in Nordenham und das Idyll Nordenham verschwand für mich in die Versenkung.

Anfang April 1873 rückte die Abschiedsstunde heran. Es hieß Abschied nehmen von allem, was einem lieb geworden, vom Haus, vom schönen Garten



und den Freunden - Tränen flossen in Menge. Aber der Gedanke, ganz neue Verhältnisse kennenzulernen, richtete mich wieder auf. Die Fahrt ging von Nordenham bis Brake per Dampfer, von da bis Oldenburg auf der Eisenbahn, die ich an diesem Tage zum ersten Male benutzte.

Umsiedlung nach Oldenburg

In Oldenburg waren Ferdinand und ich, zusammen mit Carl und Ernst Hansing, beim Seminarlehrer Möhlenhoff untergebracht, siedelten aber nach 2 bis 3 Wochen, nachdem auch Mutter mit Therese und August erschienen war, in unsere Wohnung, Brüderstraße 21, über.

Für Großvater bedeutete das neue gemütliche Heim einen vollwertigen Ersatz für seine in den letzten beiden Jahren in Nordenham getriebene ungemütliche Junggesellenwirtschaft. Sichtliche Zufriedenheit leuchtete aus seinen gütigen Augen, wenn er sich durch unsere Mutter so sorgsam betreut sah. Auch wir Kinder taten unser Möglichstes, um ihm Freude zu bereiten. Sowohl durch Erweisen von kleinen Gefälligkeiten wie durch gute Führung in der Schule.

Mit der Umsiedlung in die Stadt wurden für Großvater auch die Lebensgewohnheiten andere, nicht zu seinem Vorteile. Mehr als sonst ergab er sich dem Genuß eines guten Tropfens in Form von Rot- und Portwein. Gelegentlich auch besuchte er in der Stadt eine Wirtschaft, meistens Hotel Uettmann, von wo er dann spät nachts in sehr heiterer Stimmung zurückkehrte, ohne jedoch die Direktion zu verlieren. Das starke Rauchen betrieb er nach wie vor. Abends mußte ich ihm 3 gestopfte lange Pfeifen ans Bett stellen, die er während der Nacht verpaffte.

Leider wurde in den letzten Jahren seine Lebensfreude etwas getrübt durch ein lange dauerndes Bläschen-Ekzem an den Füßen und Händen, das allen Heilungsversuchen trotzte und vermutlich auf einer Ernährungsstörung der Haut beruhte. Er mußte aus diesem Grund weite Filzschuhe tragen und konnte infolgedessen im letzten Jahre nicht mehr aus dem Bau heraus. Mit zunehmender Schwäche entschlief er sanft am 22. Februar 1880 mit einem verklärten Lächeln auf seinen Zügen. Bestattet ist er am 28. Februar auf dem Friedhof in Atens in der Familiengruft. Seine letzten Wünsche waren, daß man ihm die Filzschuhe, seine lange Pfeife und die Liebesbriefe an seine erste Braut mit in den Sarg legen möge.

Durch das Hinscheiden Großvaters war etwas Vertrautes aus unserm engen Familienkreise herausgerissen. Wir alle empfanden die Lücke schmerzlich, zumal es sich nicht nur um den lieben Verwandten, sondern auch um das männliche Oberhaupt handelte, das zwar niemals die strenge Würde eines Familienältesten betont, aber doch als guter Geist über sämtlichen Familienmitgliedern geschwebt hatte.



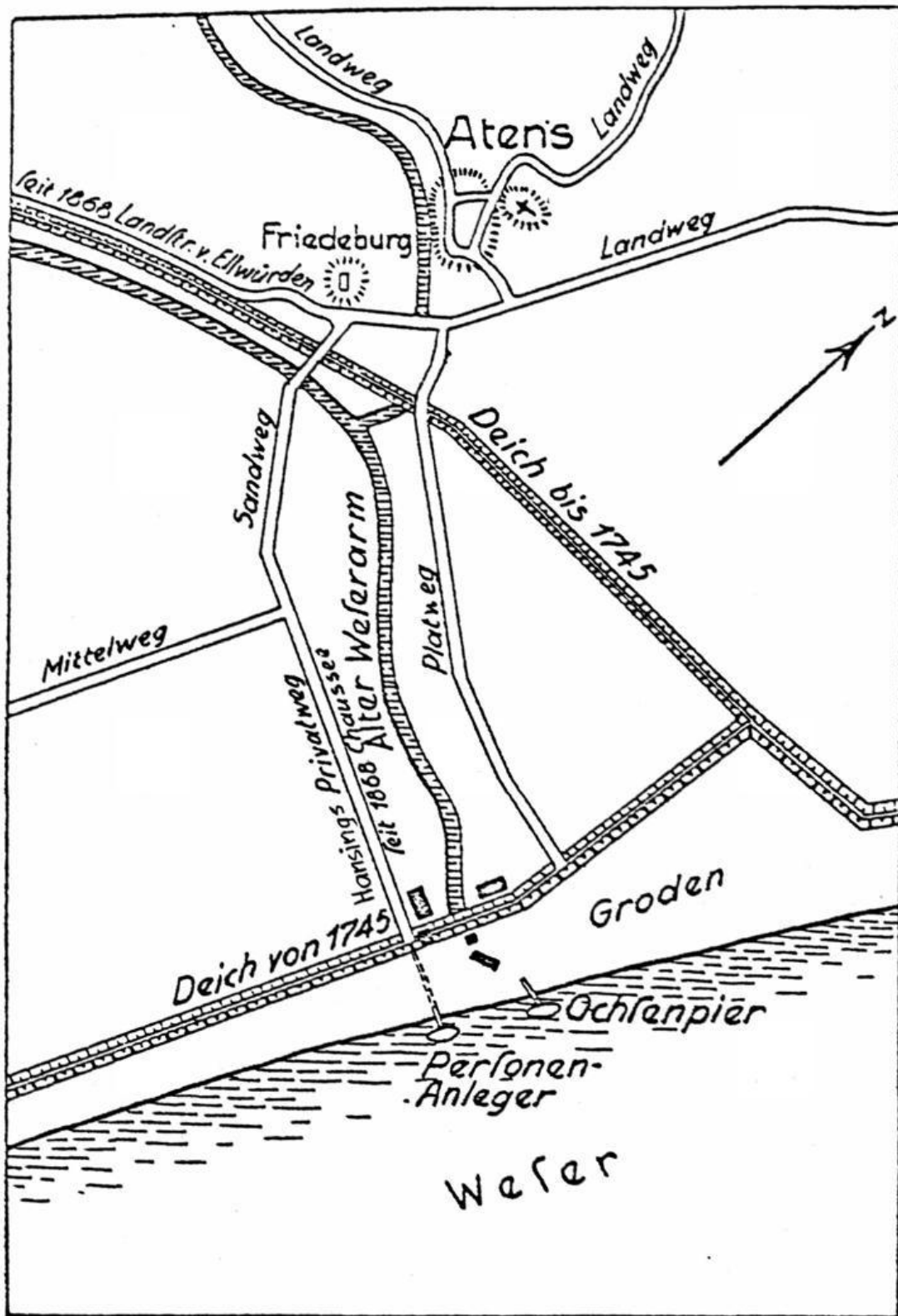


Abb. 6: Kartenskizze von Gut Nordenham an der Weser mit Personenanleger und Ochsenpier, 1864 (nach Eduard Krüger).

Nachwort

Zur Geschichte von Gut Nordenham

von Wolfgang Büsing

Wie manche Landstriche im Küstenbereich, sind auch die Ländereien von Gut Nordenham erst in neuerer Zeit dem Wasser abgerungen, als nämlich 1745/46 mehrere Mittelsände (aufgeschwemmte Weserinseln) im Gebiet der heutigen Stadt Nordenham eingedeicht wurden. Der dabei gewonnene nördliche Teil, der ehemalige Atenser Sand, aus fruchtbarem Grodenland bestehend, bildete mit 128 $\frac{4}{5}$ Jück n. M. (ca. 58 $\frac{1}{2}$ ha) zu einem Kaufpreis von 12.880 Rt. im wesentlichen den Bereich des neuen „adelig-freien“ Gutes, das mit dem Namen „Nordenham“ belegt wurde und später einmal die Keimzelle der gleichnamigen Hafenstadt werden sollte. Der Grundbesitz, westlich bis an das Dorf Atens sich ausdehnend, wurde im Norden und Westen von dem Fluß der Alten (Atenser) Gate (einem Weserarm) und im Osten von dem neuen Weserdeich begrenzt. Die Südgrenze bildeten die Ländereien des Gutes Schützfeld vom Unionpier bis zum Gebiet des ehemaligen Wasserwerkes, wo das Gut Nordenham noch um 8 $\frac{1}{4}$ Jück westlich der Gate durch Zukauf (für 742 Rt.) erweitert war.

Erste Besitzer waren 1745 Kanzleirat Friedrich Johann Kaspar Premsel sowie Justizrat und Deichgräfe Wilhelm Anton Schmidt, beide königlich dänische Beamte in Oldenburg, die 1746 an die Justiz-, Kanzlei- und Regierungsräte Friedrich Philipp Schröder und Eberhard Schreiber (seit 1755: von Schreeb) in Oldenburg weiter verkauften. 1748 ging das Gut an den Konferenzrat und Oberlanddrosten von Ahlefeld über, der die ersten Wohn- und Wirtschaftsgebäude (zwei Wohnhäuser, Scheune, Stall) errichten ließ und damit eine planmäßige Nutzung des Landes ermöglichte. 1754 wurde Johann Gottfried Levin Erdmann sein Verwalter bzw. Pächter, der soeben zum Auktionsverwalter im Stad- und Butjadingerland und der Vogtei Schwei ernannt war. Seinen Wohnsitz nahm er auf Gut Nordenham, das er im Jahre 1760 als Eigentümer erwarb und durch Ausbau und Investitionen „mit Mühe und Kosten“ nach zwanzig Jahren als „seine Schöpfung“ betrachten konnte.

Nach seinem Tode (1775) führte seine Witwe den Betrieb weiter, später unterstützt von ihrem Sohn und Nachfolger Johann Wiegand Christian Erdmann, der als junger Oldenburger Advokat bekannt wurde, als er sich 1790 zur Teilnahme mit seinen Freunden von Halem und Cordes an einer Reise nach Paris entschloß, um die „Morgenröte einer besseren Zeit“, als die ihnen die französische Revolution erschien, als Augenzeuge zu erleben. Später wurde er Maire der Stadt Oldenburg, dann Amtmann bzw. Oberamtman in



Zwischenahn und Geheimer Hofrat. Aus dem Jahre 1799 liegt anlässlich von Verheuerungsabsichten eine Gutsbeschreibung vor (Jeverische wöchentliche Anzeigen 3. 6. 1799), die die vorliegenden „Erinnerungen“ von Elimar Hansing ergänzen. Danach bestand das Gut Nordenham damals aus fast 140 Jück „des besten Marsch- und Grodenlandes, welches zur Viehzucht und zum Fettweiden ebenso gut, als zum Rapsaat, Weizen, Gärsten und sonstigen Getraidebau benutzt werden kann. Es ist dieses Gut, seit es existirt, das heist seit der Eindeichung des Atenser Grodens oder Polders im Jahr 1742 (richtig: 1746), bis jetzt noch niemals verheuert gewesen, sondern immer von den Eigenthümern sehr mäßig haushälterisch, und ordentlich benutzt worden, und daher das grüne Land sowohl, als das Pflugland, wie das Gantze überhaupt in dem besten und untadelhaftesten Stande. Die Scheunen und Wohngebäude sind zur Aufbewahrung des gewonnenen Getraides und Heues geräumig genug, daß also nichts davon in Schofen oder Wischen gelegt, und dem nachtheiligen Einfluß der Witterung ausgesetzt zu werden braucht. In den Gebäuden findet der Heuersmann ferner eine eben so bequeme als hinlänglich geräumige Wohnung, sehr vielen Keller- und Bodenraum und eine Roßmühle (Göpel) zum eigenen Gebrauch, da das Gut außer den adelichen Gerechtsamen und Privilegien auch von allen Mühlenzwang gänzlich befreiet ist. Die Ausübung der zum Gute gehörenden Jagd und Fischereygerechtigkeit wird ebenfalls dem Heuersmann mit überlassen. Die Gärten liefern eine solche Menge von dem schönsten Obst in den feinsten Sorten, daß daraus wohl 16 bis 18 Tonnen, die Tonne zu 8 Oldenburgische Scheffel gerechnet, geerntet werden. Hinter dem Gute, außerhalb des Deichs liegen an der Weser ungefähr 16 bis 18 Jück Oldenburgischer . . . Maße, Grodenland, welche dem Eigenthümer zur Erbpacht eingegeben sind, und ebenfalls mit verafterpachtet werden sollen. Da sie schon seit 20 und mehreren Jahren immer mit Vieh betrieben und nie gemähet worden, so kommen sie dem Binnenlande an Güte gleich. Die Nähe des Deichs, und die Nähe und Tiefe der Weser gerade hinter dem Gute, macht den Transport aller Producte zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung äußerst bequem, wie von der andern Seite das unmittelbar an der Gränze des Guts liegende ansehnliche Dorf Atens den Bewohnern zum mannigfaltigen Nutzen gereicht.“

Erdmann, der 1798 die Wohn- und Wirtschaftsgebäude noch erheblich renovieren ließ, verkaufte das Gut 1806 für 46.000 Rt. an den Hausmann Johann Friedrich Meenen aus Ellens. Herzog Peter Friedrich Ludwig, dem es vom Domäneninspektor (bei einem Taxat von 30 bis 32.000 Rt.) zum Ankauf empfohlen war, hatte zuvor abgelehnt. Mit dem neuen Besitzer Meenen war das Gut aus den Händen der Beamten nun in das Eigentum von Landwirten übergegangen. Meenen veräußerte das Anwesen noch im gleichen Jahre für 47.000 Rt. an den Landwirt Hinrich Gäting, dem 1808 Landwirt Menger Georg Tantz en aus Hoffe (Gemeinde Abbehausen) folgte, der bis dahin als Heuermann auf Hobensühne gewohnt hatte. Tantzen erwartete, daß die Stadt Bremen ihren neuen Hafen in Nordenham bauen werde. Er errichtete neben den vorhandenen Wirtschaftsgebäuden ein neues, für damalige Ver-



hältnisse sehr großes Wohnhaus, das später als Hinterhaus des „Friesischen Hofes“ diente und angeblich 14.000 Rt. gekostet haben soll. Als entschieden war, daß der neue Bremer Unterweserhafen nicht in Nordenham, sondern am rechten Weserufer in „Bremerhaven“ gebaut werden sollte, konnte Menger Georg Tantzen den Hof nicht halten. Die Landstelle übernahm daher 1810 sein Halbbruder Hinrich Gerhard T a n t z e n, der mit einer Tochter des Vorbesitzers Gätting verheiratet war, aber bereits 1812 starb.

Dessen nachgelassene zweite Tochter Sophie Margarethe Henriette Tantzen heiratete 1830 den Landwirt Friedrich August Hansing (1804-1880), der nun mit seiner Verheiratung das Gut Nordenham als Pächter übernahm. Da seine erste Frau schon im folgenden Jahre starb, ging Hansing 1832 eine zweite Ehe ein mit deren Cousine Catharine Margarethe Tantzen, Tochter des Hergen Tantzen, Hausmanns zu Grönland und Heering. Zwecks Erbaus-einandersetzung wurde das Gut Nordenham 1833 öffentlich meistbietend zum Verkauf gestellt. Bei dieser Versteigerung erstand Hansings Schwieger-vater Hergen Tantzen für seine Tochter Catharine Margarethe Hansing das Gut Nordenham für den billigen, nur durch den derzeitigen Geldmangel erklärbaren Preis von 17.000 Rt. Nach dem frühen Tod seiner zweiten Frau 1835 wurde Hansing für seinen Sohn Friedrich August jun. alleiniger Eigentümer der Hofstelle. Zu ihr gehörten damals 147 Jück Ländereien und 9 Jück Grodenland sowie an Gebäuden ein Wohnhaus mit massivem Vorderhaus, eine Scheune und ein zwei Stockwerke hohes Nebengebäude, wohl wegen seiner auffällig hohen spitzgiebeligen Form „Tempel“ genannt, dessen Stallgebäude bereits früher abgebrochen waren.

In Friedrich August Hansing (senior) haben wir den Großvater des Autors der hier veröffentlichten „Nordenham-Erinnerungen“ vor uns, eine der Hauptfiguren des dargestellten Personenkreises, den der Enkel respektvoll und liebevoll zugleich zu schildern weiß. Selbst Pastorensohn aus Varel, war Friedrich August Hansing (* Varel 10. 6. 1804) ein erfolgreicher Landwirt, der sich auf verschiedenen Höfen (bei Meenen in Ellens, bei Saß in Jethausen, zuletzt bei Becker in Tongern) umgesehen hatte, ehe er sich seit 1830 auf Nordenham selbständig machte. Es heißt (nach Angaben des Schwiegersohns Heinrich Heddewig), er habe 3.000 Taler eigenes Vermögen besessen und das Gut Nordenham für etwa 17.000 Taler „mit der zweiten Frau“ gekauft. Er heiratete dann noch 1836 und 1839 in dritter und vierter Ehe die Schwestern Sophie und Anna Paradies aus Atens.

Da der Sohn und Erbe des Gutes Nordenham (Friedrich August jun.) vorerst unmündig war, unterlag die Bewirtschaftung der Hofstelle noch lange der väterlichen Obhut und Sorge. Friedrich August Hansing sen. war es denn auch, der 1841 nach Abbruch von „Tempel“, Vorderhaus und Scheune erhebliche bauliche Veränderungen vornahm, die zu einer Konzentration von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden unter einem Dach durch Anbau eines gewaltigen reithgedeckten „Berges“ an das große Wohnhaus führte. Im Berg befanden sich rechts und links die Stände für das Vieh, in der Mitte die Lagerung von Heu und Getreide. Das Dach vom Haus und Berg war also in einer Flucht, daher

hatte der Berg eine Breite von 89 Fuß und faßte 500 Fuder Heu und Getreide. Damit galt das Hansingsche Haus von Gut Nordenham als das größte Bauernhaus von Stad- und Butjadingerland. Auf einer mäßigen Warf errichtet, konnte man vor der Wasserflut von 1825 aus den Stubenfenstern über den Weserdeich hinweg sehen. Neben dem Berg stand der 1853 erbaute Spieker für Ackergeräte und Kastenwagen, zwischen Spieker und Berg lag der Schweinestall.

Im Jahre 1862 übernahm der Sohn und Hoferbe Friedrich August Hansing jun. (1835-1870) die Bewirtschaftung des Gutes. Sein früher Tod 1870 jedoch stellte die Vormünder der vier Kinder und ihre Mutter sehr bald vor schwerwiegende und verantwortungsvolle Entschlüsse. Inzwischen hatte sich nämlich die neue Zeit angekündigt. Elimar Hansing schreibt: „Der Weg nach Atens, die jetzige Bahnhofstraße, wurde 1868 zu einer festen Straße ausgebaut. Diese Verkehrsverbesserung wurde notwendig, weil schon seit 1857 die „Bremer Boote“ hier beim Gut Nordenham anlegten. 1868 ließ Wilhelm Müller auf Deicheshöhe, unmittelbar am Wege zum Personenanleger und am Ende der Chaussee ein Gasthaus erbauen, den späteren Bahnhof. Es waren die ersten Zeichen einer Entwicklung, die niemand auch nur ahnen konnte.“ Da eine Eigenbewirtschaftung nicht mehr möglich war, wurde das lebende und tote Inventar 1873 verkauft. Ein Jahr später folgte die Auflösung des Gutes, die Wohn- und Wirtschaftsgebäude mit ca. 1½ ha Garten erwarb der Lloydagent und Viehhändler Wilhelm Müller und baute sie zu einer geräumigen Gaststätte mit Hotel um. Als „Friesischer Hof“ hat dieses weithin bekannte und beliebte Lokal als erstes Haus am Platz noch acht Jahrzehnte überlebt. Die Ländereien von Gut Nordenham wurden parzelliert und besiedelt. Wo einst das Vieh graste und der Pflug seine Furchen zog, reihen sich nun Häuser an Häuser, dienen Straßen und Plätze dem Verkehr. Aus „Hansings Privatweg“ wurde die Bahnhofstraße, aus dem Gutsgebäude der „Friesische Hof“, dem ersten und bedeutendsten Gebäude der Stadt Nordenham, das man auch nicht vergessen sollte, nachdem es 1954 dem Erdboden gleich gemacht wurde.

Friedrich August Hansing sen. war 1873 mit seiner Schwiegertochter und deren vier noch unmündigen Kindern nach Oldenburg in die Brüderstraße gezogen, wo er die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tode am 22. Februar 1880 verbrachte.

Sein Enkel Dr. med. Elimar Hansing (* Nordenham 12. 2. 1863, † Plön 24. 6. 1932) wurde Arzt in Hamburg und hat sich daneben als Familienchronist verdient gemacht. Ihm verdanken wir auch diese 1922 niedergeschriebenen Jugenderinnerungen auf Gut Nordenham. Sein Bruder Ferdinand Hansing (1865-1930) wurde Landwirt und errichtete 1893 auf einem Teil des väterlichen Bodens, den er zurückgekauft hatte, an der Bahnhofstraße, Ecke Mittelweg, das jetzige „Haus Hansing“, wo er eine Molkerei betrieb. Der jüngste Bruder August Hansing (1868-1944) war Kaufmann in Bückeburg.

Da das Gut Nordenham einen wesentlichen Platz in der Hansingschen Familiengeschichte einnimmt, soll hier ein kurzer Überblick über die Gesamtentwicklung des Geschlechts Hansing folgen.

Nach alter Tradition sollen die Hansings aus Mecklenburg kommen und dem Adelsgeschlecht von Vieregge entstammen. Ein Hans von Vieregge (1545-1600) soll als Student in Rostock bei einem Duell seinen Gegner erstochen haben und danach außer Landes gegangen sein. In Steinhude wurde er 1570 seßhaft und führte hier fortan den Namen Hans Hansing. Unter seinen Nachkommen bildeten sich im 17. und 18. Jahrhundert drei Hauptlinien: in Steinhude, in Hannover bzw. Hamburg und in Oldenburg. Der Enkel Heinrich Hansing (1600-1691) wurde langjähriger Bürgermeister in Steinhude, an den heute noch zwei von ihm gestiftete Kronleuchter und ein Abendmahlskelch in der Kirche erinnern. Sein gleichnamiger Sohn war Amtsschreiber seiner Vaterstadt (1653-1726).

In der nächsten Generation begegnen wir in Heinrich Hansing (1676-1753) dem ersten Pfarrer in der Familie, der über vier Jahrzehnte im schaumburg-lippischen Sülbeck amtierte. Er hat viel Schriftliches hinterlassen, so auch eine alte Familienbibel mit persönlichen Eintragungen. Von seinen 13 Kindern wurde der jüngste Sohn, Carl Heinrich Hansing (1733-1805), wieder Pastor. Als erster seines Namens war er 1761 als Hauslehrer bei einem Grafen von Schmettau nach Oldenburg gekommen, wo er 1764 die Tochter des Schreib- und Rechenmeisters Spille von der Lateinschule heiratete. Er hat dann 42 Jahre die Pfarre in Sengwarden verwaltet.

Der einzige Sohn, Bernhard Heinrich Carl Hansing (1765-1837), wurde Pastor in Varel und war als genialer und geistreicher Kanzelredner bekannt. Von ihm und seiner Frau, einer Tochter des Varelener Weinhändlers von Harten, haben sich die ältesten Porträts seiner Familie erhalten. Von seinen drei Söhnen wurde Karl Friedrich (1796-1843) Pfarrer in Holle und Bardewisch, Wilhelm (1799-1862) war Kaufmann in Varel, und Friedrich August (1804-1880) war als Gutsbesitzer in Nordenham der erste Bauer in der Familie, die sich fortan in ihren verschiedenen Zweigen vorwiegend der Landwirtschaft widmete. Durch Verschwägerung mit den einflußreichsten Familien, vor allem der oldenburgischen Wesermarsch, sowie durch Tüchtigkeit, erwarben zahlreiche Hansings große Landstellen beiderseits der Unterweser, wo sie heutzutage noch neun Bauernhöfe bewirtschaften.

Carl Hansing (1829-1905) ging 1856 als Farmer nach Minnesota in Nordamerika. Sein Bruder Gustav (1831-1873) erwarb eine Hofstelle in Lanhausen bei Bremerhaven und wurde damit Stammvater der heute noch im Kreis Wesermünde lebenden Hansings. Seine Söhne Carl, Wilhelm und Gustav wurden später Landwirte in Lanhausen, Büttel und Fleeste; Heinrich wurde Arzt in Stollhamm, danach in Itzehoe.

Stammvater der Butjadinger Familienzweige war der erwähnte Friedrich August Hansing auf Gut Nordenham, dem späteren „Friesischen Hof“, dessen Ländereien von der Friedeburg bis zum Weserdeich reichten. Nachfolger wurde der Enkel Ferdinand Hansing (1865-1930), der das jetzige „Haus Han-

sing“ an der Bahnhofstraße in Nordenham errichtete; er betrieb auch eine umfangreiche Molkerei und Käserei. Für die Schnell dampfer des Norddeutschen Lloyd lieferte er als Spezialität den Camembert „Lloyd-Käse“. Sein Bruder Elimar (1863-1932) war Arzt in Hamburg; er legte die erste Familienchronik an.

Friedrich Augusts ältester Sohn Bernhard Hinrich Hansing (1831-1902) war erst Pächter von Gut Schützfeld und später Eigentümer der Hofstelle Stick zu Tossens; er war nicht nur ein tüchtiger Landwirt, sondern zugleich Gemeindevorsteher und Mitglied des Landtags. Unter seinen zahlreichen Nachkommen finden wir Hofbesitzer in Isens, Waddens, Stick und Langwarden; andere sind erfolgreiche Kaufleute geworden. Landwirt Enno Hansing in Isens, heute in Nordenham, Vorsitzender des Rühringer Heimatbundes, ist derzeitiger Repräsentant der Gesamtfamilie; ihm verdankt der Herausgeber wichtige Hinweise.

Literatur:

- Wolfgang Büsing: Die oldenburgischen Staatsdiener aus der Familie Erdmann (Der Oldenburgische Hauskalender 1989, S. 53-55)
- Enno Hansing: Zur Geschichte des oldenburgischen Pastoren- und Bauerngeschlechts Hansing, Isens (o.J.), Msch.
- Eduard Krüger: Wilhelm Müller (1821-1899), der Gründer der Stadt Nordenham (Oldenburgische Familienkunde, Jg. 8, 1966, Heft 3, S. 351-376)
- Richard Tantzen: Die Eindeichung der Mittelsände bei Nordenham und die Grundeigentümer (Oldenburger Jahrbuch 36, 1932, S. 5-33)



Abb. 7 u. 8: Der aus dem Gutshof Nordenham hervorgegangene „Friesische Hof“, oben in einer frühen Aufnahme etwa 1876, unten nach verschiedenen Erweiterungsbauten 1954 kurz vor dem Abbruch.



Abb. 9: Großvater Friedrich August Hansing sen. (1804-1880) mit dem Enkel Elimar Hansing (1863-1932).

Jahresbericht der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde für 1990

Die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde (OGF) kann wiederum auf ein Jahr erfolgreicher Tätigkeit zurückblicken. Die Schriftenreihe „Oldenburgische Familienkunde“ erschien im 32. Jahrgang mit folgenden Beiträgen: Dr. Harald Schieckel bearbeitete in Heft 1 „Familiengeschichtliche und autobiographische Aufzeichnungen des oldenburgischen Ministers Günther Jansen (1831-1914)“; Heft 2/3 schildert „Gut Nordenham in Butjadingen“ nach den Erinnerungen von Dr. med. Elimar Hansing aus den Jahren 1863-1873, dazu ein Nachwort von Wolfgang Büsing „Zur Geschichte von Gut Nordenham“; ebenso aus der Feder von Wolfgang Büsing stammt Heft 4 „Herkunft und Familie des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschner (1618-1678)“.

Eine Reihe weiterer Forschungsergebnisse zeugt von einem erfreulichen Einsatz unseres Mitgliederkreises: Heinrich Aufderheide stellte das Buch „Wildeshausen in alten Ansichten“ zusammen; Ltd. Archivdirektor Dr. Albrecht Eckhardt bearbeitete die beiden Findbücher (33/34) „Archivalien zur Geschichte des Landesteils Lübeck (Eutin) im Staatsarchiv in Oldenburg“; Dierk Feye legte seine Dorfchronik „Großenkneten in alter und neuer Zeit“ vor; Hans Hermann Francksen gab den dritten Band seiner „Siedlungsgeschichte Langwarden-Tossens“ mit der Bauerschaft Düke und Roddens heraus; Volkmar Häseker lieferte nach seiner Kirchenbuchverkartung von Stuhr zahlreiche Familienstammtafeln aus diesem Kirchspiel; Dr. Christian Friedrich Logemann schrieb den Beitrag „Zur Geschichte der Familie Logemann“ (in Delmenhorst); Kurt Müsegades veröffentlichte sein neues Buch „Stenum, Rethorn, Schierbrok, Dörfer um den Stenum Wald“; Dr. Ernst Schärfe verfaßte eine „Ahnenliste Meiners“.

Die Vortragsreihe der OGF wurde wiederum mit 6 Veranstaltungen fortgesetzt:

- 303 Rektor i. R. Gerold Meiners, Berne: „Die Anfänge der Stedinger Schiffahrtsgeschichte und die Walfang-Compagnie im 19. Jahrhundert“ (13. 1. 1990)
- 304 Verwaltungsdirektor i. R. Kurt Müsegades, Ganderkesee: „Episoden aus der Geschichte der Familie Müsegades und der Welsburg - Wie aus einer Gans ein Schwan wurde“ (10. 2. 1990)



- 305 Realschullehrerin Margarethe Pauly, Rastede: „Die Wassermühle in Rastede - Beiträge zur Hof- und Familiengeschichte“ (10. 3. 1990, mit Lichtbildern)
- 306 Genealogische Exkursion nach Jeddelloh auf den Hof von Johann Diedrich zu Jeddelloh, dort u. a. Vortrag von Karl-Wilhelm Karbe, Bremen: „Der Stammhof des Geschlechts zu Jeddelloh - geschichtliche Entwicklung eines Ammerländer Hausmannshofes“ (28. 4. 1990)
- 307 Realschullehrer Dierk Feye, Varel: „Eschbauernhöfe und Namengebung in Großenkneten“ (13. 10. 1990, mit Lichtbildern)
- 308 Apotheker Wolfgang Büsing, Oldenburg: „Herkunft und Familie des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschner (1618-1678)“ (10. 11. 1990, mit Lichtbildern)

Den über hundert Teilnehmern hat vor allem der genealogische Ausflug nach Jeddelloh viel Freude gebracht, wo wir auf freundliche Einladung von Baum-schulenbesitzer Johann Diedrich zu Jeddelloh Gast auf dessen großartiger Hofstätte waren. Einen besonderen Akzent gab der Veranstaltung die Direktorin der Oldenburgischen Landschaft, Frau Ursula Maria Schute, mit der Verleihung der Landschaftsmedaille an den Vorsitzenden der OGF, Wolfgang Büsing, für „Verdienste um die Erforschung der Familiengeschichte des Oldenburger Landes“.

Die OGF war durch ihren Vorsitzenden im September 1990 auf dem 42. Deutschen Genealogentag in Erlangen sowie in Bremen auf der Jahrestagung der Familienkundlichen Kommission für Niedersachsen und Bremen vertreten. Im Rahmen der deutsch-holländischen Freundschaftsbeziehungen genealogischer Vereine beider Länder hielt Wolfgang Büsing am 3. November 1990 vor der „Werkgroep Genealogisch Onderzoek Duitsland“ in Utrecht einen Vortrag über Studentenstambücher.

Der Arbeitskreis für Kirchenbuchverkartung trat am 3. März 1990 zu einer Arbeitstagung in Varel zusammen, um unter der Leitung von Dierk Feye Erfahrungen mit der Computer-Genealogie auszutauschen.

Aus dem Mitgliederkreis können wir, soweit uns bekannt geworden, wieder von verschiedenen Jubilaren berichten. 90 Jahre alt wurde Theodor Francksen; 85 Jahre: Richard Hoyer und Prof. Dr. Helene Ramsauer; 80 Jahre: Dr. Heinrich Munderloh, Dr. Walter Schaub, Henny Sosath und Generalleutnant a.D. Otto Uechtritz; 75 Jahre: Werner Barre, Dr. Johannes Buss und Konrad Feldhusen; 70 Jahre: Franz Joseph Goldmann, Johann Gorath, Margarete Gritschneider, Willemina Krüger, Marie Sophie Lampe, Anita Nothnagel, Dr. Harald Schieckel und Hans Georg Volkhardt; 65 Jahre: Prof. Dr. Kurt Asche, Konrad Forche, Günther Harbers, Christa Karbe, Ricklef Orth und Ernst Wübbenhorst. Allen Jubilaren gelten unsere besten Glückwünsche.



1990 verlor die OGF 15 Mitglieder:

Edo Ahrien, Oldenburg († 3. 10. 1990)
Günther Becker, Oldenburg
Susanne Famulla, Oldenburg
Gunda Garms, Oldenburg
Richard Gorath, Oldenburg
Karl König, Oldenburg († 14. 9. 1990)
Ralf Looock, Hamburg
Wilfried Niemann, Westerstede
Edeltraud Pape, Oldenburg († 17. 6. 1990)
Max Rogge, Oldenburg († 24. 6. 1990)
Diedrich Schnelle, Oppenheim
Elisabeth Stüve, Oldenburg
Hans Tapken, Jaderberg
H.M.W. Mosle Winter, Charlemont, USA
Klaus Zülcke, Oldenburg

Das lfd. Jahr brachte uns dagegen 16 neue Mitglieder, die wir herzlich begrüßen:

Ahlers, Hartwig, Drosselweg 3, 2875 Ganderkesee 1
Alfs, Heiko, Bürstel, Sykstraße 8, 2875 Ganderkesee 1
Diers, Gerold, Einhornweg 21, 2904 Sandkrug
Hagstedt, Alfred, Rethorn, Hohenkamp 66a, 2875 Ganderkesee 2
Heitzhausen, Erich, Stenum, Dorfring 7, 2875 Ganderkesee 2
Herms, Otto, Kornstraße 56, 2900 Oldenburg
Janßen, Ewald, Rodenkirchen-Absen, Alma-Rogge-Str. 5, 2883 Stadland 1
Kayser, Friedrich, Dr. med., Dietrichsweg 55a, 2900 Oldenburg
Meerpohl, Ludger, Hundsmühler Str. 33c, 2900 Oldenburg
Müsegades, Alfred, Havekost, 2875 Ganderkesee 1
Pauly, Margarethe, Grasweg 3, 2902 Rastede
Ripken, Gerd, Sonnenstr. 25, 2900 Oldenburg
Schärfe, Ernst, Dr. rer. nat., Talfeldstr. 25, 7950 Biberach a.d. Riß
Siebel, Rolf, Quellenweg 26b, 2900 Oldenburg
Trustädt, Margarete, Hundsmühler Str. 81 A, 2900 Oldenburg
Unverzagt, Wilfried, Binningerstr. 30, CH-4103 Bottmingen/BL, Schweiz

Ende 1990 beträgt unsere Mitgliederzahl 306 Personen.

Wie immer bitten wir an dieser Stelle um die baldige Überweisung des Jahresbeitrags für 1991. Wie bereits durch Rundschreiben bekannt gegeben, weisen wir erneut darauf hin, daß der Vorstand sich veranlaßt sieht, den Jahresbeitrag ab 1991 auf DM 25,- anzuheben. In Anbetracht der Tatsache, daß wir die Beitragshöhe seit 11 Jahren (1980-1990) mit DM 20,- unverändert gehalten haben, obwohl mehrfache Erhöhungen im Druckgewerbe

wie auch der Postgebühren unsere Kasse stark belasten, hoffen wir auf Ihr freundliches Verständnis. Im Vergleich mit anderen Vereinen bei entsprechender Leistung liegen wir mit 25,- DM Jahresbeitrag immer noch extrem niedrig. Bitte überweisen Sie auf unser Konto Nr. 144 16085 00 bei der Oldenburgischen Landesbank (BLZ 280 200 50). (Das Postscheckkonto dieser Bank lautet 319-302 Hannover).

Wolfgang Büsing, Vorsitzender
Lerigauweg 14, 2900 Oldenburg

Wir empfehlen unseren Lesern:

Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung):

Hefte 33 u. 34: Archivalien zur Geschichte des Landesteils Lübeck (Eutin) im Staatsarchiv in Oldenburg (um 1630/1773-1937), bearb. von Albrecht Eckhardt, Oldenburg 1989/1990, insgesamt 899 Seiten, brosch., zus. DM 48,-.

Heft 35: Herrschaft Jever, Findbuch zu den Beständen 90 bis 104, bearb. von Friedrich-Wilhelm Schaer, Oldenburg 1990, 407 Seiten, brosch., DM 26,-.

Der Familienforscher wird als Archivbenutzer die Mitteilung begrüßen, daß die Reihe der Findbücher aus dem Staatsarchiv Oldenburg um drei wichtige und gewichtige Bände ergänzt wurde, wofür den Bearbeitern wie auch dem Staatsarchiv sehr zu danken ist. Zunächst handelt es sich um das Inventar der Archivalien zur Geschichte des Landesteils Lübeck (Eutin) von 1600 bis 1937. Allein schon der Umfang dieses zwei Bände („Heft“ 33 u. 34) ausmachenden Werkes mit insgesamt 899 Seiten zeugt von einer enormen Arbeitsleistung des Bearbeiters und seiner Helfer. Einführend werden die komplizierten Besitzverhältnisse und -veränderungen des ehemaligen Hochstifts und späteren Fürstentums bzw. oldenburgischen Landesteils Lübeck sowie die daraus erwachsene differenzierte Archivalienüberlieferung und Archiventwicklung dargestellt, wonach die wesentlichen Aktenbestände von Eutin sukzessive nach Oldenburg in das Oldenburgische Haus- und Zentralarchiv (Staatsarchiv) überführt wurden. Es ist einleuchtend, daß der überwiegende Teil der Archivalien aus der Zeit der Zugehörigkeit des Landesteils Lübeck (Eutin) zu Oldenburg (1773-1937) stammt. Dieser Gemeinsamkeit von Oldenburg und Eutin entsprachen zahlreiche Wechselbeziehungen beider

Landesteile, die ihren Niederschlag auch in genealogisch-familiären Bindungen fanden. Die Fülle des Materials aus allen Bereichen von Verwaltung, Justiz, Kirche und Schulen, Militär und Diplomatie, wie auch von Nachlässen der (Groß-)Herzöge und bedeutender Beamten läßt eine Aufzählung von Einzelheiten nicht zu. Vielmehr sei der Benutzer anhand der umfangreichen Register (74 Seiten Personen- und geographischer Index, 111 Seiten Sachindex!) angeregt, immer wieder neue Sachverhalte zu finden und eigene Entdeckungen zu machen. Einige Bestände gehören zum Oldenburgischen Hausarchiv und bedürfen der Benutzungsgenehmigung seitens der Herzoglich Oldenburgischen Verwaltung.

Das Findbuch für die Bestände der „Herrschaft Jever“ (Heft 35) umfaßt den Zeitraum vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zur französischen Epoche 1815 und schließt damit an das bereits vorliegende Findbuch (Heft 30) vom „Amt Jever“ (1814-1878) an. Schon der 32 Seiten umfassende Personenindex, dem noch ein geographischer und ein Sachindex folgen, zeigt die große Bedeutung dieses Bandes für die jeveländische Familiengeschichtsforschung. Diesen Eindruck bestätigt eine Durchsicht der mit gewohnter Präzision des Verf. erarbeiteten Beständeübersicht. Den Genealogen interessieren insbesondere die umfangreichen Personalakten (Best. 90-7) der im Hof- und Staatsdienst angestellten Personen aus Verwaltung, Justiz, Schule, Geistlichkeit und Militär, von Ärzten, Juristen, Förstern, Hofhandwerkern, vom Statthalter bis zum Weinschenken und Schloßmädchen. Wichtig sind auch Steuer- und Abgabenregister des 16. bis 18. Jahrhunderts (Best. 90 Ab u. 90-12), Mannzahlregister des 17. Jahrhunderts (Best. 103) sowie die Testamente und Zivilprozesse der Landgerichtsakten (Best. 104). Aus dem trotz erheblicher kriegsbedingter Verluste noch immer reichen Material sei auch hingewiesen auf Akten der Hofhaltung, der Domänen (Best. 90-8), der adelig freien Güter (Best. 90-11), des Kirchen-, Schul- und Armenwesens (Best. 90-15), des Deich- und Sielwesens (Best. 90-16) sowie auf Regierungsberichte der Beamten. Gleich eingangs findet sich übrigens ein Torflieferungsregister zu Hexenverbrennungen von 1543 (Best. 90 Ab Nr. 5). Ergänzend seien hier auch die schon vor Jahren erschienen Findbücher (20-25) für das Stadtarchiv Jever erwähnt.

Wolfgang Büsing

175 Jahre Oberlandesgericht Oldenburg, 1814 Oberappellationsgericht - Oberlandesgericht 1989, Festschrift, Carl Heymanns Verlag, Köln u. a., 1989, XV + 724 Seiten, 37 Abb., Leinen, DM 220,-.

Auch die Rechts- und Gerichtsgeschichte ist wie alle Geschichte im Kern Personengeschichte. So bringen auch speziell juristische Festschriften meist auch etwas zur Genealogie und Biographie, eben von Juristen. Gerade in



jüngster Zeit sind insoweit reichhaltige Werke erschienen, nämlich „Rechtswissenschaft in Göttingen. Göttinger Juristen aus 250 Jahren“, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1988, 568 S., DM 74,-, und „Juristen im Portrait. Verlag und Autoren in vier Jahrzehnten. Festschrift zum 225jährigen Jubiläum des Verlages C.H. Beck“, München 1988, 771 S., DM 58,- (Besprechung beider Werke in: Archiv für Sippenforschung, 55. Jg. H. 115/1989, S. 236-238).

Auch zur speziell oldenburgischen Juristenbiographie liegen schon bedeutende Arbeiten vor. In der „Oldb. Familienkunde“ z. B. sind aus der Feder namhafter oldenburgischer Juristen erschienen: „Gerhard Christian Groskopf (1803-1876), Ein oldenburgischer Advokat von Format“ von Werner Hülle (4. Bd., Jg. 18/1976, S. 330-338) und „Gerhard Anton von Halem (1752-1819)“ von Karl Steinhoff (5. Bd., Jg. 22/1980, S. 145-167).

Hierzu fügt nun die vorliegende stattliche Festschrift mehrere wertvolle oldenburgische Juristenbiographien hinzu, nämlich von Wilhelm Hamann, „Christian Ludwig Runde (1773-1849)“, S. 43-68, und von Walter Ordemann präzise Kurzbiographien der Gerichtspräsidenten von Berg (1765-1843), S. 16-23, und von Beaulieu-Marconnay (1815-1889), S. 23-27. Auch Gerhard Haack bringt mehrere ausgearbeitete Kurzbiographien, so von Gottlieb Planck (1824-1910), der sowohl im Göttinger (S. 298 ff.) als auch im Oldenburger Werk (S. 442-443) dargestellt ist.

Aber auch die meisten anderen geschichtlichen Überblicke enthalten zahlreiche Personenerwähnungen. Von besonderem personengeschichtlichen Wert sind die Liste der Präsidenten des Landgerichts Oldenburg (S. 417) und die „Personalverzeichnisse“ (S. 725-742) mit 408 Namen, z. T. mit Geburtsjahr und/oder Amtsjahren, aber stets ohne Todesjahr. Für 18 bedeutende Oldenburger gibt es kleine Porträtabbildungen (S. 42, 213-214, 322, 394, 567). Der Familienforscher und Biograph bedauert allerdings, daß das namenreiche Werk kein Namenregister aufweist. Reizvoll wäre gewesen, wenn in dem kurzen Beitrag „Frauen in der Justiz“ (S. 571-573) der Frage nachgegangen worden wäre, wer wohl die erste oldenburgische Juristin überhaupt war.

Zusammenfassend ist zu begrüßen, daß die oldenburgische Biographie durch diese Festschrift sowohl wertvolle Bereicherungen als auch weitere Anstöße erfahren hat. Denn sie läßt erkennen, daß noch manche interessante oldenburgische Juristenpersönlichkeiten der biographischen Bearbeitung harren. Vor allem läßt der nun vorliegende Bestand noch verstreuter Biographien oldenburgischer Juristen die Hoffnung aufkommen, daß diese bald einmal nach dem großen Vorbild von Erik Wolfs „Große Rechtsdenker der deutschen Geistesgeschichte“ zu einem biographischen Querschnitt der oldenburgischen Rechts- und Kulturgeschichte gesammelt und vereinigt werden mögen.

Dr. jur. Gerold Schmidt, Bonn

Oldenburgische Familienkunde



Herausgegeben von dem Oldenburger Landesverein für
Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V.
durch die „Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde“
von Wolfgang Büsing, Lerigaumweg 14, 2900 Oldenburg

Jahrgang 32

Heft 4

Dezember 1990



Wolfgang Büsing

Herkunft und Familie des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschner (1618-1678)

Jahresbericht 1990





Abb. 2: Nicolaus Pfretzschner (* Oelsnitz 7. 11. 1599, † Dresden 29. 12. 1667) vom Oelsnitzer Familienzweig, Rechtsgelehrter und kurfürstlich sächsischer Justitierrat, Herr über mehrere Güter und in den rittermäßigen Reichsadelsstand erhoben. Kupferstich von 1663 (vgl. Anm. 31).

Abb. 1 auf der Titelseite: Wappen Pfretzschner (vgl. S. 318).

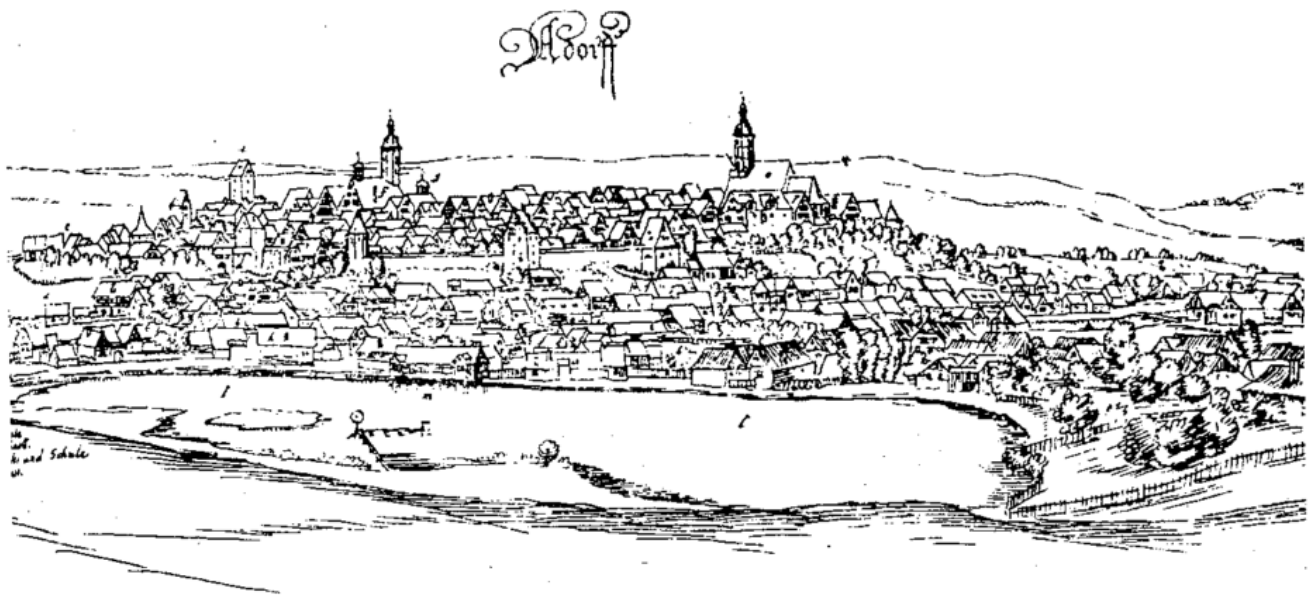


Abb. 3: Ansicht von Adorf etwa 1629/30, nach einer Federzeichnung von W. Dilich.

Herkunft und Familie des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschner (1618-1678)

von Wolfgang Büsing

Bei seiner historischen Arbeit ist der Familienforscher bekanntlich von vielerlei Zufällen abhängig. Trifft er das eine Mal auf eine bodenständige Familie mit jahrhundertelanger Seßhaftigkeit am gleichen Platze, so kennzeichnet ein anderes Mal die Ermittlungen vielleicht der häufige Wechsel der Wohnorte und Landschaften als Folge beruflicher Zwänge, günstiger Handelsbeziehungen, politischer Ereignisse, konfessioneller Bedingungen oder auch einfach infolge zwischenmenschlicher Bindungen, denen man einst ausgesetzt war. So führen die Nachforschungen bisweilen weit über die engeren heimatlichen Grenzen hinaus. Sicher liegt gerade darin ein besonderer Reiz, nach den Gründen solch wechselhafter oder weiträumiger Entwicklungen zu fragen. Am Beispiel der Familie Pfretzschner soll hier gezeigt werden, auf welchen Wegen oder Umwegen und aus welchen Gründen dieses ursprünglich vogtländische Geschlecht ins Oldenburgische kam.

Das Städtchen Adorf im südlichen Vogtland, unweit der böhmischen Grenze, liegt am Elstergebirge, das die Höhenrücken von Fichtelgebirge und Erzgebirge verbindet, eingebettet im Tale der Weißen Elster, die als Hauptfluß des westlichen Sachsens der Saale zustrebt. Adorf war auf halbem Wege zwischen Eger und Plauen einst ein wichtiger Knotenpunkt sächsisch-böhmi-

scher Handelsbeziehungen und daher eine alte Fuhrmannsstadt. Später siedelte sich auch der Musikinstrumentenbau hier an, dem in der Pfretzschner-schen Familiengeschichte eine besondere Bedeutung zukam.

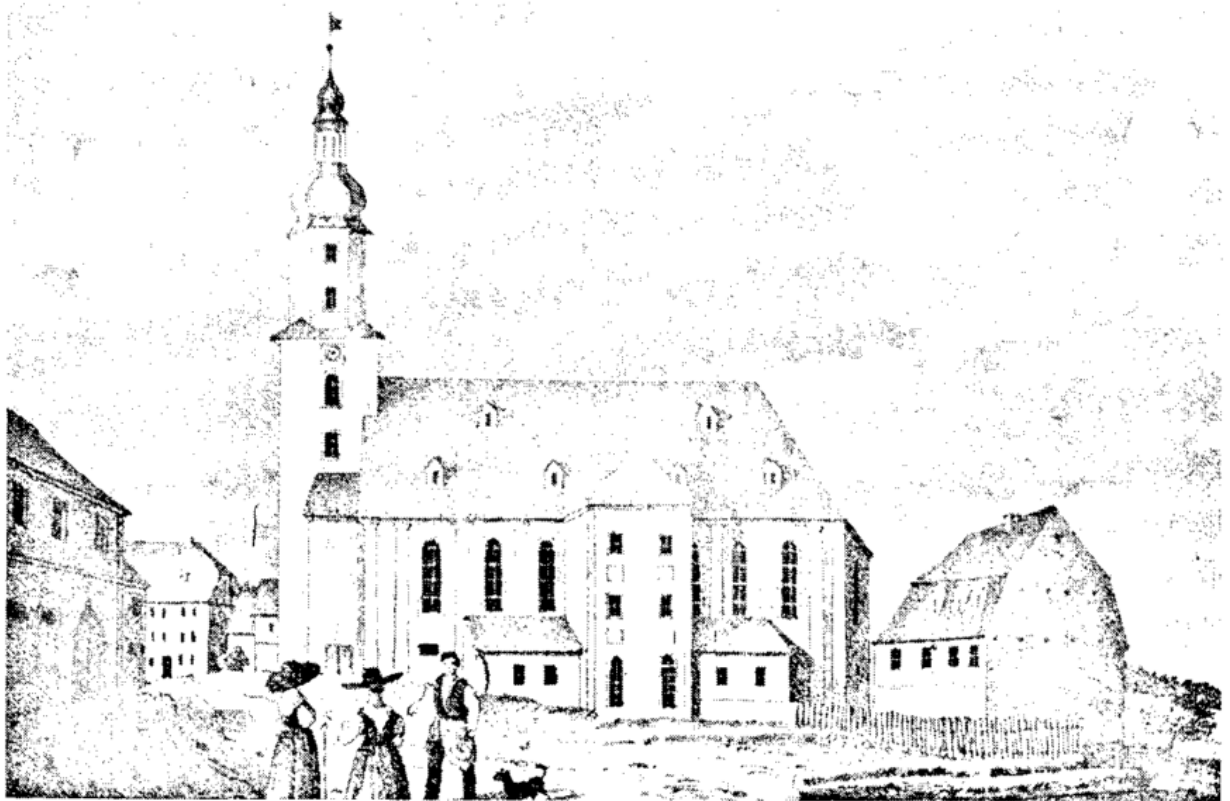


Abb. 4: Michaeliskirche in Adorf, erbaut 1777-83, Turm von 1788 (die vorherige Kirche mit dem Pfretzschnerschen Epitaph wurde 1768 durch Brand zerstört).

In Adorf beginnen die Spuren des hier dargestellten Familienzweiges Pfretzschner. In den Türkensteuerlisten¹ von 1531 und 1542 wird schon ein Hans Pfroschner/Pfrotschner zu Adorf erwähnt, der vielleicht der Großvater des bisherigen gesicherten Stammvaters der Adorfer Linie war. Dieser Stammvater Johannes Pfretzschner war, wie es in der Leichenpredigt² seines Sohnes heißt, „ein sehr gelehrter Mann“, der ab 1573 in Leipzig und ab Juli 1578 in Wittenberg studiert hatte (mit der ausdrücklichen Herkunftsangabe Adorfensis), ehe er dann anschließend 28 Jahre lang der Schule seiner Heimatstadt „mit großem Lob“ vorstand und „viel gelehrte Leute erzo-gen“ hat. Als er sich dann zur Ruhe setzen wollte und das Rektorat übergab, wurde er in den Ratsstand erhoben und zum Bürgermeister gewählt. Es heißt, er habe diesem Amte „auch mit solcher Treue und Fürsichtigkeit biß an sein Ende fürgestanden, daß er bey der Gemeine ein herrliches Lob und Zeugnis hinter sich gelassen, wie das ihm zu ehren auffgerichtete Epitaphium“ in der Stadtkirche zu Adorf bezeuge. Leider ist diese Kirche 1768 durch einen Brand zerstört worden, der auch das Pfretzschnersche Epitaph vernichtete. Pfretzschner war mit Elisabeth Löwe, Tochter des Adorfer Stadtkämmerers Nicolaus Löwe³, verheiratet. Ein Sohn, von mehr Kindern wissen wir nicht, setzte die Familie fort:

Der Rektor und Arzt Dr. med. Johann Pfretzschner zu Tirschenreuth und Dessau

Johann Pfretzschner wurde am 5. November 1586 in Adorf geboren. Von seinem Vater wurde er „von Jugend auf zum studiren angeführet“, was bedeutet, daß er ihn zunächst selbst unterrichtete. Im 12. Lebensjahr, also 1598, kam er in die Schule nach Karlsbad, deren Rektor wie auch Konrektor einst seines Vaters Schüler gewesen waren. In Karlsbad, dessen berühmte

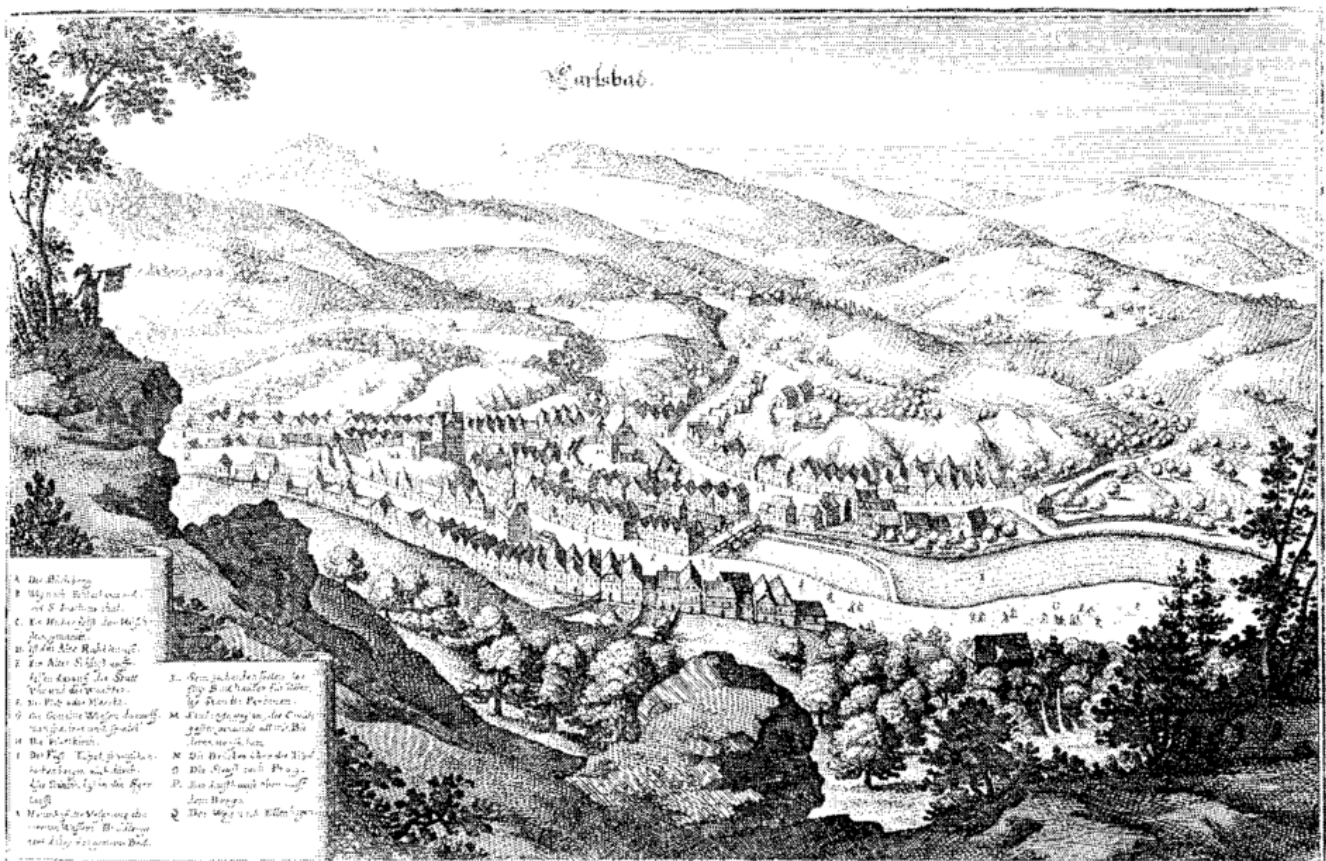


Abb. 5: Ansicht von Karlsbad, 17. Jahrhundert.

Quellen die im Engtal der Tepl zwischen Waldhängen sich reizvoll hinziehende Stadt schon früh zu einem Weltkurort entwickeln ließen, erlebte der aufgeweckte Knabe mit den hier zu Gast weilenden Monarchen, Fürsten, Heerführern, Dichtern und Künstlern zum erstenmal einen Hauch internationalen Gepräges. Lag dieser Ort noch im heimatlichen Umkreis, wenn auch jenseits des Erzgebirges auf böhmischer Seite, so führte ihn die nächste Station in eine entferntere Landschaft, als man ihn auf das Gymnasium nach



Abb. 6: Ansicht von Eisleben, 17. Jahrhundert.

Eisleben im östlichen Harzvorland schickte. An dieser Stätte, die als Luthers Geburts- und Sterbeort eine magische Ausstrahlung auf die protestantische Welt ausübte, fand er die besondere Förderung und Zuwendung des Rektors Grauer, der „den jungen Pfretzschnerum sehr geliebet“.

Im 16. Jahr seines Alters, 1602, ging er, wie einst sein Vater, zum Studium nach Leipzig. Diese bedeutende Stadt des Handels und der Wissenschaft, in der er sich an die sechs Jahre aufhielt, hat ihn in besonderem Maße geprägt. An der berühmten Universität belegte er nach den allgemeinen Studienfächern die medizinische Fakultät. Um seine medizinischen Kenntnisse noch weiter zu ergänzen, bezog Pfretzschner 1608 für ein Jahr, ebenfalls wie vordem sein Vater, die Universität Wittenberg, wo er vor allem die Vorlesungen und Übungen des Mediziners Dr. Daniel Sennertus besuchte und zudem die Freundschaft dieses damals berühmten Mannes gewann, mit dem ihn fortan eine lebenslange Korrespondenz verband.

Zum Abschluß seiner Studien ging er 1609 nach Basel, um „den gradum Doctoratus daselbst anzunehmen“. So verfaßte er eine Dissertation⁴ mit dem Titel „De Podagra“ (Über Fußgicht), mit welcher er am 29. August gleichen



Die Stadt Leipzig.

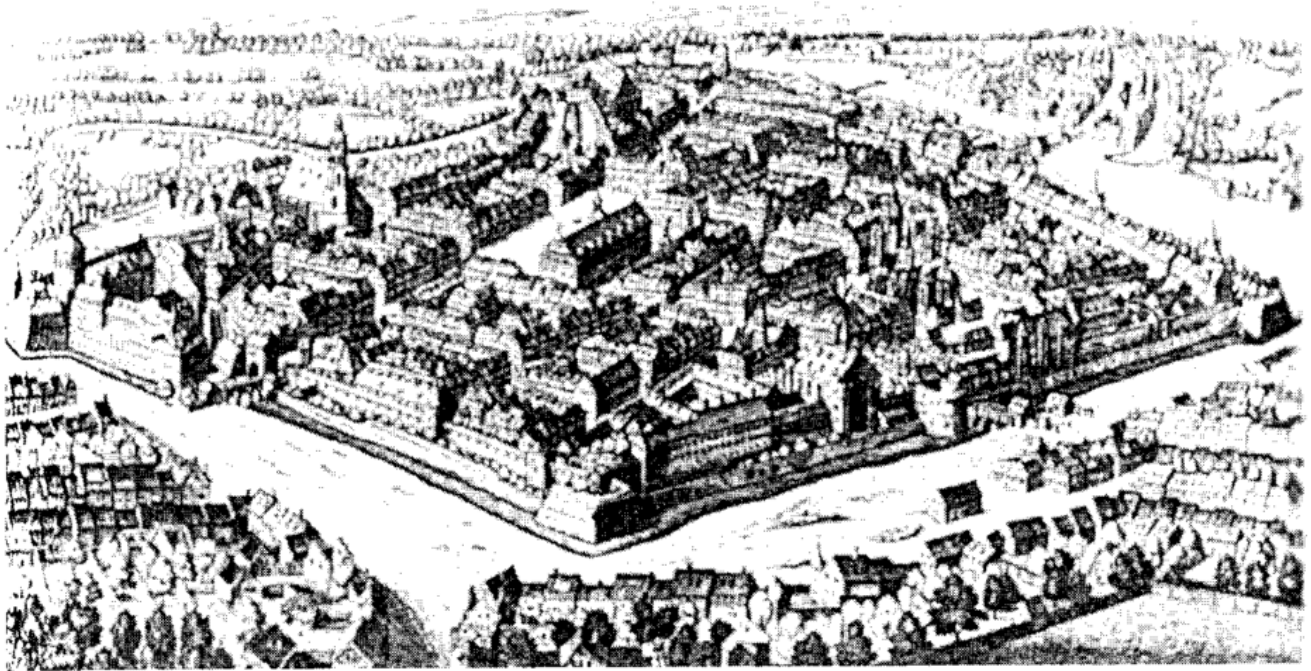


Abb. 7. u. 8: oben: Ansicht von Leipzig 1614; unten: Ansicht von Wittenberg, 1546.

Jahres unter dem Dekanat des Medizin-Professors und Anatomen Caspar Bauhinus nach öffentlicher Disputation und einem gewissenhaften, glänzenden Examen rühmlichst promoviert wurde.



Abb. 9: Ansicht von Basel, Kupferstich von Merian 1642.

Der Promotionsakt war eine feierliche Handlung, die nach gewissen Regeln ablief (hier dargestellt⁵ nach den Verhältnissen an der Universität Mainz, 1663; in gleicher oder ähnlicher Weise pflegte der Actus auch sonst abzulaufen). Auf vorherige Einladungen holten zur festgesetzten Stunde Musiker und Trompetenbläser, denen man in der Wohnung des Doktoranden bereits einen Frühtrunk spendete, diesen und den Promotor in ihren Behausungen ab und geleitete beide in den geschmückten Promotionssaal. Es pflegten ferner zu erscheinen der Rektor magnificus, der Dekan, sofern er nicht zugleich Promotor war, der Kanzler der Universität sowie der Pedell. Die Mitglieder der medizinischen Fakultät und die sonstigen Würdenträger der Universität waren mit Talaren und Baretten bekleidet. Es begann mit Musik und einleitenden Worten, dann folgten die rühmliche Nennung des Kandidaten und eine Rede des Promotors. Weiter Musik, Vortrag des Doktoranden, Zergliederung des Dokorthemas in seine Einheiten; der Promotor bittet den Kanzler, die Doktorpromotion vornehmen zu dürfen; der Kanzler gibt die Erlaubnis; die Promotion selbst; die feierliche Ernennung zum Doktor; der Kandidat besteigt auf Geheiß des Promotors das apollinische Katheder; empfängt von diesem ein geöffnetes, dann ein geschlossenes Buch, ersteres, damit er von dem Inhalt, d. h. von seiner Wissenschaft Kenntnis nimmt, letzteres, damit er den Inhalt der gelesenen Bücher dem Gedächtnis einprägt; den Doktorhut, das Schwert, den goldenen Ring, den Kuß des Friedens und der Freundschaft. Den Glanz der Zeremonie erhöhen brennende Fackeln. Nach den Förmlichkeiten ertönten die Trompeten. Dann begrüßten Knaben mit lateinischen Gedichten den Promotor, darauf den neuen Doktor. Zum Schluß dankte der Promotor Gott, den Theologen, Juristen, Medizinern und Philoso-

phen, dem Stadtrat, den anwesenden Studenten, Gästen, Zuschauern und den Pedellen. Nach Beendigung der feierlichen Promotion geleiteten Trompeter und Musiker den neuen Doktor zu seinem Heim oder einem Gasthaus zurück, wo der Doktorschmaus die Akademiker mehrere Stunden vereinigte.



Abb. 10: Doktor-Promotion im 16. Jahrhundert: Der Doktorhut wird überreicht und der Doktorring angesteckt. Holzschnitt von H. Weidlitz (aus Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1989, S. 71).

So etwa darf man sich den Hergang auch in Basel vorstellen. Es ist überliefert², daß Pfretzschners feierlicher Promotion eine Reihe „hochgeborener“ Herren beiwohnten, so der Fürst Otto, Landgraf zu Hessen, zwei Freiherren von Waldstein aus altem böhmischen Adel (dem auch der kaiserliche Feldherr Wallenstein, Herzog von Friedland, angehörte), sodann zwei ungarische Freiherren und „viel andere von Adel, Doctores und fürnehme Leute“.

Pfretzschners Dissertation „De Podagra“, in einem gedruckten Exemplar in der Universitätsbibliothek Basel noch vorhanden, ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Sie trägt auf dem Titelblatt das Datum 16. August 1609, das war vermutlich der Zeitpunkt der Disputation. Pfretzschner widmete seine Arbeit drei Personen: 1. seinem akademischen Lehrer Dr. med. Johannes Siglicius in Leipzig; 2. seinem „teuersten“ Vater, „dem klügsten und gelehrtesten Manne, Herrn Johannes Pfretzschner, dem würdigsten Bürgermeister der Stadt Adorf“; und 3. seinem Freunde Dr. med. Georg Hendelius, derzeitigem Rektor in Adorf. Das Dissertationsthema selbst ist, wie damals üblich, in einen Katalog zahlreicher Aussagen und Erkenntnisse mit insgesamt 79 Notationen aufgegliedert.

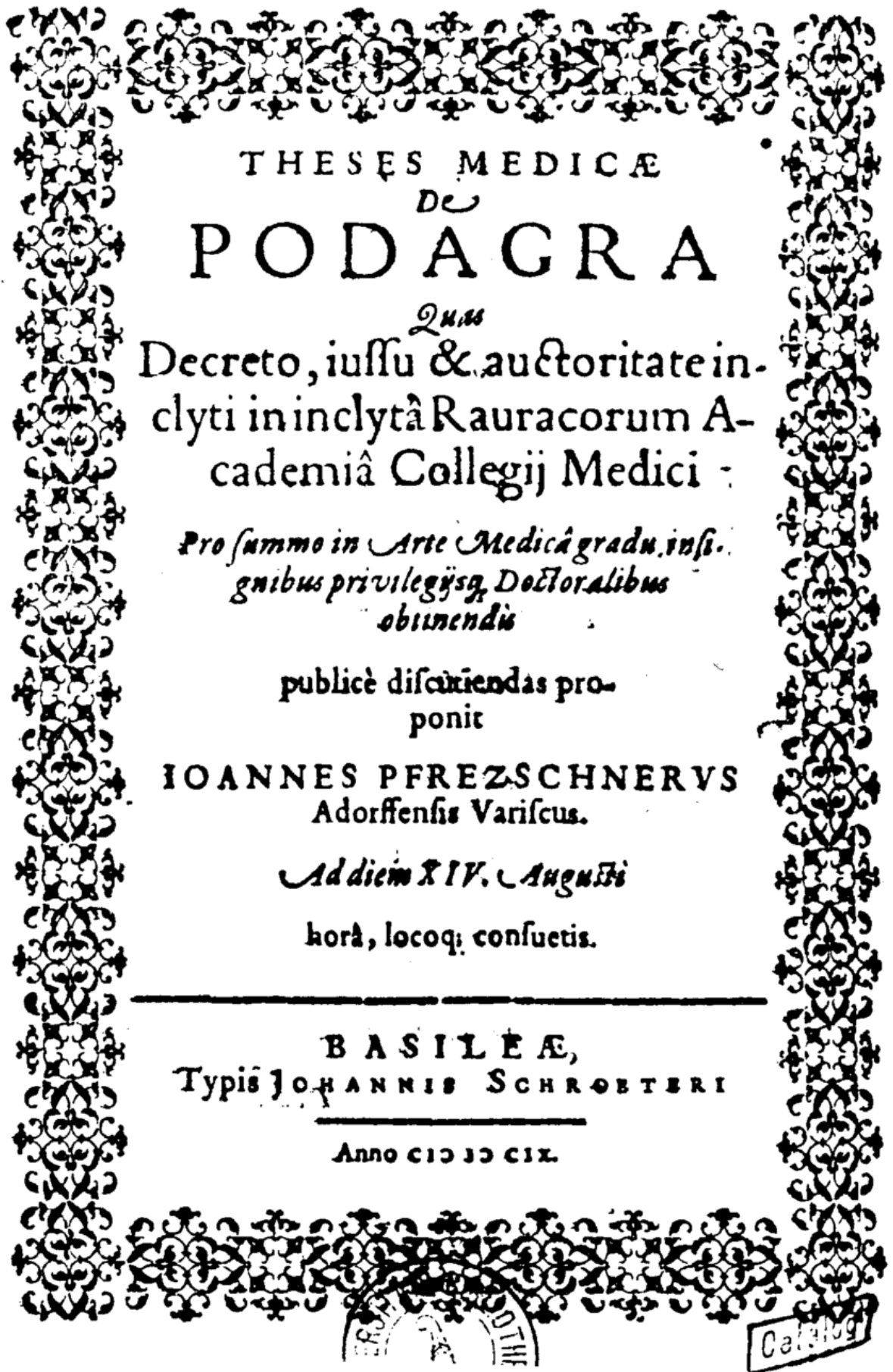


Abb. 11: Titelseite der medizinischen Dissertation von Johann Pfrezschner, Basel 1609.

Der junge Doktor stand erst im 23. Lebensjahr und galt doch schon als ein gelehrter Herr. Es ging nun darum, eine berufliche Stellung zu suchen. Diese fand Pfretzschner bereits im folgenden Jahre, 1610, in Tirschenreuth. Dieses Städtchen, im Nordosten der Oberpfalz unweit der böhmischen Grenze gelegen, eingebettet in eine reizvolle, waldreiche Landschaft, liegt in einer von Waldnaab und Wondreb, Nebenflüssen der Donau und Eger, durchflossenen Senke. Durch aufgestaute Fischteiche war der Ort rings vom Wasser der Naab umgeben und besaß dadurch eine einzigartige Insellage, die Goethe bei seinem Besuch 1786 zu der Äußerung veranlaßte: „Das Tuchmacherstädtchen Tirschenreuth liegt gar schön.“ Tuch- und Wollmanufakturen hatten sich schon seit dem 16. Jahrhundert dort angesiedelt, dann auch Lederfabrikation, sonst bildeten damals Ackerbau und Viehwirtschaft die Haupterwerbszweige. Zum Verständnis der persönlichen Lebensverhältnisse Pfretzschners in Tirschenreuth scheint es angebracht, auf die geschichtliche Entwicklung von Stadt und Landschaft näher einzugehen.⁶

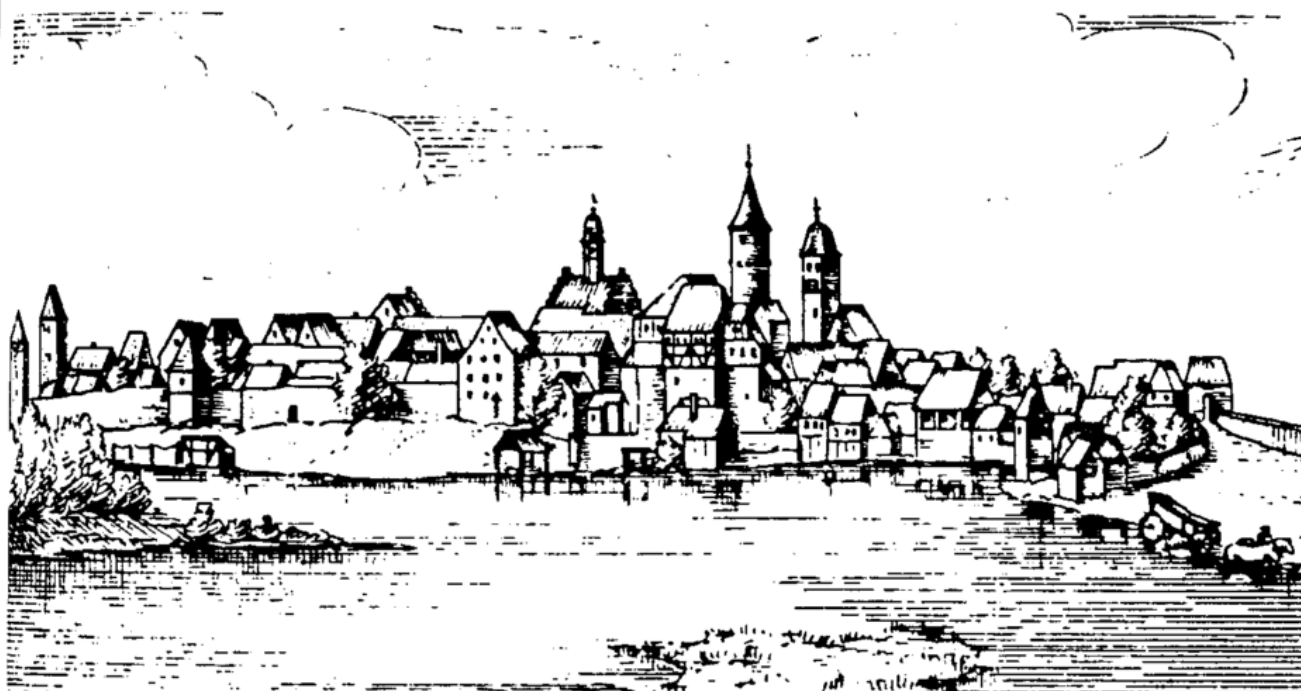


Abb. 12: Ansicht von Tirschenreuth, 17. Jahrhundert (perspektivisch verengt).

Tirschenreuth gehörte damals als nordöstlicher Teil der Oberpfalz zu einem kleinen Gebiet, das unter dem Namen Stiftland mit dem ehemals reichsunmittelbaren Zisterzienserkloster Waldsassen und der einzigen Stadt Tirschenreuth sich zu einem souveränen Territorium entwickelt hatte. 1548 aber hatte sich der in Heidelberg residierende Kurfürst von der Pfalz dieses Ländchens bemächtigt. Gemäß dem Augsburger Religionsfrieden von 1555, der den Landesherrn auch zum Herrn über die Religion der Untertanen machte, führte

Pfalzgraf und Kurfürst Ottheinrich (wir kennen ihn vor allem durch den Heidelberger Schloßbau) 1556 in all seinen Ländern, so auch im Stiftland, mit der Reformation das lutherische Glaubensbekenntnis als Staatsreligion ein, die dann auch unter dem nächsten Pfalzgrafen Reichard, der ab 1560 die Administration im Stiftland ausübte und trotz seines calvinistisch eingestellten kurfürstlichen Bruders (Friedrich III.) ein leidenschaftlicher Verfechter von Luthers neuer Lehre war, weiter gefördert wurde. Es bahnte sich eine kurze Epoche ruhiger Entwicklung und relativen Wohlstandes an, und zeitweilige Bemühungen Friedrichs III., den Calvinismus durchzusetzen, scheiterten dann doch an dem entschiedenen Widerstand der für Recht und Gewissensfreiheit kämpfenden Einwohner.

Aus späterer katholischer Betrachtungsweise heißt es: „Mit ganzer Liebe und Freude hingen die Türschenreuter, seit Luthers Evangelium sie von der vermeintlich geistlichen Tyranney befreit hatte, der ebenfalls solchem Evangelio feyerlichst ergebenen pfalzgräflichen Herrschaft an, und während sie sich in der süßen Hofnung eines goldenen Jahrhunderts wiegten, naheten sich die Tage der Strafe wegen ihres Abfalls vom Glauben ihrer Väter. Gott gab ihnen im Zorn einen Ketzler zum Fürsten.“

Mit der Übernahme der Regentschaft durch Pfalzgraf Johann Kasimir für den noch unmündigen Kurfürsten Friedrich IV. seit 1583 wurde mit aller Strenge und unnachgiebiger Haltung in der Oberpfalz und so auch im Stiftland auf die Einführung des Calvinismus gedrängt, den „Luther, seine Jünger und Glaubensgenossen als die höchste Ketzerei verfluchten und mit Feuer und Schwert zu vertilgen geschworen hatten“. Dieser Neuerung widersetzten sich allerdings die meisten oberpfälzischen Städte, Märkte und Untertanen auf dem Lande, jedoch in der Folge fügte sich alles dem fürstlichen Willen und wurde calvinistisch-reformiert.

Während dieser kirchlichen Verwirrung ereignete sich in Tirschenreuth eine Begebenheit, die für Stadt und Bürgerschaft schlimme Konsequenzen hatte. Viele Bürger blieben zunächst dem Luthertum weiter standhaft zugetan und schworen, eher Gut und Blut als ihre Religion sich rauben zu lassen. Ihr Unmut richtete sich 1592 gegen den Stiftshauptmann Valentin Winsheim, der sich als landfremder und jähzorniger Beamter durch Einfordern hoher Amtsgebühren und vor allem durch sein Engagement für den Calvinismus unbeliebt machte. Der Versuch, unter einem Vorwand Soldaten einzuquartieren, löste ein regelrechtes Kesseltreiben auf den Stiftshauptmann aus, der vom wütenden Volk schließlich totgeschlagen wurde. Das sich über mehrere Jahre hinziehende Strafgericht kostete nicht nur etlichen Bürgern als Haupttättern das Leben, sondern vernichtete auch die wirtschaftliche Blüte der Stadt und schwächte ihre Selbstverwaltung. Es sollte lange dauern, ehe sich die Stadt von dieser Maßregelung wieder zu erholen begann.



Abb. 13: Marktplatz von Tirschenreuth mit Renaissance-Rathaus von 1583 und Stadtpfarrkirche.

1610 kam Johann Pfretzschner nach Tirschenreuth. Ihm kam es gelegen, daß die Stadt jetzt calvinistisch war, gehörte er selbst doch auch dem reformierten Glauben an. Vermutlich war ihm zu Ohren gekommen, daß die Stelle des Stadtarztes neu zu besetzen sei, und er bewarb sich darum. Jedenfalls wurde er sogleich als Stadtphysikus „ordinarius“ angestellt. Offenbar lebte er sich schnell in seine neue Umgebung und Aufgabe mit Erfolg ein, und da er, wie wohl noch immer jung an Jahren, ein Mann umfassender Bildung war, übertrug ihm die Obrigkeit nach drei Jahren zusätzlich das frei gewordene Rektorat. So hat er also nebeneinander zwei Berufe ausgeübt, zum einen als Amtsarzt und zum andern als Schulrektor. Noch über vier Jahrzehnte später wird ausdrücklich bestätigt, er habe „beydes mit solcher dexterität (Gewandtheit) und Treue verwaltet, daß nicht nur die vorhandene unterschiedene schriftliche Testimonia, sondern auch theils vornehme Leute, so noch am Leben, und Ihn zur selbigen Zeit gekant, selbst zeugen können“.

Nicht nur durch Beruf und Amt hatte Pfretzschner in Tirschenreuth festen Fuß gefaßt, sondern auch durch Gründung einer Familie, indem er sich 1612 mit der gleichaltrigen Magdalena Homagius verheiratete. Sie war die noch junge Witwe des Buchbinders und Ratsherrn Johannes Lohr und Tochter des Tirschenreuther Stadtrichters Christoph Homagius.⁷ Ihr Großvater, ebenfalls

mit Namen Christoph Homagius (1532-1592), eines Ratsherrn und Kämme-
rers in Delitzsch Sohn, galt als „fürnehmer Theologe“ sowie als „ehrenwerter
und gelehrter Mann“, der in Leipzig und in Wittenberg noch bei Melanch-
thon studiert und dort magisteriert hatte, der dann zunächst Diacon in seiner
Vaterstadt und danach Pfarrer und Dekan in Schwabach bei Nürnberg gewor-
den war.⁸ Ein gewisser Ruhm ging aber von ihm aus, weil er zum gekrönten
Dichter („Poeta laureatus“) ernannt war⁹, der noch lange nach seinem Tode
als „berühmter Poet“ bezeichnet wurde, was indessen nicht hinderte, daß er
dann doch in Vergessenheit geriet.

Es wäre hier noch zu erwähnen, daß Magdalena Homagius, die junge Ehe-
frau Pfretzschners, einen Bruder Johann Christoph Homagius († 1637) hatte,
der anfangs in Tirschenreuth, dann in Hof und zuletzt in Dessau den Beruf
eines Grobgrünmachers ausübte, worunter man einen Tuchmacher für grün-
gefärbtes grobes Wolltuch verstand.

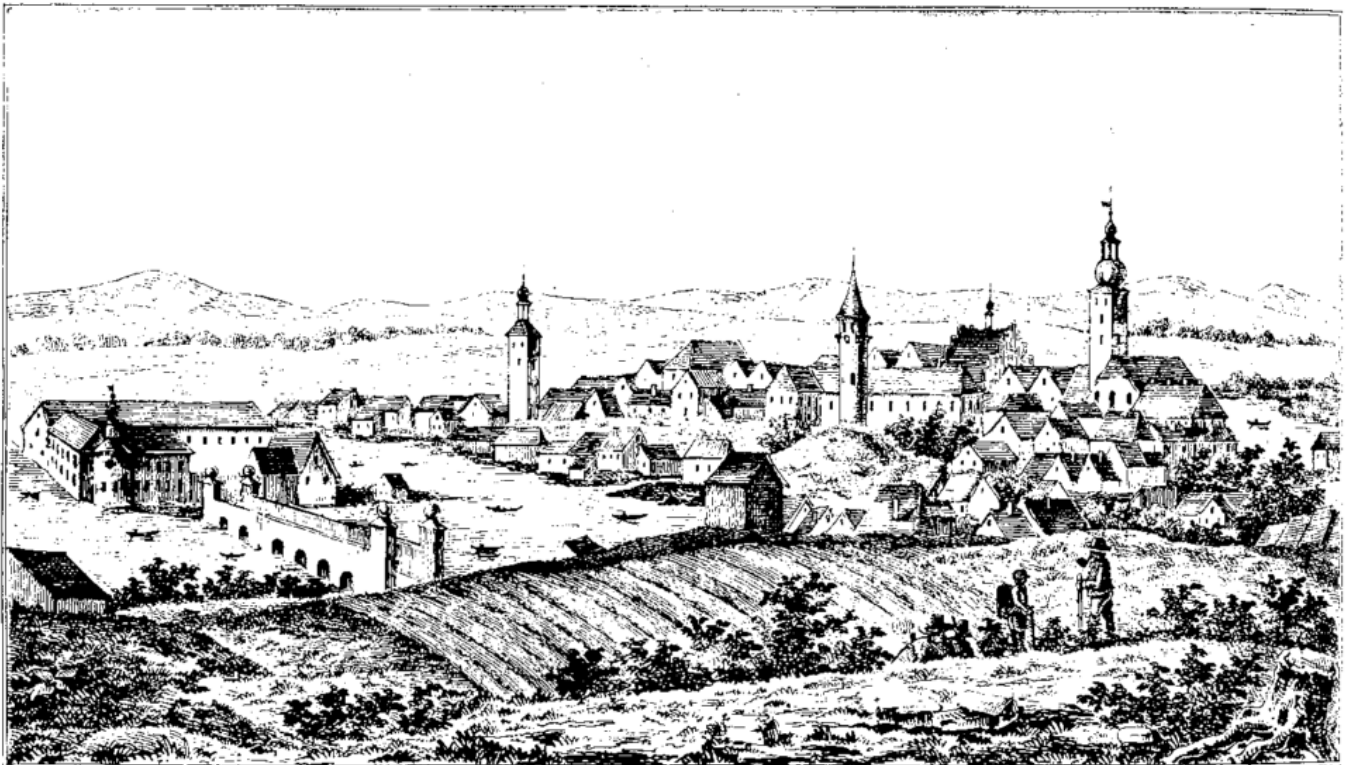


Abb. 14: Tirschenreuth vor dem Brand im Jahr 1814.

Die Ehe Pfretzschners war mit neun Kindern gesegnet, zwei Söhnen und sie-
ben Töchtern, von denen allerdings fünf vorzeitig starben. In seinen Familien-
haushalt hatte Pfretzschner auch seine Mutter aufgenommen, seit sie verwit-
wet war. In Tirschenreuth starb sie am 2. Oktober 1620: „Frau Elisabetha
Pfretschnerin, gewesene Bürgermeisterin zu Adorff, bei Ihren Hrn Sohn Jo-
hann Pfretschner Doctorn alhier verschieden.“ Die Beurkundungen dieser

Familienverhältnisse in damaliger reformierter Zeit, auf diese überraschende Tatsache soll besonders hingewiesen werden, wurden bis Dezember 1625 in den gleichen Kirchenbüchern vorgenommen, die dann ab 1626 von den katholischen Geistlichen weitergeführt wurden. Man muß als Familienforscher also sehr genau über die örtlichen religiösen Zustände informiert sein und darf sich nicht davon abhalten lassen, auch die Kirchenbücher der anderen Konfessionen zu prüfen.

An dieser Stelle ist ein erneuter Blick auf die inzwischen eingetretenen Zeitgeschehnisse erforderlich. Im Jahre 1610, zur selben Zeit, als Pfretzschner sich in Tirschenreuth niederließ, war der Landesherr Friedrich IV. gestorben. Sein damals noch unmündiger Sohn Friedrich V., calvinistisch erzogen, folgte in der Regierung und Konfessionsauffassung; er sollte als der „Winterkönig“ in die Geschichte eingehen. Am politischen Horizont aber zogen dunkle Wolken herauf. Es begann damit, daß im Mai 1618 die protestantischen Böhmen in Prag gegen ihre Unterdrücker aufstanden. Sie warfen die Räte aus dem Fenster des Hradschin, erklärten Kaiser Ferdinand II. für abgesetzt und riefen den 22jährigen pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. zum Nachfolger aus. Mit diesem „Prager Fenstersturz“ begann bekanntlich der Dreißigjährige Krieg, in dem auch die beiden wittelsbachischen Linien gegeneinander



Abb. 15: Der Prager Fenstersturz. Kupferstich von M. Merian in „Historische Chronik“ von Joh. Ludw. Gottfried, 5. Teil, Frankfurt 1634.

kämpften; die katholischen Bayern standen den protestantischen Pfälzern gegenüber. Herzog Maximilian von Bayern war als Parteigänger des Kaisers das Haupt der katholischen Liga, sein Gegner, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, befehligte die protestantische Union.

Für die Tirschenreuther war es sicher ein bedeutsames Ereignis, als Friedrich V. am 22. Oktober 1619 durch ihre Stadt gezogen kam, als er sich mit seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter des englischen Königs, mit großem Gefolge auf dem Weg nach Prag befand, um sich dort die Wenzelskrone aufs Haupt setzen zu lassen. Die Krönung fand am 4. November statt, doch schon ein Jahr später, am 8. November 1620, ging mit der Schlacht am Weißen Berge bei Prag sein böhmischer Traum zuende. Friedrich verlor mit der Schlacht zugleich die Krone von Böhmen und seine eigenen Länder, darunter die Oberpfalz.

Diese wurde nun vom Kaiser dem Herzog Maximilian von Bayern als Kriegsentschädigung zugesprochen, doch erst langsam begann der neue katholische Landesherr die Oberpfalz in Besitz zu nehmen. Das bedeutete wiederum eine Änderung der kirchlichen Verhältnisse, indem nun im Zuge der Gegenreformation die katholische Religion unter Anleitung von Jesuitenpatern eingeführt wurde. Die calvinistischen Prediger und Schulmeister wurden 1624 des Landes verwiesen und 1628 auch die Bevölkerung vor die Alternative gestellt, katholisch zu werden oder binnen zehn Monaten das Land zu verlassen. So gewann nach einem 70jährigen Ringen, währenddessen die Menschen dort fünf Mal ihren Glauben wechseln mußten, schließlich der Katholizismus die Oberhand.

Neben die Glaubenskämpfe aber traten noch die politischen und militärischen Auseinandersetzungen, denen die Bevölkerung gerade im Grenzland fast schutzlos preisgegeben war. Die Unruhen und Schrecken des Dreißigjährigen Krieges erlebte sie aus nächster Nähe. Häufige Truppendurchzüge mit Einquartierungen, Repressalien und Plünderungen wechselten mit Schlachtgetümmel, Brandgeruch und Totschlag. Dann folgten Teuerung und Hungersnot sowie Entbehrungen aller Art, und die Qualen und Ängste der Menschen schienen kein Ende zu nehmen. Doch trotz aller Not und allen Elends stand vielen der christliche Glaube höher als alles materielle Gut. Nicht jeder war bereit, sich die katholische Religion aufzwingen zu lassen.

In Pfretzschners Nachruf (Leichenpredigt) wird seine Situation und Entscheidung mit diesen Worten geschildert: „Als Anno 1626 in den Oberrn Pfaltz die traurige Verenderung, in so wohl Regiment (politischer Regierung) als Kirch-Sachen, fürgenommen, und wer nicht wolte den wahren Glauben verleugnen, aus dem lande zu weichen gezwungen worden, ist der sel. Herr Doctor einer von denen, die ihr Creutz auff sich genommen und dem Herrn Jesu nachgefolget . . .“ In seiner Lage kamen als Zufluchtsstätte wohl nur calvinistisch regierte Länder in Betracht, und da boten sich insbesondere die anhalti-

nischen Fürstentümer an. So entschied er sich für die Residenzstadt Dessau. Zwar verschonte der Große Krieg auch jene Ecke Deutschlands nicht, hatte doch soeben erst (am 25. April 1626) Wallenstein in einer offenen Feldschlacht bei Dessau den Mansfelder besiegt. Aber unter dem Schutz des Fürsten von Anhalt-Dessau durften die Reformierten ihres Glaubens sicher sein und zudem auf berufliche Förderung hoffen.



Abb. 16: Ansicht von Dessau, 17. Jahrhundert.

In Tirschenreuth war Pfretzschners Frau noch im September 1626 mit einer Tochter niedergekommen. Die Ausreise, den bitteren Weg ins Exil, scheint die Familie dann im Jahre 1627 vorgenommen zu haben. Denn bereits am 28. Januar 1628 erhielt Dr. Pfretzschner, inzwischen 41jährig, vom regierenden Fürsten Johann Kasimir von Anhalt-Dessau eine Berufung und Anstellung als Rektor der fürstlichen Stadtschule dort. Dieses Amt hat er fast 28 Jahre bis zu seinem Ende mit Ruhm und Zufriedenheit, Fleiß und Eifer ausgeübt und „so manchen gelehrten Mann erzogen“. Daneben betrieb er auch wieder seine ärztliche Praxis, und ihm wird nachgerühmt, er habe sich „die Besuchung der Kranken, wan es von ihm begehret worden, sehr angelegen seyn lassen, jederman so wohl dem armen als dem reichen bey tag und nacht willig auffgewartet. In seiner Cur ist er gar behutsam, gewissenhaftig und glücklich gewesen, so daß er manchen Patienten vermittelt Göttlicher Hülffe curiret. Deswegen er auch bey hohes und niedriges stands-Personen sehr geliebt und in großem ansehen gewesen. - Neben seiner praxi Medica hat er keines weges versäümet seinen beschwerlichen Schuldienst, sondern denselben jederzeit auch bis an sein hohes Alter wohl versehen, und sich als einen treufleißigen und unverdrossenen Rectorem und Praeceptorem erwiesen. Seine untergebene discipulos hat er mit einer sonderbaren dexteritet

(besonderen Geschicklichkeit) und fleiß informiret, und sie in kurtzen so weit gebracht, daß sie cum laude et fructu (mit Ruhm und Erfolg) auf eine hohe schul, entweder auff das Fürstliche Gymnasium zu Zerbst, oder anders wohin sich haben begeben können.“ Pfretzschners sei auch „ein vorzüglicher Graecus“ gewesen¹⁰, habe also umfassende griechische Sprachkenntnisse besessen. Die perfekte Beherrschung des Lateinischen als Umgangssprache der Gelehrten galt ohnehin als selbstverständlich.

Pfretzschners wohnte¹¹ in Dessau im Haus Schloßstraße 18, das er vom Fürsten gekauft hatte (dieses Gebäude ging später auf dem Erbwege an seinen Schwiegersohn Raumer über). In Dessau wurde der Familie 1630 noch das letzte (neunte) Kind geboren. Dagegen brachte das Jahr 1637 mit einer grausamen Pestepidemie viel Trübsal, indem neben unzähligen Einwohnern nicht allein drei Pfretzschners-Töchter dieser Seuche zum Opfer fielen, sondern auch der Schwager Homagius und seine Frau. Pfretzschners Schwiegermutter, die Witwe des Tirschenreuther Stadtrichters Homagius, die mit nach Dessau gezogen war, starb bereits im Jahre 1632. Ein Jahr zuvor, 1631, hatte den Doktor eine Krankheit befallen, die er „Arthritis universalis“ nannte und ihn sechs Wochen so hart darnieder warf, „daß er kein einziges Gliedmas an seinem gantzen Leibe ohne hefftige große Schmerzen weder rühren noch bewegen können“.

In seinem letzten Lebensjahr erfaßte ihn eine große Leibesschwachheit, die er mit stiller Geduld und christlicher Demut ertrug, seine endliche Erlösung erwartend. So schied er, „alt und lebenssatt, bey gar gutem Verstand“, am 22. August 1655 im 69. Lebensjahr aus dieser Welt. Der die Trauerfeier verrichtende Pfarrer rühmte ihn als vorbildlichen, christlichen Hausvater, der jederzeit eine gute Hausdisziplin gehabt und seine Kinder in der Zucht und Ermahnung zum Herrn erzogen und zu allen christlichen Tugenden angehalten habe. In seiner eigenen Lebenseinstellung als Mitglied der christlichen Gemeinde zeigte er sich demütig gegen jeden, aufrichtig, der niemandem schmeichelte, sondern „jederman mit redlichem und gleichsam offenem Herten“ begegnete, „welche tugend dan umb so viel größers Lobs würdig, so rar und seltsam dieselbe in dieser heutigen Welt ist“.

Im zeitlichen Abstände von 3½ Jahrhunderten sehen wir Pfretzschners heute als einen aufrechten Mann, der ganz den turbulenten Zuständen des gegenreformatorischen Zeitalters und des Dreißigjährigen Krieges sowie den Geistesrichtungen seiner Epoche verhaftet war, als eine starke Persönlichkeit, die in treuer, christlicher Glaubenshaltung aus innerer Überzeugung lieber die Mühsal des Exils auf sich nahm, als sich der Fürstenwillkür zu beugen, als einen fleißigen Hausvater, der auch in der Fremde wieder festen Boden unter den Füßen gewann und sich eine neue Existenz aufbaute, und als einen Menschen, der bei allen Belastungen und Anfechtungen noch die Kraft besaß, gleichzeitig zwei Berufe mit Erfolg und Ansehen auszuüben.

König Davids Höchstes Gut 17870

und

Bestes Erbtheil/

Ben volkreicher Leichbegängnis

Des Weiland

Ehrenvesten / Grosachtbarn und Hochgelahrten

Herrn

Johann Pfretzschner/

Medicinæ Doctoris, und der Schulen zu Dessau

in die 29. Jahr wohlverdienten

Rectoris,

Welcher nach Gottes heiligen Willen am
22. Augusti dieses jetzt lauffenden 1655. Jahres zu A-
bends zwischen 10. und 11. uhren allhier zu Dessau / in rechter Er-
kännis und beständiger anruffung Gottes / diese Welt geseg-
net / und folgend den 30. hujus in sein Ruhelämmerlein
eingesetzt worden.

In Hochansehnlicher / Fürsilicher / Adelicher und Volck-
reicher versamlunggehalten / und auff begehren zum Druck
ausgefertiget / Durch

VVigandum Salmuth, Dienern Jesu Christi
daselbst.



Bedruckt zu Cöthen in der Fürstl. Druckerey.

Abb. 17: Titelseite der Leichenpredigt auf Johann Pfretzschner (1586-1655) zu Dessau.

Pfretzschners Leichenpredigt wurde damaliger Sitte entsprechend gedruckt, und zwar in der fürstlichen Druckerei zu Köthen. Ein Exemplar befindet sich heute in der Stolberger Sammlung (in Wolfenbüttel), ein zweites in Zerst. Wie allgemein üblich, fügte man auch dieser Leichenpredigt die „Personalia“, d. h. den Lebenslauf, des Verstorbenen bei, wodurch dieses Dokument eine Quelle ersten Ranges darstellt. Abgeschlossen wird die Leichenpredigt mit fünf Trauergedichten in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache von Freunden und Familienmitgliedern (nämlich drei Stiefenkeln Raumer).

Die Witwe Pfretzschners, Magdalena geb. Homagius, überlebte ihren Mann um reichlich vier Jahre und starb Anfang Januar 1660. Ihre Beerdigung fand am 8. Januar in Dessau statt. Von ihren neun Kindern aus der Pfretzschnerschen Ehe haben nur vier das Erwachsenenalter erreicht, wovon die jüngste Tochter mit 25 Jahren, nämlich bei des Vaters Tode, noch ledig war; weitere Nachrichten von ihr fehlen.

Die älteste Tochter, Anna Rebecca (1615-1640), war mit dem Pfarrer Georg Raumer (1610-1691), späteren Hofprediger und Superintendenten in Dessau, verheiratet, starb aber schon nach 2½jähriger Ehe mit Hinterlassung einer Tochter, die 1654 den Pastoren Gottfried Köhler ehelichte. Ob diese Enkelin¹² durch ihre eigenen Kinder ihren Großvater Pfretzschner noch zu dessen Lebzeiten zum Urgroßvater machte, müßte noch geprüft werden. Georg Raumer hatte aus zweiter Ehe mehrere Kinder, deren zahlreiche Nachkommenschaft, mehrmals geadelt, bedeutende Beamte, Offiziere, Politiker und Wissenschaftler aufweist.¹³

Über zwei andere Kinder des Rektors Dr. Johann Pfretzschner reichen lange Nachfahrenketten von zwölf und mehr Generationen bis in die Gegenwart, zum einen über den Sohn Johannes (1618-1678), der ins Oldenburgische verschlagen wurde und über den im folgenden berichtet wird, zum anderen über eine jüngere Tochter, Barbara Catharina (1624-1695), zunächst mit dem Dessauer Ratsherrn Christoph Claußnitzer und nach dessen Tode mit dem Bürgermeister David Paul(i) zu Raguhn vermählt, zu deren Nachkommen u. a. auch der preußische Kriegsminister, Ministerpräsident und Feldmarschall Albrecht Graf von Roon (1803-1879) zählt.¹⁴

Der Delmenhorster Burggraf Johannes Pfretzschner

Der nach dem Tode eines früh verstorbenen älteren Bruders einzige Sohn des Tirschenreuther bzw. Dessauer Pfretzschner setzte die Familie im Mannesstamm fort. Über seine Person und sein Leben sind wir weniger ausführlich informiert als über seinen Vater, aber dennoch läßt sich sein Lebensbild in großen Zügen nachzeichnen. 1618 in Tirschenreuth geboren, wurde er am 15. Oktober auf den Namen Johannes getauft und führte also den gleichen



Abb. 18: Ansicht von Bremen, 1632.

Vornamen wie sein Vater und Großvater und auch schon der mutmaßliche Ururgroßvater. Sein Geburtsjahr fiel mit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges zusammen, und er befand sich erst im Alter von neun Jahren, als die Familie ins Exil ging und nach Dessau übersiedelte. Sicher empfing er den ersten Unterricht beim Vater und besuchte die unter seiner Leitung stehende fürstliche Stadtschule in Dessau. Als dort 1637 die Pest wütete, die auch mehrere Familienangehörige dahinraffte, hat der Vater sich offenbar um eine auswärtige Unterbringung des Sohnes bemüht; außerdem schien es wohl geraten, die Ausbildung an einem anderen renommierten Lehrinstitut fortzusetzen. Und da man nicht nur auf pädagogische und wissenschaftliche Qualität Wert legte, sondern auch auf reformierte Glaubenshaltung bedacht war, so fiel die Wahl auf Bremen, das sich um 1580 dem reformierten Bekenntnis in einer völlig lutherischen Umwelt zugewandt hatte.

So kam Johannes Pfretzschner als 18 bis 19jähriger Jüngling 1637 in die alte und lebhafte Hansestadt an der Weser. Dieser Wechsel in die weltoffene, norddeutsche Handelsstadt sollte für seinen Lebensweg entscheidend werden, denn Norddeutschland wurde fortan und auf Dauer seine zweite Heimat. Allerdings galten seine Interessen weniger den reichen Kaufmannshäu-

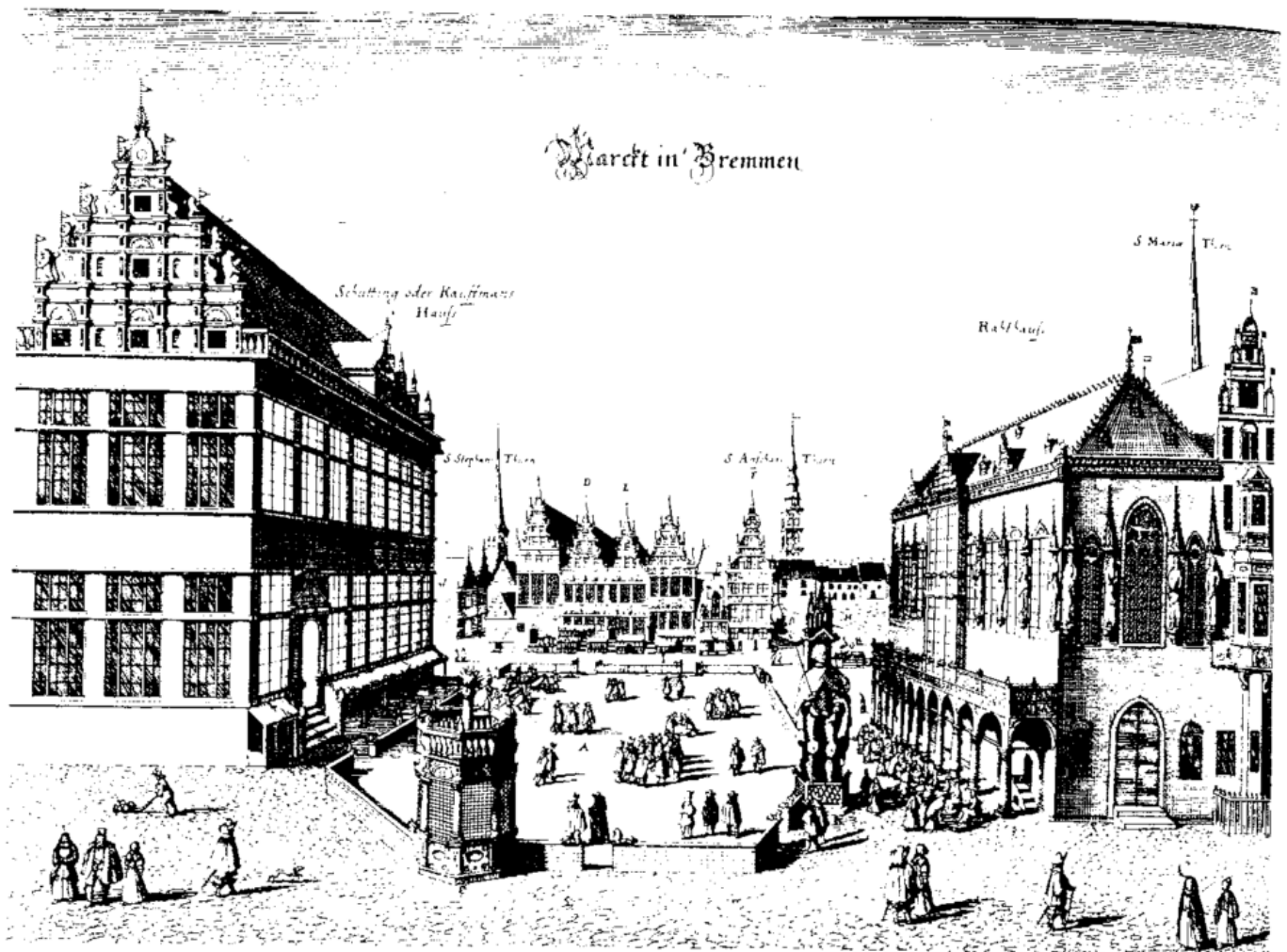


Abb. 19: Der Marktplatz in Bremen mit Rathaus, Roland und Schütting. Kupferstich von M. Merian, 1653.

seinem Überseehandel und der Schifffahrt, sondern seine Ambitionen waren zunächst vielmehr auf die Fortsetzung und Abrundung seiner Ausbildung gerichtet. Bremen besaß nämlich damals unter der Bezeichnung „Gymnasium Illustre“¹⁵ eine Hochschule mit allen vier Fakultäten, an denen Professoren von europäischem Ruf wirkten, die Studenten vieler Länder, vor allem solche reformierten Glaubens, anzog. So hat auch Pfretzschner an dieser akademischen Bildungsanstalt seine Studien angetreten, um sich auf eine angestrebte angesehene staatliche Stellung vorzubereiten.

Einzelheiten seiner ersten beruflichen Tätigkeit sind indessen unbekannt. Als er im Alter von 24 Jahren am 12. Februar 1643 sich mit der Bremerin Beke Bröking, Tochter von Diedrich Bröking, verheiratete, mußte er sich bereits in einer gesicherten Position befunden haben. Es war von Bremen aus offenbar die räumliche Nähe, die ihn Kontakte zum benachbarten Delmenhorst aufnehmen ließ, wo er nun als Burggraf seine Lebensstellung fand. Damit versicherte sich der Delmenhorster Graf bzw. der oldenburgische Staat der Dienste eines erfolgversprechenden Mannes, dessen geistige Herkunft

und sächsisches Ahnenerbe weitgehend von akademisch gebildeten Persönlichkeiten medizinischer, philologischer, juristischer und theologischer Berufe geprägt war. Pfretzschners wurde also gräflich oldenburgischer Beamter, anfangs unter Christian von Delmenhorst, dann unter Anton Günther von Oldenburg, und schließlich Staatsdiener der dänischen Krone.

Anscheinend hatte Johannes Pfretzschners in religiöser Hinsicht eine tolerante Auffassung eingenommen, denn im Gegensatz zu Bremen, wo er sich noch inmitten einer reformierten Bürgerschaft befand, traf er in Delmenhorst auf eine evangelisch-lutherische Einwohnerschaft. Und so ist seine Familie bald ganz im lutherischen Bekenntnis aufgegangen, wie die fortan neu geknüpften Familienverbindungen bestätigen. Das war auch gut so, da es eine andere Möglichkeit, jedenfalls im oldenburgischen Delmenhorst, nicht gab. Aber es ist bemerkenswert, wie unterschiedlich seit der Generation seines Vaters nun inzwischen Glaubensfragen behandelt wurden. Mag auch sein, daß in der neuen Heimat eine tolerantere Einstellung vorherrschte.

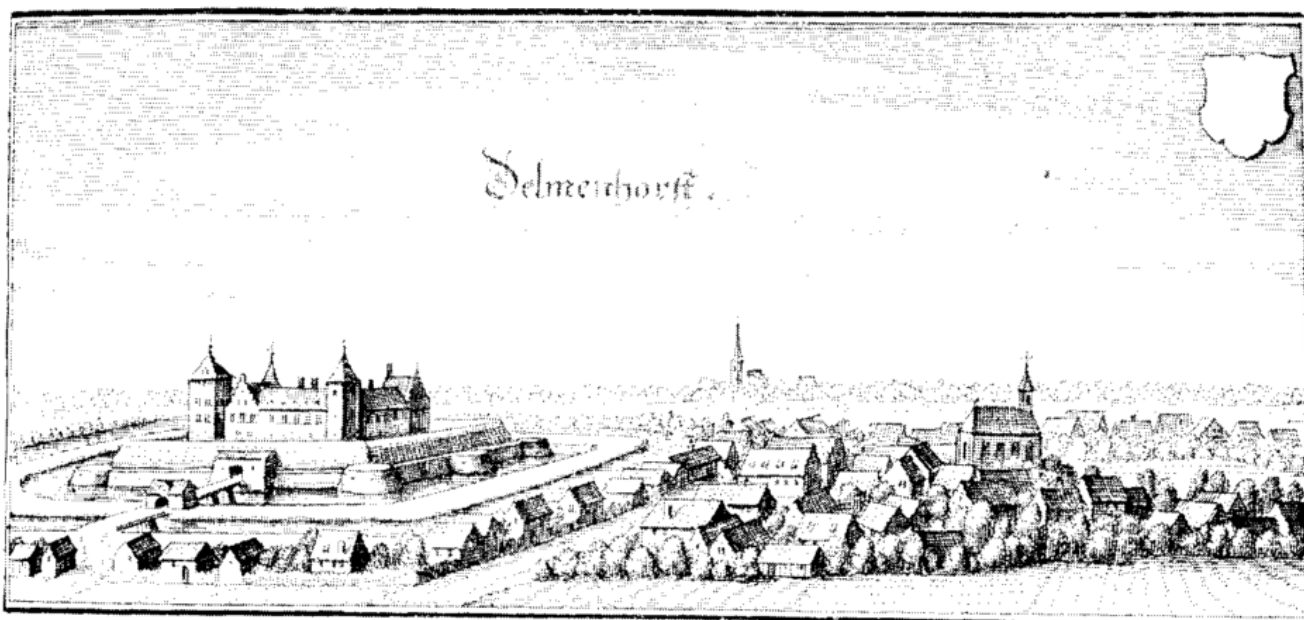


Abb. 20: Ansicht von Burg und Stadt Delmenhorst. Kupferstich von Merian, um 1648. Die Darstellung weist starke Stilisierungen auf.

Delmenhorst war die Residenz einer jüngeren Linie des Hauses Oldenburg und Sitz mehrerer Behörden. Das Grafenschloß, mit einer doppelten Graff umgeben und stark befestigt, galt im ausgehenden 16. Jahrhundert als eines der mächtigsten und prunkvollsten Bauten Nordwestdeutschlands. Zu Pfretzschners Zeiten regierte hier als letzter Delmenhorster Graf und Landesherren über die Herrschaft Delmenhorst Graf Christian († 1647), der vermutlich noch Johannes Pfretzschners zum Burggrafen von Delmenhorst ernannte. Den Beginn seines neuen Dienstverhältnisses (wohl um 1643, jedenfalls vor 1650) kennen wir nicht, weil die Bestallungsurkunde nicht erhalten ist.

Handwritten text in cursive script:
 nach auffs, Delmenhorst
 am 11^{ten} Aprilis
 Johannes Pfretzschners
 Burggraf

Abb. 21: Die markante Handschrift des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschners, 11. April 1651 (Originalgröße).

Das Amt des Burggrafen war eine einflußreiche Stellung; er hatte die Verwaltung der gesamten Burganlagen zu betreuen. Winkelmann, ein Zeitgenosse Pfretzschners, berichtet in seiner 1671 gedruckten oldenburgischen Chronik¹⁶ (in heutiger Schreibweise wiedergegeben), daß das Schloß „rund mit einem hohen starkgewölbten Wall, Basteien, Unter- und Außenwerken, auch doppelten Wassergräben befestigt und mit schönen Gebäuden, Gemächern und allerhand notwendiger Kriegsrüstung, auch mit einem Tor, einem großen Außenwerk wohl versehen (sei) . . . Außenwärts sind schöne Wiesen, Fischteiche, Küchengarten, Pulver-, Frucht-, Schneidemühlen. - Sonderlich ist berühmt der Lustgarten wegen seiner Kunstordnung, Brunnen, Wasserwerken, Gräben voll großer Karpfen, seltenen Kräutern und ausländischen Gewächsen, zu deren Erhaltung das Pomeranzenhaus alle Jahr um St. Michaelistag aufgeschlagen und den ganzen Winter über mit verschiedenen Öfen eingewärmt wird.“

Pfretzschners hatte als Burggraf, ebenso wie andere Hofbeamte, in einem neuen Gebäude am Burgwall seine Dienstwohnung. Im Schloßbereich diente ihm und den Hofleuten ein Renaissanceflügel, das sog. Kommissarienhause, als Verwaltungssitz. Später besaß Pfretzschners als persönliches Eigentum ein „freies“ (von Steuern befreites) Haus in der Stadt, Lange Straße 81, das mehrere Generationen lang im Familienbesitz einer Tochnernachkommenlinie blieb.¹⁷ An Einkünften erhielt Pfretzschners jährlich 110 Reichstaler und genoß den „Freitisch“ auf dem Schloß. Als Beamter muß er sich bewährt haben, denn 1668 bzw. 1670 versah er außer dem Burggrafenamt zugleich die Verwaltung der Kornschreiberei, der Fruchtschreiberei, der Küchengefälle (Steuern), der Bauschreiberei und der Vogtei Stuhr; insgesamt eine ebenso umfangreiche wie verantwortungsvolle Tätigkeit, wofür er indessen nur 130 Rt.

bezog. 1665 nahm man Pfretzschner als Mitglied in die Delmenhorster Polycarpusgilde auf¹⁸; dies ist eine seit dem Mittelalter bestehende, ursprünglich auf bürgerlicher Selbsthilfe aufbauende Wohlfahrtseinrichtung zur Linderung von Not und Unglück wie auch zur Unterstützung bei Krankheit, Feuersbrunst und Tod. Johannes Pfretzschner wird durchweg als Burggraf bezeichnet, gelegentlich (1675) auch als Vogt; die Leichenpredigt auf seinen Vater (1655) nennt ihn einen „Gräflichen Oldenburgischen wohlbestallten Burgvoigt zu Delmenhorst“. Nach dem frühen Tode Graf Christians 1647 war die Herrschaft Delmenhorst bekanntlich an Graf Anton Günther von Oldenburg gefallen, der nun die oldenburgischen Stammlande wieder in einer Hand vereinigte. Von dort empfing der Delmenhorster Burggraf fortan seine Weisungen. So war er auch Verwalter des Allodialbesitzes, also der gräflichen Privatgüter.

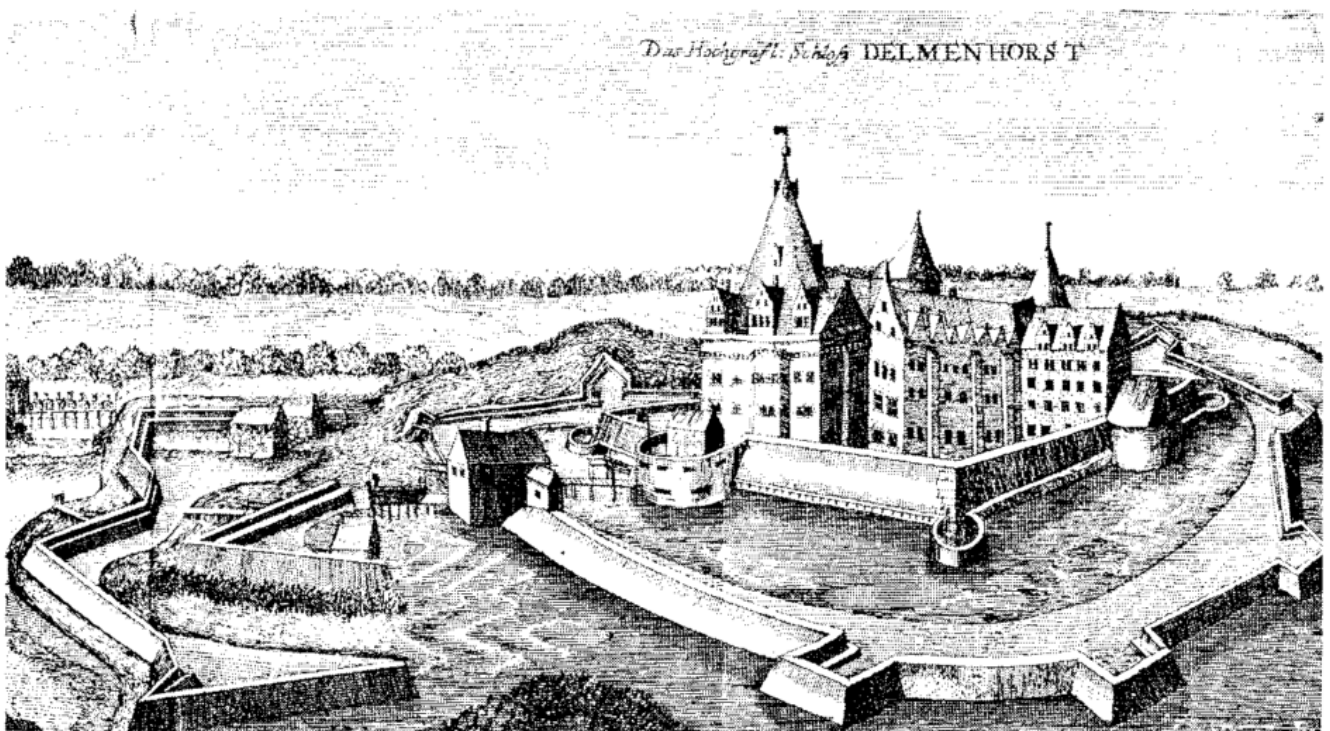


Abb. 22: Burganlage, Festungswerke und Schloß Delmenhorst im Jahre 1671 (aus der oldenburgischen Chronik von Winckelmann).

Aus der Vielfalt seiner Arbeitsgebiete sind aus einigen Bereichen zufällige Zeugnisse erhalten geblieben. So bestellte Pfretzschner am 6. August 1650 bei dem Kammersekretär Johann Wardenburg in Oldenburg für einen mitgesandten Stein durch einen guten Goldschmied die Anfertigung eines Ringes, der für den „Jungen Herrn“, nämlich Graf Anton von Aldenburg (Graf Anton Günthers Sohn), bestimmt war.¹⁹ - Im Jahre 1658 gehörte es zu Pfretzschners Aufgaben, beim Übertragungsakt des ehemals zum gräflichen Allodialbesitz zählenden Gutes Holzkamp bei Ganderkesee, das Graf Anton Günther an Benedictus Stoltzing verkauft hatte, als offizieller Vertreter des Grafen die



Abb. 23, 24 u. 1: Oben zwei (vergrößerte) Wappensiegel des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschner von 1650 und 1676. Darunter die von dem Graphiker und Heraldiker Kurt Schweder in Essen ausgeführte, auch auf der Titelseite als Abb. 1 gezeigte Wappenzeichnung. Das Wappen führt im Schilde einen Flügel, der sich als Helmzier wiederholt.

Übergabe in aller Form zu vollziehen.²⁰ Er konnte damals nicht ahnen, daß 19 Jahre später Stoltings Sohn Wilcken Stolting seine, Pfretzschners, Tochter heiraten und sie damit als Gutsherrin in Holzkamp einziehen werde. - Ein Aktenvorgang²¹ von 1675/76 befaßt sich mit Kompetenzstreitigkeiten und Naturalleistungen (vierter Hocken), die ein zu Stuhr auf delmenhorstischem Gebiet wohnender, aber zum Kloster Heiligenrode tributpflichtiger Meyer (Wilcken Kattenkamp) diesem Kloster schuldig geblieben sei, wobei der Burggraf die Hand mit im Spiele gehabt habe. Um Stellungnahme gebeten, weist Pfretzschner die Vorwürfe als „unwahrhaftes faules Geschwätz“ zurück.

Die soeben genannten Dokumente von 1650 und 1676 belegen darüber hinaus durch anhaftende Siegelabdrucke, daß der Burggraf Pfretzschner auch ein Wappen führte. Das aus dem Jahre 1650 stammende, kleine, nur knapp 1 cm im Durchmesser betragende Wappenbild zeigt im Schilde einen Flügel, der sich als Helmzier wiederholt, dort begleitet von den Initialen IP. Das spätere Schreiben Pfretzschners aus dem Jahre 1676 enthält ein weiteres, ähnliches Siegel mit gleichem Wappenbild, allerdings ohne begleitende Initialen. Diese Beobachtung läßt die Vermutung zu, daß das zweite Siegel vielleicht von einem Petschaft aus dem ursprünglichen Besitz des 1655 verstorbenen Vaters Dr. Johann Pfretzschner zu Dessau herrührt, das der Burggraf dann als einziger Sohn übernahm? In diesem Fall wäre also die Existenz des Wappens schon eine Generation früher anzusetzen. Bei dieser Art der Überlieferung als Siegel sind die Farben des Wappens natürlich nicht bekannt. Dieses als Wappenbild einen Flügel beinhaltende Wappen der Adorf-Dessau-Oldenburger Linie Pfretzschner unterscheidet sich damit völlig von Pfretzschner-Wappen anderer Familienstämme.²²

Seitdem Graf Anton Günther ab 1647 auch Landesherr in Delmenhorst war, bemühte er sich um die Instandhaltung des dortigen Schlosses wie auch um den weiteren Ausbau der Festung. Es wurden aber nur kleinere Arbeiten an der Außenbefestigung durchgeführt. Als nach Anton Günthers Tode 1667 Dänemark die Grafschaft Oldenburg übernahm, trug sich auch der König mit Ausbauabsichten Delmenhorsts. Jedoch Kopenhagen war weit entfernt, und man begnügte sich wegen der hohen Kosten nur mit Flickarbeiten. So konnte es auf Dauer nicht ausbleiben, daß die Burganlagen und das Schloß immer mehr verfielen. 1710 schreibt²³ ein Durchreisender: „Das Schloß aber, da die Grafen vor diesem residiert, ist fast ganz verfallen, hat keine Fenster und wird nur ein Stück von dem dortigen Commandanten bewohnt.“ Als dann Dänemark 1711 Delmenhorst für zwanzig Jahre an Kurhannover verpfändete, ließ die hannoversche Regierung sogleich 1711 die Delmenhorster Festungswerke mit dem Schloß auf Abbruch versteigern.

Johannes Pfretzschner war zu jener Zeit längst tot. Da das Kirchenbuch lückenhaft ist, läßt sich sein Sterbetag nicht genau feststellen. Aus anderen Quellen²⁴ aber ergibt sich, daß er 1678 gestorben ist. Im Januar 1676 hatte er

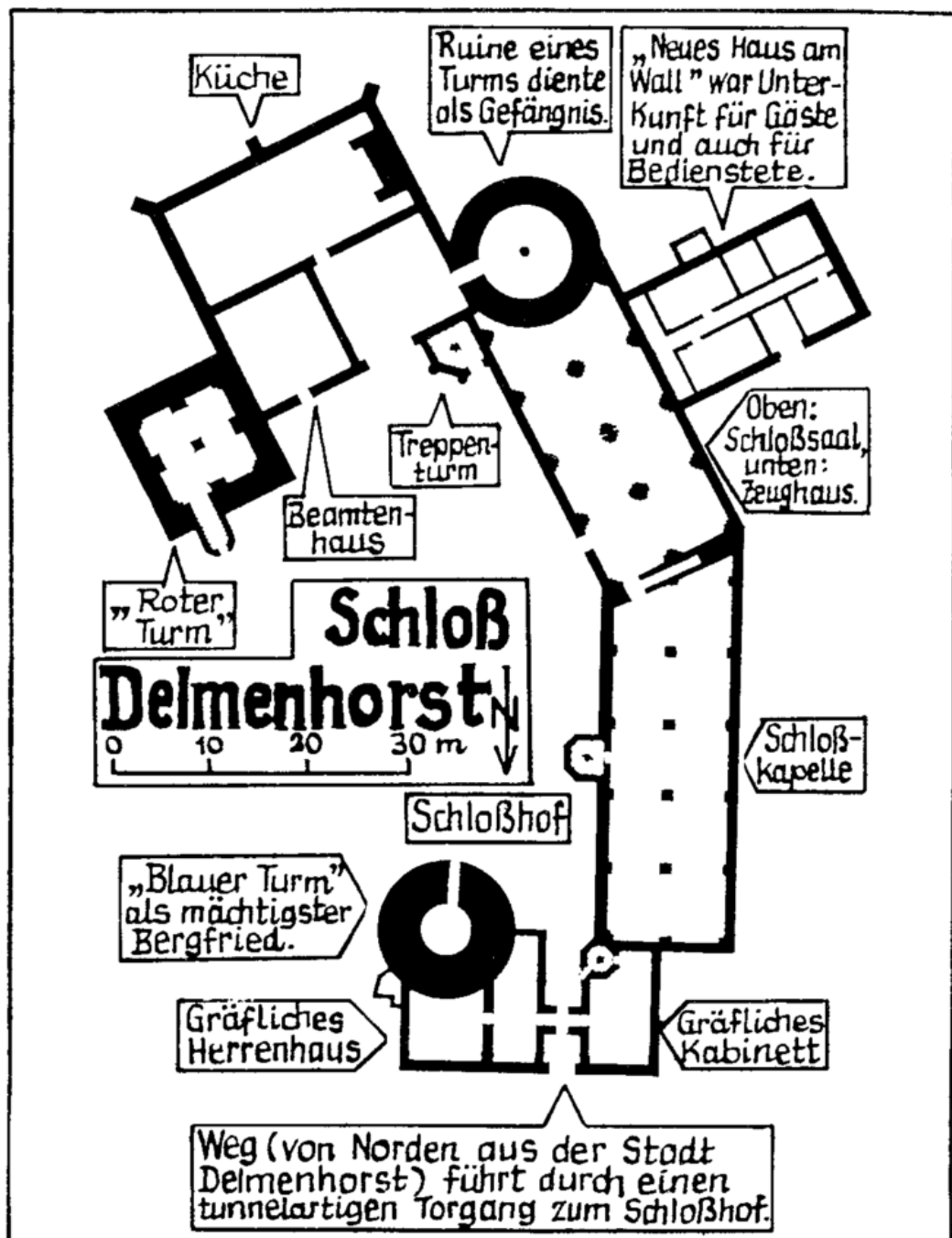


Abb. 25: Aufriß vom Schloß Delmenhorst, Zeichnung von Fritz Schröder (aus „Von Hus un Heimat“, Oktober 1990, Beilage zum Delmenhorster Kreisblatt) nach einer Vorlage in „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg“, Bd. 4, Oldenburg 1907, S. 89.

noch über „große Leibesschwachheit“ geklagt. So wurde er also etwa 60 Jahre alt und hat wohl mehr als die Hälfte davon in Delmenhorst verbracht. In der Stadtkirche besaß Pfretzschners eine Begräbnisstätte, in der er und weitere Familienmitglieder beigesetzt wurden. Dieses Kirchengebäude mußte wegen Einsturzgefahr 1786 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt werden. Damit verschwand auch die Pfretzschnersche Grabstelle.

Seine erste Ehefrau Beke Bröking hatte der Burggraf bereits 1663 verloren; am 13. August wurde sie beigesetzt. Im folgenden Jahr, am 4. Mai 1664, war er eine zweite Ehe in Delmenhorst mit Elisabeth A l e m a n eingegangen, die ihn lange überlebte und erst im Jahre 1700 in Delmenhorst starb; ob sie Angehörige des alten Magdeburger Geschlechts Alemann war, konnte bisher nicht geklärt werden.

Aus beiden Ehen gingen insgesamt acht Kinder hervor, von denen einige jung starben und in der alten Delmenhorster Kirche beigesetzt wurden. Ältester Sohn war Diedrich oder Theodorus Pfretzschners, nach dem mütterlichen Großvater benannt und 1662 als Student auf dem Bremer Gymnasium Illustre nachgewiesen. Außer daß er 1665 mit Johann Lüken Tochter Anna einen unehelichen Sohn hatte, ist über seinen weiteren Weg nichts bekannt. Der zweite Sohn, Anton Ludwig Pfretzschners, der 1668 ebenfalls in Bremen studierte, war zunächst Regimentsquartiermeister (1692) und dann Vogt in Burhave und Blexen (1694-1700). Seine Tochter hat sich 1711 noch in Burhave verheiratet. Des Burggrafen erste Tochter Magdalena Cunigunda (1651-1730) wurde 1677, wie erwähnt, die Ehefrau von Wilcken Stolting (1653-1742), Erbherrn auf Gut Holzkamp.²⁰ Die jüngere Schwester Thomasina Pfretzschners (* 1669) war mit Stoltings Neffen, dem Regiments-Sekretär Statius Benedictus Müller aus Brinkum, vermählt.²⁵ So versippte sich die Familie Pfretzschners mit der einheimischen Bevölkerung, und ihr Blut ist noch heutigen Tages in manchem Oldenburger lebendig, denen sich der Verfasser auch zurechnen kann.²⁶

Damit enden die Spuren dieser ins Oldenburgische verschlagenen Linie des ursprünglich vogtländischen Geschlechts Pfretzschners. Erst drei Jahrhunderte später brachten es die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges mit sich, daß wiederum ein Familienzweig Pfretzschners, diesmal aus Bischofswerda bei Dresden stammend, nach Oldenburg übersiedelte und in Jaderberg eine neue Heimat fand. Ob ein 1765 in Oldenburg bezeugter²⁷ Bürger, Schwarz- und Schönfärber Johann Friedrich P f r ö t s c h n e r, der hier in jenem Jahr das Heiratsaufgebot bestellte, auch dem vogtländischen Gesamtgeschlecht Pfretzschners zuzurechnen ist, kann vorerst nur vermutet werden, da Herkunftsangaben fehlen.

30

Seiner Königl. Majest. in Dänemarck & Norwegen
auch Seiner Majest. zu Vohlschlag Bolstern in dem
Graffschafft Oldeborgher Lande Delmenhorst zu den Ergie-
nung Seiner Königl. Majest. Lichte

1

Sehr Erhöcht. Fürstlichen Befehl

Delmenhorst den 19. Jan. 1676

Sehr Erhöcht. Fürstlichen Befehl. Ich habe mich nicht ablehnen können, da ich mit dem brandt verwundung anseynd
Anbrunnung der hiesigen nidergebauet wasserwerks anffordern daruber geschicket so lang als selbde
meine lange absehsseit nicht mehr an dem tagen wird zu dem jetzigen zeite habe
Herrschafft sein mich beifert abgehelt. Versuche demnach, daß ich nicht die gedenke,
nichesingens die thatt begreut habe, Ihre Majest. zu dem ein künftige maßgebendes worte
mit dem ganzem einwilligen einverständnis, welchen in dem anfangen aber mit dem
habes Ein. sehr Erhöcht. Befehl. von dem an, dessen handt, welches nicht gemeint auch,
meine ich aber die gebrachte anffordern mit einverständnis zu dem bingens zeingens werth,
denn die unterzeichneten diejenige zu besorgen, welche auch besorgen werden geschicket, wann
ich einigliche von hoher Allmacht Gottes erhalte wird bis

Sehr Erhöcht. Fürstl. Befehl

Delmenhorst, den 19. Jan. 1676

unterzeichnet Johannes Pfretzschner
Burggraf

Abb. 26: Brief des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschner, Delmenhorst 19. 1. 1676 (verkleinert).



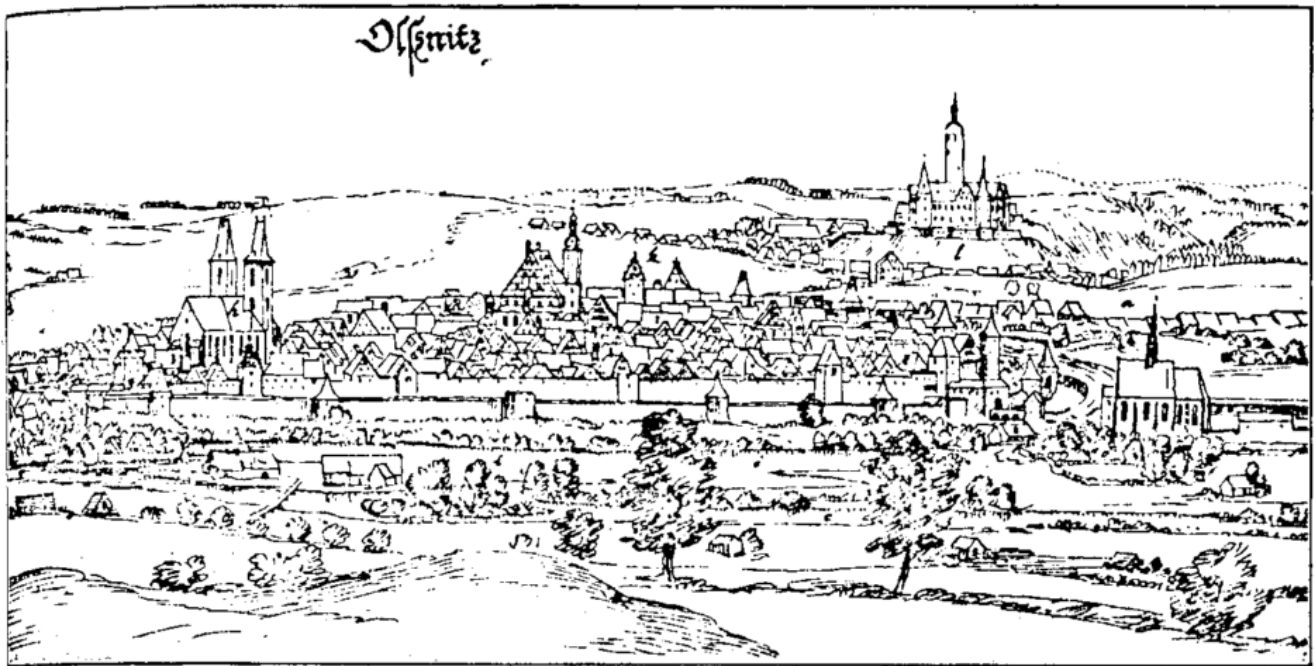


Abb. 27: Ansicht von Oelsnitz, nach W. Dilich, 1628.

Die Familie Pfretzschner im Vogtland

Der hier dargestellte, von Adorf über Tirschenreuth und Dessau nach Delmenhorst führende Familienzweig der Pfretzschner soll abschließend in den größeren Rahmen des Gesamtgeschlechts gestellt werden. Das über Sachsen weitverbreitete Geschlecht Pfretzschner hat seine Urheimat im Vogtland, denn am frühesten begegnet dort der Name Pfretzschner (in unterschiedlicher Schreibweise)²⁸, nämlich im Jahre 1467 in der Steuerliste²⁹ des Amtes Vogtsberg bei Oelsnitz. In dieser kleinen Textilindustriestadt nahe dem Schnittpunkt der Grenzen von Böhmen, Bayern und Sachsen, in einer hügeligen Landschaft, wo das Erzgebirge endet und das Fichtelgebirge nicht weit entfernt ist, scheint das Zentrum der Familie Pfretzschner gelegen zu haben. Von da aus hat sie sich dann zahlreich in der Umgebung verbreitet, und in Oelsnitz haben wir wohl auch die Vorfahren der Adorfer Linie zu suchen. Nicht alle Namensträger lassen sich bisher in eine gesicherte Stammliste einfügen, aber eine Reihe von Familienzweigen zeichnet sich nach heutiger Kenntnis deutlich ab, über die in aller Kürze berichtet sei. Es fällt auf, daß die Pfretzschner schon früh zu akademischer Bildung strebten; so wurden allein an der Universität Leipzig zwischen 1534 und 1626 über zwanzig Pfretzschner-Söhne immatrikuliert. Als Maßstab ihrer sozialen Stellung darf auch eine relativ große Anzahl von Leichenpredigten aus ihrem Familienbereich gelten.

Im Städtchen Oelsnitz selbst hatten Familienmitglieder im 16. und 17. Jahrhundert mehrmals das Amt des regierenden Stadtvogts wie auch des Bürgermeisters inne; einer von ihnen, Johann Pfretzschnier (1573-1632), dessen Herkunft „aus dem ehralten und vornehmen Geschlecht Pfretzschnier“ ausdrücklich benannt³⁰ wird, fungierte auch als Oberherr der Tuchmacher. Sein erster Sohn, Pfarrer seines Zeichens, war wie sein Namensvetter in Tirschenreuth, „des Glaubens wegen vertrieben“. Der jüngere Sohn, Nicolaus Pfretzschnier (1599-1667), ein gelehrter und erfolgreicher Mann, Rechtsgelehrter (Juris Consultus), brachte es neben vielen anderen Titeln zum kurfürstlich sächsischen Hof- und Justitienrat und wurde als Herr über verschiedene Güter 1656 in den rittermäßigen Reichsadelsstand erhoben, auch mit dem kleinen Palatinat ausgestattet. Sein Porträt mit Wappen ist seiner Leichenpredigt³¹ in einem qualitätvollen Kupferstich von F. Hockner beigegeben (siehe Abb. 2). Der unter zwölf Kindern einzige Sohn Nicolaus, 21jährig zum Doktor habilitiert, ertrank kurz darauf in Frankreich beim Versuch der Errettung eines Freundes aus Wassernot. - Ein verwandter Familienzweig Pfretzschnier hatte das Stadtvogtamt in Plauen inne; ein anderer Ast stellte im 17. Jahrhundert Kantoren während drei Generationen im böhmischen Elbogen, in Gera und in Eisleben.

Eine schon früh von Oelsnitz bzw. vom benachbarten Triebel abzweigende Linie³² war mit dem Steinmetzen Hans Pfretzschnier 1528 in Leipzig ansässig geworden. Er und sein Sohn Sittich Pfretzschnier waren als Ratsmaurer und Baumeister Leipziger Kirchtürme und des Rathauses immerhin so bedeutend, daß sie in das „Allgemeine Lexikon der Bildenden Künstler“ von Thieme und Becker aufgenommen wurden. Von den drei akademisch gebildeten Brüdern des Sittich verdient Valentin Pfretzschnier († 1597) besondere Beachtung als Kammermeister zu Pegau und Begründer eines Pegauer Familienzweiges.³³ Von dessen Söhnen war der älteste, Dr. med. Johann Pfretzschnier (1569-1632), Arzt in Pegau, der ebenso wie unser Tirschenreuther und Dessauer Johann Pfretzschnier in Basel (1600) promoviert hatte. Ebenfalls sein jüngerer Bruder Ambrosius Pfretzschnier (1574-1611) hatte im gleichen Jahr in Basel den juristischen Doktortitel erworben und lebte als kaiserlicher und kurfürstlich sächsischer Rat sowie als Agent am kaiserlichen Hof in Prag. Zwei weitere Brüder, Friedrich Pfretzschnier (1572-1646) und Valentin Pfretzschnier (1578 - nach 1631), Handelsmänner in Leipzig bzw. in Naumburg, beteiligten sich an Erzförderung, Eisenverhüttung und -verarbeitung als Besitzer des Hammergutes Eistal bei Burgk an der Saale und eines Hüttenwerkes bei Schleiz, dann auch als Besitzer und Pächter mehrerer Hammerwerke in Oberfranken, im Vogtland und im Bayreuthischen, von Bergwerksanteilen, einer Schneidemühle und eines Drahtwerks. Aber durch Fehlinvestitionen, Kriegen, Geldentwertung und staatliche Belastungen konnten die Gebrüder Pfretzschnier am Ende keinen Ertrag erwirtschaften, so daß sie ihre Unternehmungen wieder abstoßen mußten.³²

Eine auf den erwähnten Leipziger Baumeister Sittich Pfretzschner zurückgehende fränkische Linie führte über Coburg nach Bamberg und schließlich nach München, anfangs durch zwei Zinngießer, danach durch mehrere Offiziere und Beamte repräsentiert. Ihr bedeutendster Sproß ist Adolph Freiherr von Pfretzschner (1820-1901), namhafter Staatsmann, seit 1865 bayerischer Staatsminister und 1872-1880 Ministerpräsident („Ministerratsvorsitzender“) zu Zeiten König Ludwigs II. Am 5. 3. 1880 wurde Adolph Pfretzschner in den Freiherrnstand mit erblichem Adel erhoben.³⁴

In der Heimat zu Adorf reichen die Nachkommenzweige³⁵ des alten Pfretzschner-Stammes, der dort im 17. Jahrhundert mehrere Bürgermeister stellte, bis fast in die Gegenwart, nämlich bis zum Zusammenbruch nach dem Zweiten Weltkrieg. Hier gehörten die Pfretzschner auch bald zum Kreis der traditionellen Familien, die am Musikinstrumentenbau beteiligt waren. Das südöstliche Vogtland hat als „Musikwinkel“ einen besonderen Klang im wahrsten Sinne des Wortes. Seit dem 17. Jahrhundert ist dort der Musikinstrumentenbau zu Hause. Elias Pfretzschner, 1659 aus Adorf gebürtig, ließ sich in dem nur eine gute Wegstunde entfernten Städtchen Markneukirchen, dem Zentrum des vogtländischen Instrumentenbaus, nieder. Er war der erste Pfretzschner, der in die Geigenmacherinnung zu Markneukirchen aufgenommen wurde. Zwei Söhne übernahmen des Vaters Beruf, und in der folgenden Generation gab es schon sieben Geigenmacher des Namens Pfretzschner. Insgesamt waren mehr als dreißig Markneukirchner Pfretzschner neun Generationen lang dem Instrumentenbau verbunden, als Geigenbauer, Saitenmacher, Bogenmacher, Gitarrenbauer, Zithermacher, Holzblasinstrumentenmacher oder daneben auch als Musikinstrumentenhändler, bis der Zweite Weltkrieg diese alte heimische Handwerkstradition beendete.³⁵ Neusten Informationen zufolge haben in Markneukirchen verbliebene Angehörige der Familie Pfretzschner während der sozialistischen Staatsführung den Musikinstrumentenbau allerdings inoffiziell weitergepflegt, und es ist zu hoffen, daß diese alte Handwerkskunst nach der politischen Wende nun zu neuem Leben aufblüht.

Mit diesem zusammenfassenden Überblick sei unsere Betrachtung über das Geschlecht Pfretzschner abgeschlossen, über eine Familie, die vom Vogtland ausgehend sich über Sachsen ausbreitete und in jenem Raum wohl auch ihre geschichtliche Rolle gespielt hat. Daß sie in einzelnen Familienästen in andere Gebiete und hier bis ins Oldenburgische vorstieß, macht ihre Darstellung um so interessanter und lebendiger.



v. Pretzschner

Abb. 28: Adolph Freiherr von Pretzschner (1820-1891) als königlich bayerischer Ministerpräsident („Ministerratsvorsitzender“). Nach einer Photographie gezeichnet von C. Kolb (vgl. Anm. 34).

Stammliste Pfretzschners, Linie Adorf-Tirschenreuth-Dessau-Delmenhorst

- I. Johannes Pfretzschners, * Adorf (um 1555), † . . . (zw. 1609/1620), (vielleicht ein Enkel des 1531 und 1542 in Adorf genannten Hans Pfrotschners), studierte 1573 in Leipzig, 1578 in Wittenberg, seit etwa 1580 Rektor zu Adorf (28 Jahre lang), dann (mindestens schon 1609) Bürgermeister ebd.,
∞ (etwa 1580/85) Elisabeth Löwe, * . . . , † Tirschenreuth 2. 10. 1620,
□ Adorf (To. v. Nicolaus L., Stadtkämmerer zu Adorf)³
Sohn: Johann, siehe II.
- II. Johann Pfretzschners, * Adorf 5. 11. 1586, † Dessau 22. 8. 1655, Schulbesuch in Adorf, 1598 in Karlsbad, dann in Eisleben, 1602 Universität in Leipzig, 1608 in Wittenberg, 1609 in Basel, dort 29. 8. 1609 Dr. med., 1610 Stadtphysicus und praktischer Arzt in Tirschenreuth, seit 1613 zusätzlich auch Schulrektor dort, ging 1627 ins Exil, seit 28. 1. 1628 Schulrektor zu Dessau, daneben auch praktischer Arzt,
∞ Tirschenreuth 2. 9. 1612 Magdalena Homagius, * (1586), † Dessau, □ ebd. 8. 1. 1660 (To. v. Christoph H., Stadtrichter zu Tirschenreuth; Enkelin v. Christoph H., Pfarrer u. Dekan zu Schwabach⁸),
sie: ∞ I. Tirschenreuth 11. 3. 1606 Johannes Lohr (Loer), ~ ebd. 15. 8. 1580, □ ebd. 21. 8. 1609, Buchbinder und Ratsfreund ebd. (So. v. Georg L.)
Kinder (1-8 in Tirschenreuth * , 9 in Dessau *):
1. Hans Georg, ~ 15. 8. 1613, □ Tirsch. 14. 1. 1617
2. Anna Rebecca, ~ 3. 1. 1615, □ Dessau 28. 7. 1640, ∞ Dessau 6. 1. 1638 Georg Raumer, * Eschenbach (Obpf.) 13. 10. 1610, † Dessau 26. 5. 1651, 1638 Pfarrer zu Jębnitz, 1640 zu Dessau, 1655 auch Superintendent und Hofprediger ebd.¹³
er: ∞ II. Dessau 1641 Dorothea Elisabeth von Bergen, ~ ebd. 31. 1. 1619, □ ebd. 22. 12. 1702
3. Barbara, ~ 10. 6. 1616, □ Dessau 22. 9. 1637, † an der Pest
4. Johannes, ~ 15. 10. 1618, siehe III.
5. Elisabetha Catharina, ~ 26. 7. 1620, □ Tirsch. 9. 11. 1620
6. Elisabeth Magdalena, ~ 15. 5. 1622, □ Dessau 3. 9. 1637 (Elisabeth Catharina), † an der Pest
7. Barbara Catharina, ~ 19. 6. 1624, † Raguhn/Anhalt 28. 3. 1695,
∞ I. Dessau 26. 8. 1645 Christoph Claußnitzer (Clausener, Claußner), wahrscheinlich aus Halle/Saale, 1637 fürstl. Secretarius in Wörlitz, erwarb am 27. 3. 1645 das Bürgerrecht in Dessau, war hier Rats Herr und Ratskämmerer
∞ II. Dessau 4. 5. 1652 David Paul(i), * Zerbst 26. 7. 1618, † Raguhn 1. 5. 1685, fürstl. Geleitseinnehmer und Mühleninspektor, dann auch Stadtschreiber und Bürgermeister in Raguhn (So. v. David Pauli, Rats Herr in Zerbst)

8. Sophia Barbara, ~ 23. 9. 1626, □ Dessau 6. 10. 1637, † an der Pest
9. Catharina Maria, ~ Dessau 25. 11. 1630, lebt 1655 noch unverheiratet

III. Johannes Pfretzschner, ~ Tirschenreuth 15. 10. 1618, † (Delmenhorst) 1678, Schulbesuch in Tirschenreuth und Dessau, seit 1637 Student in Bremen, gräflich oldenburgischer Burggraf (Burgvogt) zu Delmenhorst,

∞ I. Bremen (St. Ansgari) 12. 2. 1643 Beke Bröking, * . . . , □ Delmenhorst 13. 8. 1663 (To. v. Diedrich B. u. d. Künneke, zu Bremen)

∞ II. Delmenhorst 4. 5. 1664 Elisabeth Aleman, * . . . , □ Delmenhorst 23. 2. 1700

Kinder (1-3 aus erster Ehe, 4-8 aus zweiter Ehe):

1. Diedrich (Theodorus), * (ca. 1644), studiert 1662 in Bremen, hat am 31. 3. 1665 in Delmenhorst ein mit Johann Lüken Tochter Anna gezeugtes Kind taufen lassen
2. Magdalena Cunigunda, * Delmenhorst Aug. 1651, † Holzkamp 2. 3. 1730,
∞ Ganderkesee 11. 9. 1677 Wilcken Stolting, * Juli 1653, † Holzkamp 12. 9. 1742, Gutsherr zu Holzkamp (Gem. Ganderkesee)²⁰
3. Anton Ludolf Pfretzschner, studiert 1668 in Bremen, 1692 Regimentsquartiermeister, März 1694 am Landgericht zu Varel, 1694-1700 Amtsvogt in Burhave und Blexen,
∞ . . . Catharina N.N., 1692 als Patin in Varel genannt
Tochter: a) Charlotte Hedwig, ∞ Abbehausen 22. 10. 1711 Campe Johannsen ebd.
4. Anna Magdalena, ~ Delmenhorst 25. 2. 1665
5. Hyronimus, ~ Delmenhorst 31. 7. 1666, □ ebd. (in der Kirche) 30. 7. 1667
6. Statius Friedrich, ~ Delmenhorst 1. 8. 1667, □ ebd. (in der Kirche) 14. 5. 1669
7. Thomasina, ~ Delmenhorst 1. 6. 1669,
∞ Brinkum 3. 1. 1697 Statius Benedictus Müller, 1697 Regiments-Secretarius im Regt. Obrist Affeln (So. v. Philipp Friedrich M., Jctus, auch J. U. Practicus und Erbherr zu Brinkum, u. d. Hedwig Magdalena Stolting)^{20,25}
8. Catharina Maria, 1702 zu Delmenhorst (1702 Patin in Holzkamp)

Anmerkungen:

- 1) Die vogtländischen Türkensteuerlisten der Jahre 1531/32 und 1542, von Max Frotscher (in Mitteldeutsche Familienkunde, Bd. 1, 1964/65, S. 190 ff. u. 243 ff.)
- 2) Leichenpredigt auf Dr. med. Johann Pfretzschner (1586-1655) zu Dessau, Stolberger Leichenpredigtensammlung Nr. 17810 in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel.

- 3) Nicolaus Löwe, Stadtkämmerer in Adorf, † ebd. 5. 4. 1620 durch Sturz von der Scheune, Sohn von Adam Löwe.
- 4) Ein Exemplar in der Universitätsbibliothek Basel.
- 5) Die alte Universität Mainz und ihre Medizin, von Gunter Mann (in „die waage“, Grüenthal, Stolberg Rhld., Jg. 1977, Heft 3, und Jg. 1989, Heft 1, S. 36).
- 6) Zur Darstellung der territorialen und konfessionellen Verhältnisse in Tirschenreuth wurden herangezogen: „Tirschenreuth im Wandel der Zeit“, Bd. 1 (1983), Bd. 2 (1984) und Bd. 4 (1986) sowie „Die Wittelsbacher, Geschichte unserer Familie“, von Adalbert Prinz von Bayern, München 1979.
- 7) Nach der Leichenpredigt Pfretzschner (s. Anm. 2) soll auch der Stadtrichter Christoph Homagius Poeta laureatus gewesen sein. Dies ist aber vermutlich eine Verwechslung mit seinem gleichnamigen Vater.
- 8) Christoph(orus) Homagius, * Delitzsch 1532, † Schwabach 14. 2. 1592, imm. Leipzig WS 1550 (Homak aus Zörbig bei Merseburg), imm. Wittenberg 1. 1. 1560 (Delicianus = aus Delitzsch), Magister, 3. 4. 1560 in Wittenberg ordiniert, 1560-63 Pfarrer (Diaconus) in Delitzsch, 14. 8. 1563 - 1592 Pfarrer und Dekan in Schwabach, „fürnehmer Theologe“, Poeta laureatus (ca. 1579/82 von Paulus Mellissus gekrönt), (So. v. Joseph Homag/Homak, * um 1500, † Delitzsch 12. 12. 1572, 1550-1571 Ratsherr und Kämmerer ebd.),
 ∞ Delitzsch 12. 11. 1560
 Magdalena Fiedler, * . . ., † (nach 1592), (To. v. Adam Fiedler, † Delitzsch 16. 11. 1573, Gerber auf dem Gerberplan zu Delitzsch, u. d. N.N., † ebd. 16. 11. 1583)
- 9) Hofpfalzgrafenregister, bearb. von Jürgen Arndt, Bd. 1, Neustadt/Aisch 1964, S. 54.
- 10) Beckmann, Historie von Anhalt, 1710, Teil 3, S. 372.
- 11) Würdig, Chronik der Stadt Dessau, 1876, S. 448.
- 12) Diese Enkelin Anna Magdalena Raumer, * 19. 10. 1638, ∞ 12. 9. 1654, hatte drei Kinder: Juliane Sophie, Heinrich Gottfried und Georg Bernhard, deren Geburtsdaten nicht bekannt sind. Der Urgroßvater Pfretzschner starb am 22. 8. 1655.
- 13) Hermann von Raumer, Die Geschichte der Familie von Raumer, Neustadt/Aisch 1975 (= Bibliothek familiengeschichtlicher Arbeiten, Bd. 18).
- 14) Ahnentafel des Generalfeldmarschalls Grafen von Roon, bearb. von Josua Rogge (in „Ahnentafeln berühmter Deutscher“, Bd. 1, Leipzig 1929-32, S. 174 ff.).
- 15) Die Matrikel des Gymnasium Illustre zu Bremen 1610-1810, bearb. von Thomas Otto Achelis und Adolf Börtzler (= Bremisches Jahrbuch, 2. Reihe, Bd. 3, Bremen 1968).
- 16) Johann Justus Winckelmann, Oldenburgische Chronik („Oldenburgische Friedens- und der benachbarten Örtter Kriegshandlungen“), Oldenburg 1671, S. 363.
- 17) Wolfgang Büsing, Aus der Chronik eines adelig-freien Hauses: Lange Straße 81 (in „Von Hus un Heimat“, Juni 1969, Nr. 6, S. 46-47, Beilage zum Delmenhorster Kreisblatt).
- 18) Edgar Grundig, Geschichte der Stadt Delmenhorst 1953, Bd. I, S. 402.
- 19) Nds. Staatsarchiv Oldenburg, Best. 71 Ab, Abt. I. 1 Nr. 32 I., Beilage 25.
- 20) Wolfgang Büsing, Das niedersächsische Geschlecht Stolting (in „Oldenburgische Familienkunde“, Jg. 18, 1976, Heft 4, S. 349-388). - Ders., „Glück, Heil und Segen angewünscht“, Familiengeschichtliche und heimatkundliche Beiträge aus dem Oldenburgischen, Oldenburg 1988, S. 120-124; vgl. auch Nordwest-Heimat vom 10. 7. 1956.
- 21) Im Besitz des Verf.
- 22) Vgl. z. B. das zusammen mit seinem Porträt abgebildete Wappen des Nicolaus Pfretzschner (1599-1667), Abb. 2, S. 294.
- 23) Edgar Grundig, Geschichte der Stadt Delmenhorst, Bd. 1, Delmenhorst 1953, S. 86.

- 24) Zum Zeitpunkt der Eheschließung seiner ältesten Tochter am 1. 9. 1677 (KB Ganderkesee) lebte er noch. 1679 stellte die Witwe ein Gesuch auf Zahlung rückständiger Besoldung von 1678; daraus folgt, daß Johannes Pfretzschner 1678 gestorben sein muß. (Frdl. Hinweis von Archivoberrat Dr. Friedrich W. Schaer, Oldenburg.)
- 25) Vgl. Wolfgang Büsing, Sippenverflechtung niedersächsischer Amtmänner, Offiziere und Pastoren aus den Familien Bremer, Müller, Pfretzschner, Roth und Stolling (in „Genealogisches Jahrbuch“, Bd. 19, Neustadt/Aisch 1979, S. 255-267).
- 26) Abstammungsreihe des Verf. in: Wolfgang Büsing, Das Geschlecht Roth aus Wunsiedel (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 6, 1964, Heft 3/4, S. 61-166), S. 96.
- 27) KB Oldenburg, Heiratsregister 26. 10. 1765.
- 28) Z. B. Pfrezschner, Pfretzner, Pfretzener, Pfretscher, Pfritzschner, Pfritschner, Pfritzner, Pfritzener, Pfrietzner, Pfrietzener, Pfrützschnier, Pfrotzschner, Pfoschner, Pritzschnier.
- 29) Die Steuerliste der Ämter Vogtsberg und Pausa i. V. vom Jahre 1467, von Max Frotscher (in Mitteldeutsche Familienkunde, Bd. 1, 1963, S. 112 f.).
- 30) Leichenpredigt auf den Stadtvogt Johann Pfretzschner (1573-1632) zu Oelsnitz, Stolberger Leichenpredigtensammlung Nr. 17809 in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel.
- 31) Leichenpredigt auf Nicolaus Pfretzschner (* Oelsnitz 7. 11. 1599, † Dresden 29. 12. 1667) zu Weida, Herr auf Troschenreuth, Schwandt, Oelßen und Trebnitz, Jctus (Dr. iur.), Comes Palatinus, kurf. sächs. Hof- und Justitienrat; Stolberger Leichenpredigtensammlung Nr. 17811 in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel, Nr. 4852 der Braunschweiger Leichenpredigtensammlung, dabei auch das in Abb. 2 wiedergegebene Porträt mit Wappen von 1663.
- 32) Martin Kessler, Die Familie Keßler (= Deutsches Familienarchiv Bd. 95, Neustadt/Aisch 1987), darin S. 220-222 „Pfretzschner“. - Vgl. auch „Die Ahnen des Pfarrers Gustav Kessler“ (in „Deutsches Familienarchiv“ Bd. 66, 1977, S. 70-72: „Pfretzschner“).
- 33) Martin Kessler, Die Pegauer Pfretzschner, in Mitteldeutsche Familienkunde, Jg. 9, 1968, S. 223-227.
- 34) Karl Pfretzschner, Die Pfretzschner-Ahnen des bayerischen Ministerratsvorsitzenden Adolph Freiherrn von Pfretzschner (in „Blätter des Bayerischen Landesvereins für Familienkunde“, Jg. 52, 1989, S. 84-89).
- 35) Die Pfretzschner im sächsischen Vogtland, (masch.schr.) Zusammenstellung (Stammliste) von August Heberlein, Wedel/Holstein 1967. Eine materialreiche Arbeit, die allerdings in den ersten Generationen viele unhaltbare Hypothesen und nachweislich falsche Filiationen enthält.

Mit einigen Pfretzschner-Forschern verbindet mich seit langen Jahren ein reger Meinungsaustausch, so 1960-68 mit August Heberlein (†) in Wedel/Holstein, 1962-68 mit Ernst Vierthaler (†) in Dessau, seit 1985 mit Heinz Pfretzschner in Freital bei Dresden. Ihnen verdanke ich wertvolle Hinweise. Schließlich sei vermerkt, daß der Verf. bereits 1969 einen Zeitungsbericht zu diesem Thema veröffentlichte: „Der Delmenhorster Burggraf Johannes Pfretzschner“ in „Von Hus un Heimat“, März 1969, Beilage zum Delmenhorster Kreisblatt.

Anschrift des Verfassers:

Apotheker Wolfgang Büsing, Lerigauweg 14, 2900 Oldenburg.

Jahresbericht der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde für 1990

Die Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde (OGF) kann wiederum auf ein Jahr erfolgreicher Tätigkeit zurückblicken. Die Schriftenreihe „Oldenburgische Familienkunde“ erschien im 32. Jahrgang mit folgenden Beiträgen: Dr. Harald Schieckel bearbeitete in Heft 1 „Familiengeschichtliche und autobiographische Aufzeichnungen des oldenburgischen Ministers Günther Jansen (1831-1914)“; Heft 2/3 schildert „Gut Nordenham in Butjadingen“ nach den Erinnerungen von Dr. med. Elimar Hansing aus den Jahren 1863-1873, dazu ein Nachwort von Wolfgang Büsing „Zur Geschichte von Gut Nordenham“; ebenso aus der Feder von Wolfgang Büsing stammt Heft 4 „Herkunft und Familie des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschner (1618-1678)“.

Eine Reihe weiterer Forschungsergebnisse zeugt von einem erfreulichen Einsatz unseres Mitgliederkreises: Heinrich Aufderheide stellte das Buch „Wildeshausen in alten Ansichten“ zusammen; Ltd. Archivdirektor Dr. Albrecht Eckhardt bearbeitete die beiden Findbücher (33/34) „Archivalien zur Geschichte des Landesteils Lübeck (Eutin) im Staatsarchiv in Oldenburg“; Dierk Feye legte seine Dorfchronik „Großenkneten in alter und neuer Zeit“ vor; Hans Hermann Francksen gab den dritten Band seiner „Siedlungsgeschichte Langwarden-Tossens“ mit der Bauerschaft Düke und Roddens heraus; Volkmar Häseker lieferte nach seiner Kirchenbuchverkartung von Stuhr zahlreiche Familienstammtafeln aus diesem Kirchspiel; Dr. Christian Friedrich Logemann schrieb den Beitrag „Zur Geschichte der Familie Logemann“ (in Delmenhorst); Kurt Müsegades veröffentlichte sein neues Buch „Stenum, Rethorn, Schierbrok, Dörfer um den Stenum Wald“; Dr. Ernst Schärfe verfaßte eine „Ahnenliste Meiners“.

Die Vortragsreihe der OGF wurde wiederum mit 6 Veranstaltungen fortgesetzt:

- 303 Rektor i. R. Gerold Meiners, Berne: „Die Anfänge der Stedinger Schifffahrtsgeschichte und die Walfang-Compagnie im 19. Jahrhundert“ (13. 1. 1990)
- 304 Verwaltungsdirektor i. R. Kurt Müsegades, Ganderkesee: „Episoden aus der Geschichte der Familie Müsegades und der Welsburg - Wie aus einer Gans ein Schwan wurde“ (10. 2. 1990)



- 305 Realschullehrerin Margarethe Pauly, Rastede: „Die Wassermühle in Rastede - Beiträge zur Hof- und Familiengeschichte“ (10. 3. 1990, mit Lichtbildern)
- 306 Genealogische Exkursion nach Jeddelloh auf den Hof von Johann Diedrich zu Jeddelloh, dort u. a. Vortrag von Karl-Wilhelm Karbe, Bremen: „Der Stammhof des Geschlechts zu Jeddelloh - geschichtliche Entwicklung eines Ammerländer Hausmannshofes“ (28. 4. 1990)
- 307 Realschullehrer Dierk Feye, Varel: „Eschbauernhöfe und Namengebung in Großenkneten“ (13. 10. 1990, mit Lichtbildern)
- 308 Apotheker Wolfgang Büsing, Oldenburg: „Herkunft und Familie des Delmenhorster Burggrafen Johannes Pfretzschner (1618-1678)“ (10. 11. 1990, mit Lichtbildern)

Den über hundert Teilnehmern hat vor allem der genealogische Ausflug nach Jeddelloh viel Freude gebracht, wo wir auf freundliche Einladung von Baumschulenbesitzer Johann Diedrich zu Jeddelloh Gast auf dessen großartiger Hofstätte waren. Einen besonderen Akzent gab der Veranstaltung die Direktorin der Oldenburgischen Landschaft, Frau Ursula Maria Schute, mit der Verleihung der Landschaftsmedaille an den Vorsitzenden der OGF, Wolfgang Büsing, für „Verdienste um die Erforschung der Familiengeschichte des Oldenburger Landes“.

Die OGF war durch ihren Vorsitzenden im September 1990 auf dem 42. Deutschen Genealogentag in Erlangen sowie in Bremen auf der Jahrestagung der Familienkundlichen Kommission für Niedersachsen und Bremen vertreten. Im Rahmen der deutsch-holländischen Freundschaftsbeziehungen genealogischer Vereine beider Länder hielt Wolfgang Büsing am 3. November 1990 vor der „Werkgroep Genealogisch Onderzoek Duitsland“ in Utrecht einen Vortrag über Studentenstammbücher.

Der Arbeitskreis für Kirchenbuchverkartung trat am 3. März 1990 zu einer Arbeitstagung in Varel zusammen, um unter der Leitung von Dierk Feye Erfahrungen mit der Computer-Genealogie auszutauschen.

Aus dem Mitgliederkreis können wir, soweit uns bekannt geworden, wieder von verschiedenen Jubilaren berichten. 90 Jahre alt wurde Theodor Francksen; 85 Jahre: Richard Hoyer und Prof. Dr. Helene Ramsauer; 80 Jahre: Dr. Heinrich Munderloh, Dr. Walter Schaub, Henny Sosath und Generalleutnant a.D. Otto Uechtritz; 75 Jahre: Werner Barre, Dr. Johannes Buss und Konrad Feldhusen; 70 Jahre: Franz Joseph Goldmann, Johann Gorath, Margarete Gritschneider, Willemina Krüger, Marie Sophie Lampe, Anita Nothnagel, Dr. Harald Schieckel und Hans Georg Volkhardt; 65 Jahre: Prof. Dr. Kurt Asche, Konrad Forche, Günther Harbers, Christa Karbe, Ricklef Orth und Ernst Wübbenhorst. Allen Jubilaren gelten unsere besten Glückwünsche.

1990 verlor die OGF 15 Mitglieder:

Edo Ahrien, Oldenburg († 3. 10. 1990)
Günther Becker, Oldenburg
Susanne Famulla, Oldenburg
Gunda Garms, Oldenburg
Richard Gorath, Oldenburg
Karl König, Oldenburg († 14. 9. 1990)
Ralf Looock, Hamburg
Wilfried Niemann, Westerstede
Edeltraud Pape, Oldenburg († 17. 6. 1990)
Max Rogge, Oldenburg († 24. 6. 1990)
Diedrich Schnelle, Oppenheim
Elisabeth Stüve, Oldenburg
Hans Tapken, Jaderberg
H.M.W. Mosle Winter, Charlemont, USA
Klaus Zülcke, Oldenburg

Das lfd. Jahr brachte uns dagegen 16 neue Mitglieder, die wir herzlich begrüßen:

Ahlers, Hartwig, Drosselweg 3, 2875 Ganderkesee 1
Alfs, Heiko, Bürstel, Sykstraße 8, 2875 Ganderkesee 1
Diers, Gerold, Einhornweg 21, 2904 Sandkrug
Hagstedt, Alfred, Rethorn, Hohenkamp 66a, 2875 Ganderkesee 2
Heitzhausen, Erich, Stenum, Dorfring 7, 2875 Ganderkesee 2
Herms, Otto, Kornstraße 56, 2900 Oldenburg
Janßen, Ewald, Rodenkirchen-Absen, Alma-Rogge-Str. 5, 2883 Stadland 1
Kayser, Friedrich, Dr. med., Dietrichsweg 55a, 2900 Oldenburg
Meerpohl, Ludger, Hundsmühler Str. 33c, 2900 Oldenburg
Müseghades, Alfred, Havekost, 2875 Ganderkesee 1
Pauly, Margarethe, Grasweg 3, 2902 Rastede
Ripken, Gerd, Sonnenstr. 25, 2900 Oldenburg
Schärfe, Ernst, Dr. rer. nat., Talfeldstr. 25, 7950 Biberach a.d. Riß
Siebel, Rolf, Quellenweg 26b, 2900 Oldenburg
Trustädt, Margarete, Hundsmühler Str. 81 A, 2900 Oldenburg
Unverzagt, Wilfried, Binnergerstr. 30, CH-4103 Bottmingen/BL, Schweiz

Ende 1990 beträgt unsere Mitgliederzahl 306 Personen.

Wie immer bitten wir an dieser Stelle um die baldige Überweisung des Jahresbeitrags für 1991. Wie bereits durch Rundschreiben bekannt gegeben, weisen wir erneut darauf hin, daß der Vorstand sich veranlaßt sieht, den Jahresbeitrag ab 1991 auf DM 25,- anzuheben. In Anbetracht der Tatsache, daß wir die Beitragshöhe seit 11 Jahren (1980-1990) mit DM 20,- unverändert gehalten haben, obwohl mehrfache Erhöhungen im Druckgewerbe



wie auch der Postgebühren unsere Kasse stark belasten, hoffen wir auf Ihr freundliches Verständnis. Im Vergleich mit anderen Vereinen bei entsprechender Leistung liegen wir mit 25,- DM Jahresbeitrag immer noch extrem niedrig. Bitte überweisen Sie auf unser Konto Nr. 144 16085 00 bei der Oldenburgischen Landesbank (BLZ 280 200 50). (Das Postscheckkonto dieser Bank lautet 319-302 Hannover).

Wolfgang Büsing, Vorsitzender
Lerigauweg 14, 2900 Oldenburg

Wir empfehlen unseren Lesern:

Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung):

Hefte 33 u. 34: Archivalien zur Geschichte des Landesteils Lübeck (Eutin) im Staatsarchiv in Oldenburg (um 1630/1773-1937), bearb. von Albrecht Eckhardt, Oldenburg 1989/1990, insgesamt 899 Seiten, brosch., zus. DM 48,-.

Heft 35: Herrschaft Jever, Findbuch zu den Beständen 90 bis 104, bearb. von Friedrich-Wilhelm Schaer, Oldenburg 1990, 407 Seiten, brosch., DM 26,-.

Der Familienforscher wird als Archivbenutzer die Mitteilung begrüßen, daß die Reihe der Findbücher aus dem Staatsarchiv Oldenburg um drei wichtige und gewichtige Bände ergänzt wurde, wofür den Bearbeitern wie auch dem Staatsarchiv sehr zu danken ist. Zunächst handelt es sich um das Inventar der Archivalien zur Geschichte des Landesteils Lübeck (Eutin) von 1600 bis 1937. Allein schon der Umfang dieses zwei Bände („Heft“ 33 u. 34) ausmachenden Werkes mit insgesamt 899 Seiten zeugt von einer enormen Arbeitsleistung des Bearbeiters und seiner Helfer. Einführend werden die komplizierten Besitzverhältnisse und -veränderungen des ehemaligen Hochstifts und späteren Fürstentums bzw. oldenburgischen Landesteils Lübeck sowie die daraus erwachsene differenzierte Archivalienüberlieferung und Archiventwicklung dargestellt, wonach die wesentlichen Aktenbestände von Eutin sukzessive nach Oldenburg in das Oldenburgische Haus- und Zentralarchiv (Staatsarchiv) überführt wurden. Es ist einleuchtend, daß der überwiegende Teil der Archivalien aus der Zeit der Zugehörigkeit des Landesteils Lübeck (Eutin) zu Oldenburg (1773-1937) stammt. Dieser Gemeinsamkeit von Oldenburg und Eutin entsprachen zahlreiche Wechselbeziehungen beider



Landesteile, die ihren Niederschlag auch in genealogisch-familiären Bindungen fanden. Die Fülle des Materials aus allen Bereichen von Verwaltung, Justiz, Kirche und Schulen, Militär und Diplomatie, wie auch von Nachlässen der (Groß-)Herzöge und bedeutender Beamten läßt eine Aufzählung von Einzelheiten nicht zu. Vielmehr sei der Benutzer anhand der umfangreichen Register (74 Seiten Personen- und geographischer Index, 111 Seiten Sachindex!) angeregt, immer wieder neue Sachverhalte zu finden und eigene Entdeckungen zu machen. Einige Bestände gehören zum Oldenburgischen Hausarchiv und bedürfen der Benutzungsgenehmigung seitens der Herzoglich Oldenburgischen Verwaltung.

Das Findbuch für die Bestände der „Herrschaft Jever“ (Heft 35) umfaßt den Zeitraum vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zur französischen Epoche 1815 und schließt damit an das bereits vorliegende Findbuch (Heft 30) vom „Amt Jever“ (1814-1878) an. Schon der 32 Seiten umfassende Personenindex, dem noch ein geographischer und ein Sachindex folgen, zeigt die große Bedeutung dieses Bandes für die jeveländische Familiengeschichtsforschung. Diesen Eindruck bestätigt eine Durchsicht der mit gewohnter Präzision des Verf. erarbeiteten Beständeübersicht. Den Genealogen interessieren insbesondere die umfangreichen Personalakten (Best. 90-7) der im Hof- und Staatsdienst angestellten Personen aus Verwaltung, Justiz, Schule, Geistlichkeit und Militär, von Ärzten, Juristen, Förstern, Hofhandwerkern, vom Statthalter bis zum Weinschenken und Schloßmädchen. Wichtig sind auch Steuer- und Abgabenregister des 16. bis 18. Jahrhunderts (Best. 90 Ab u. 90-12), Mannzahlregister des 17. Jahrhunderts (Best. 103) sowie die Testamente und Zivilprozesse der Landgerichtsakten (Best. 104). Aus dem trotz erheblicher kriegsbedingter Verluste noch immer reichen Material sei auch hingewiesen auf Akten der Hofhaltung, der Domänen (Best. 90-8), der adelig freien Güter (Best. 90-11), des Kirchen-, Schul- und Armenwesens (Best. 90-15), des Deich- und Sielwesens (Best. 90-16) sowie auf Regierungsberichte der Beamten. Gleich eingangs findet sich übrigens ein Torflieferungsregister zu Hexenverbrennungen von 1543 (Best. 90 Ab Nr. 5). Ergänzend seien hier auch die schon vor Jahren erschienen Findbücher (20-25) für das Stadtarchiv Jever erwähnt.

Wolfgang Büsing

175 Jahre Oberlandesgericht Oldenburg, 1814 Oberappellationsgericht - Oberlandesgericht 1989, Festschrift, Carl Heymanns Verlag, Köln u. a., 1989, XV + 724 Seiten, 37 Abb., Leinen, DM 220,-.

Auch die Rechts- und Gerichtsgeschichte ist wie alle Geschichte im Kern Personengeschichte. So bringen auch speziell juristische Festschriften meist auch etwas zur Genealogie und Biographie, eben von Juristen. Gerade in



jüngster Zeit sind insoweit reichhaltige Werke erschienen, nämlich „Rechtswissenschaft in Göttingen. Göttinger Juristen aus 250 Jahren“, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1988, 568 S., DM 74,-, und „Juristen im Portrait. Verlag und Autoren in vier Jahrzehnten. Festschrift zum 225jährigen Jubiläum des Verlages C.H. Beck“, München 1988, 771 S., DM 58,- (Besprechung beider Werke in: Archiv für Sippenforschung, 55. Jg. H. 115/1989, S. 236-238).

Auch zur speziell oldenburgischen Juristenbiographie liegen schon bedeutende Arbeiten vor. In der „Oldb. Familienkunde“ z. B. sind aus der Feder namhafter oldenburgischer Juristen erschienen: „Gerhard Christian Groskopf (1803-1876), Ein oldenburgischer Advokat von Format“ von Werner Hülle (4. Bd., Jg. 18/1976, S. 330-338) und „Gerhard Anton von Halem (1752-1819)“ von Karl Steinhoff (5. Bd., Jg. 22/1980, S. 145-167).

Hierzu fügt nun die vorliegende stattliche Festschrift mehrere wertvolle oldenburgische Juristenbiographien hinzu, nämlich von Wilhelm Hamann, „Christian Ludwig Runde (1773-1849)“, S. 43-68, und von Walter Ordemann präzise Kurzbiographien der Gerichtspräsidenten von Berg (1765-1843), S. 16-23, und von Beaulieu-Marconnay (1815-1889), S. 23-27. Auch Gerhard Haack bringt mehrere ausgearbeitete Kurzbiographien, so von Gottlieb Planck (1824-1910), der sowohl im Göttinger (S. 298 ff.) als auch im Oldenburger Werk (S. 442-443) dargestellt ist.

Aber auch die meisten anderen geschichtlichen Überblicke enthalten zahlreiche Personenerwähnungen. Von besonderem personengeschichtlichen Wert sind die Liste der Präsidenten des Landgerichts Oldenburg (S. 417) und die „Personalverzeichnisse“ (S. 725-742) mit 408 Namen, z. T. mit Geburtsjahr und/oder Amtsjahren, aber stets ohne Todesjahr. Für 18 bedeutende Oldenburger gibt es kleine Porträtabbildungen (S. 42, 213-214, 322, 394, 567). Der Familienforscher und Biograph bedauert allerdings, daß das namenreiche Werk kein Namenregister aufweist. Reizvoll wäre gewesen, wenn in dem kurzen Beitrag „Frauen in der Justiz“ (S. 571-573) der Frage nachgegangen worden wäre, wer wohl die erste oldenburgische Juristin überhaupt war.

Zusammenfassend ist zu begrüßen, daß die oldenburgische Biographie durch diese Festschrift sowohl wertvolle Bereicherungen als auch weitere Anstöße erfahren hat. Denn sie läßt erkennen, daß noch manche interessante oldenburgische Juristenpersönlichkeiten der biographischen Bearbeitung harren. Vor allem läßt der nun vorliegende Bestand noch verstreuter Biographien oldenburgischer Juristen die Hoffnung aufkommen, daß diese bald einmal nach dem großen Vorbild von Erik Wolfs „Große Rechtsdenker der deutschen Geistesgeschichte“ zu einem biographischen Querschnitt der oldenburgischen Rechts- und Kulturgeschichte gesammelt und vereinigt werden mögen.

Dr. jur. Gerold Schmidt, Bonn